This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

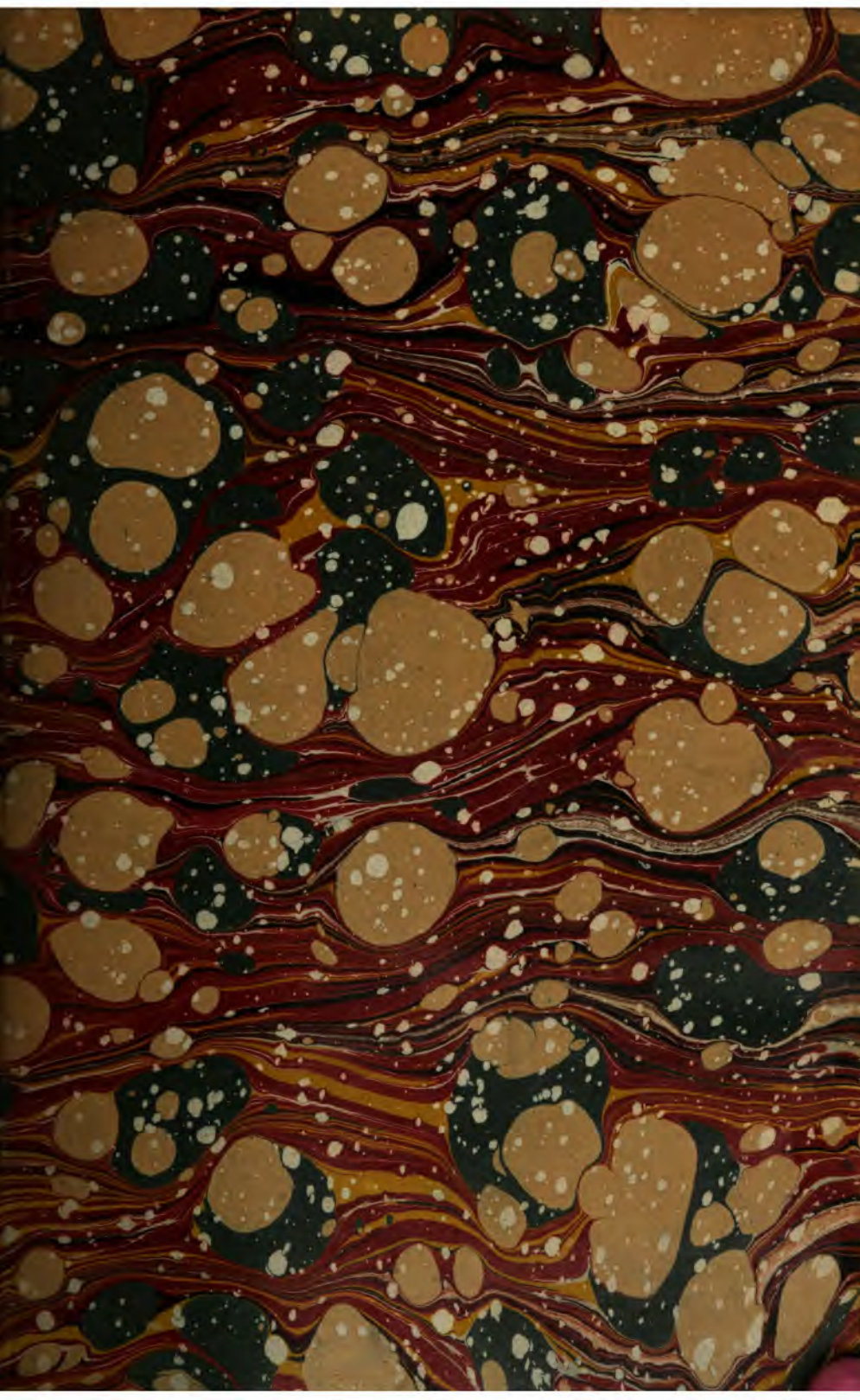
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

~~UHS. 34 h. 22~~

Vet. Ger. III B. 244



Ernſt von Houwalds

ſämmtliche Werke.

Dritter Band.

Ernst von Houwalds

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1851.

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY
28 MAY 1954
UNIVERSITY OF OXFORD

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Romantische Akkorde.

Das Wiedersehen auf dem St. Bernhard 3

Constanze, Gräfin de Roffan. Ein Aktenstück aus den Zeiten Ludwigs XIV. . 28

Wahnsinn und Tod. Ein Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen . 43

Die Braut von sechs Jahrhunderten 76

Die Schlacht bei Malplaquet 101

Die Todtenhand. Eine Criminalgeschichte 146

Jakob Thau, der Hofnarr. Eine Erzählung 167

Das Seetreffen bei Nacht. Eine historische Skizze 210

Materialien zu einem Volkskalender.

I. Der Hausfreund. Eine Erzählung 215

II. Die Erde und der Mensch 227

III. Das Kindtaufen 231

IV. Das weiße Lamm und der schwarze Bär 240

Scenen aus einem Bade 249

Das Begräbniß. Eine Erzählung. (Zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.) 258

Der Epilog zu Maria Stuart 270

Graf Cornitz von Ulefeld, Reichshofmeister in Dänemark. Eine biographische Skizze 283

Der Substitut. Eine Erzählung 295

Romantiſche Akkorde.

Das Wiederſehen auf dem St. Bernhard.

In einer alten Dorfkirche des Kantons Bern ſteht hinter dem Altare in einer Niſche ein Gemälde, die Mutter Gottes vorſtellend, wie ſie das Chriſtkindlein vor ſich aufrecht ſtehend hält und dieß die kleinen Arme ausbreitet, als wolle es alle Welt damit umfaſſen. Ob nun gleich der Augenſchein lehrt, daß dieſes Bild in den alten koſtbaren Rahmen des Altars paſſen würde, wozu es auch beſtimmt geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo hat man ihn doch nicht damit geſchmückt, ſo herrlich ſich auch immer die Kunſt an dieſem Gemälde offenbart, und indeß mit ſeinem leeren Rahmen der Altar wie verödet in der Kirche ſteht, ſcheint das Bild an dem einſamen Orte als ein Denkmal über zwei Grabſteine aufgeſtellt.

Vor langen Jahren lebte ein Geiſtlicher in dieſem Dorfe mit Namen Sarret. Sein Grabhügel iſt zwar auch ſchon eingeſunken, doch ſein Andenken noch im Segen geblieben, und die Entſtehung jenes Gemäldes, das mit ſeiner Familiengeſchichte eng zuſammenhängt, hat ſich in den Herzen der Nachkommen lebendig bewahrt, denen das Bild ſo theuer und heilig iſt, wie den Enkeln eine Familienſchilderung ihrer Vorfahren.

An einem rauhen Aprilabend ſaß der alte Sarret einſt im Kreiſe ſeiner Familie. Sein Sohn Louis las ihm noch einmal den Text zur morgenden Predigt vor. Die Gebirge lagen tief im Nebel, und ein kalter Wind ging durchs Thal. — Da trat der Gaſtwirth des Dorfes herein und meldete dem Pfarrer, daß vor einigen Stunden ein Wanderer bei ihm eingeſprochen ſey, der jetzt von einem ſo heftigen Fieber überfallen worden, daß zu glauben ſtehe, er möchte ſeine letzte Herberge hier gefunden haben. Mit Sehnſucht habe er nach geiſtlichem Zuſpruch verlangt, doch da aus ſeinem Reden zu ſchließen geweſen, daß er katholiſchen Glaubens

ſey, ſo habe er ihm bedeutet, daß hier nur eine reformirte Kirche ſtehe, und ein katholiſcher Prieſter weit und breit nicht aufzutreiben ſeyn würde, worauf der Kranke denn ſtill vor ſich hin geweint.

„Ei, ei! mein lieber Wirth!“ rief Sarret, und ſprang im heiligen Eifer auf, als der Mann ausgeſprochen hatte; „müſſen wir denn gerade eines Glaubens ſeyn, um uns in der letzten Noth nicht zu verlaſſen? und bin ich denn nicht da, dem Kranken mit Troſt beizuſtehen? wir ſind allzumal Gottes Kinder, und wem die reine Liebe im Herzen lebt, der hält alle Menſchen für ſeine Brüder!“ Mit dieſen Worten griff der Greis nach Hut und Stock, befahl ſeinem Sohn ein Büchschen ſtärkenden Balſam und eine Flaſche Wein mitzunehmen, und eilte dem Wirthe nach.

So traten die Samariter in die Gaſtſtube. In einem Winkel derſelben, auf einem Bette, das ihm die Wirthin untergeſchoben hatte, lag der Kranke in großer Fieberhitze, ſeine Augen auf ein kleines Kreuz geheftet, das ſeine zitternden Hände emporhielten. Sarret nahte ſich ihm ſanft: „Mein Sohn,“ redete er ihn an, „ich bin der Geiſtliche dieſes Orts, und komme dich zu beſuchen!“ — Der Kranke ſchaute freudig auf. „Ach!“ ſprach er mit ſchwacher Stimme, „meine letzte Stunde iſt nahe, und mich verlangt nach den Gebräuchen unſerer Kirche; wollen Sie meine Beichte allein anhören und mir die letzte Oelung geben?“ — „Ich bringe dir jeden Troſt,“ entgegnete Sarret, „der im Worte des Herrn liegt, und will auch, wenn es dich beruhigt, deine Beichte anhören. Allein die wahre innere Reue iſt die eigentliche Beichte, und das ſterbliche Ohr bedarf es ja nicht erſt zu hören, was der Allvater dort oben dem ſchwachen Menſchen verzeiht. Deine Füße aber zum Weg ins Thal des Todes ſalben, das verſtehe ich nicht, wohl will ich ſie dir mit ſtärkendem Weine waſchen, denn du wirſt noch ferner den Weg der Prüfung hienieden wandeln!“

Der Kranke ergriff die Hand des Greiſes, der ſich zu ihm auf die Knie niedergelaſſen hatte, und drückte ſie an ſeine Lippen. Mit Mühe richtete er ſich auf und ſtammelte halb laut ſeine Beichte her. Er war ein junger Maler, der aus Italien kam und nach ſeiner Heimath zurück wandern wollte, und ſein reines Gemüth hatte ja keine andere Sünde zu bekennen, als daß er über den Eifer zur Kunſt den öffentlichen Gottesdienſt bisweilen verſäumt habe. — Worauf ihn der Geiſtliche abſolvirte, und mit troſtvollen Worten zuſprach.

Sarret, der einige ärztliche Kenntniſſe beſaß, unterſuchte nun den körperlichen Zuſtand des Kranken, und ſah bald ein, daß nur deßhalb das Fieber ſo ſehr die Oberhand genommen habe, weil er von der Anſtrengung der Reiſe gänzlich erſchöpft ſey. Deßhalb ſorgte er zuerſt für

einige Stärkungen, indeß Louis ihm die wundgelaufenen Füße mit warmem Weine wusch. Ob nun gleich des Leidenden Zustand dadurch gemildert wurde, so schien doch die Hülfe eines Arztes durchaus nöthig, und nachdem der Pfarrer den Wirth bei Seite genommen, und mit ihm die Herbeischaffung desselben besprochen hatte, that er dem Kranken den Vorschlag, sich in das Pfarrhaus bringen zu lassen, wo er nach Kräften gepflegt werden sollte. Der Jüngling konnte vor Rührung nicht antworten und hob nur seine Hände dankend zum Himmel auf, indeß ihm die hellen Thränen über die verfallenen Wangen rollten. Sarret eilte voraus und ließ zur Aufnahme des Fremden alle Anstalten treffen. Louis trug mit einigen starken Männern ihn sanft nach der Pfarrwohnung hin. Theilnehmend von der Hausfrau hier empfangen, ward er in ein eignes Stübchen gebracht, und in ein weißes warmes Bett gelegt, wo er denn vor Mattigkeit bald einschlummerte.

Die Familie im Pfarrhause bestand aus dem alten Vater Sarret, seiner Gattin Margaretha und ihren Kindern Louis und Marie. Louis war eben von der Universität zu Lausanne zurückgekehrt, wo er die Gottesgelahrtheit studirt hatte, zu welchem Studium seine Seele von seinem frommen Vater selbst vorbereitet worden war. Er hatte sich viele Kenntnisse erworben, und was er für das höchste achtete, einen Freund dort gefunden, der jetzt der Verlobte seiner Schwester war. Mit Louis zugleich studirte nämlich der Sohn eines reichen Handlungshauses aus Lausanne, mit Namen Reimold, ebenfalls die Theologie. Er war ein edler, aber höchst schwärmerischer Jüngling, dessen frühe Neigung, bestimmt durch die Religiosität seiner sanften schon vollendeten Mutter, ihn von den weltlichen Geschäften seines Vaters abgezogen und zu dieser ernstern Laufbahn hingeführt hatte. Ehe Reimold Louis Bekanntschaft machte, hatte er schon mehreremale die Kanzel betreten, und sich durch Innigkeit und Wärme im Vortrage die Herzen seiner Zuhörer zugeeignet. Seine Lehrer aber tadelten die zu große Begeisterung, mit der er sprach und die ihn nicht selten zu eigner sichtbarer Rührung hinriß, und meinten, daß er seine Kanzelvorträge mehr mit dem Verstande als mit den Herzen ausarbeiten, und sie mit ruhigerer Besonnenheit halten sollte. Der heiße Jüngling ward mit sich selbst uneins. Er wollte den erfahrenern Männern so gern Glauben beimessen, allein er fühlte sich doch von ihren tiefdurchdachten Reden nur selten erwärmt und zur Andacht und Rührung hingezogen.

Um für sein Herz Nahrung zu finden, suchte er nun die Bekanntschaft der benachbarten Dorfgeistlichen, und so geschah es denn, daß ihn

einer derſelben auf den Charfreitag einlabete, wo ein Kandidat, Namens Sarret, bei ihm predigen würde, von dem er viel Gutes zu ſagen wußte. Der Charfreitag war für Reimold von früher Jugend an immer ein Tag heiliger Erhebung geweſen; mit offnem bewegtem Herzen ſaß er in der Kirche, als Louis die Kanzel beſtieg, und wie ward ihm, als des Jünglings edler beſcheidner Anſtand, die Schüchternheit, die das Feuer ſeines Vortrags mäßigte, und der innige Gehalt ſeiner Worte, ſeine Seele mächtig ergriffen! So hatte es ihm ſein eignes volles Gemüth oft ſelbſt eingegeben, und ſo hörte er nun das verwandte Herz zu ſich ſprechen.

Als der Gottesdienſt geendigt war, eilte Reimold in die Sacriſtei, und warf ſich ſtillweinend dem jungen Sarret an die Bruſt. Dieſer begriff ihn erſt nicht, allein mit dem Gemüth, was ſelbſt voll ernſter Rührung war, öffnete er dem bewegten Jüngling gern ſeine Arme. Als ihn Reimold endlich verſtändigt hatte, flog ihm Louis Herz freudig entgegen, und ſo ſchloſſen denn die beiden Jünglinge im Hauſe Gottes den heiligſten Bund fürs ganze Leben. Beide waren von jetzt an faſt unzertrennlich und da Louis dem Freunde oft ein Bild des ſtillen Glücks entwarf, das in dem Pfarrhauſe wohnte, wo ihm ſeine Jugend aufgegangen war, ſo beſchloß Reimold, als der alte Sarret den gereiften Sohn nach vierjähriger Abweſenheit zurück berief, ihn dorthin zu begleiten, um auch der übrigen Familie ſeines Freundes vertraut zu werden.

Wie der Kranich nach der Heimath, ſo zogen die beiden Jünglinge durch die blühenden Schweizer Thäler, bis der alte Kirchthurm des erſehnten Dorfes ſie begrüßte; und als ſie unter dem Abendläuten in das Dorf einwanderten, und man ihnen überall die Hand zum Willkommen entgegen reichte, und als endlich das Pfarrhaus ſich aufthat, und die zur Jungfrau aufgeblühte Schweſter dem überraſchten Bruder in die Arme flog und ihn jubelnd mit ſich fort zog an die Bruſt der ehrwürdigen tiefgerührten Eltern, da ward Reimolds Seele ſo bewegt, daß er vor Wonne mit weinte, und ſich den Eltern auch in die Arme warf und ihnen zurief: „Laßt mich doch auch euer Sohn ſeyn!“

Und er ward es! — Mariens unbeſchreibliche in himmliſche Unſchuld gekleidete Anmuth rührte gar bald ſein Herz, und wie hätte der beſcheidne, männlich ſchöne, von ihren Eltern ſo geachtete, von ihrem Bruder ſo geliebte Jüngling ihr gleichgültig bleiben können? Der frohe Bruder ahnete bald die aufkeimende Neigung beider und pflegte ſie als eine Lieblingsblüthe, und als in einer Morgenſtunde, bei dem unnennbaren Anblick des Erwachens der ewig ſchönen Natur, auch ihre Herzen aufgingen, legte er beider Hände in einander. Die erfreuten Eltern willigten ein, und

nach den ersten glücklichen Tagen eilte Reinwold nach Lausanne zurück, um dort auch den Segen seiner Eltern für sich und seine Maria zu empfangen. Er hatte nun bereits von dort aus geschrieben, und einen Brief seines Vaters beigelegt, worin dieser versicherte, daß er nichts gegen die Wahl seines Sohnes einzuwenden habe, und ihm vielmehr hierin völlige Freiheit zustehe.

So stand denn das Familienverhältniß, als der kranke Wanderer in der Pfarrwohnung aufgenommen wurde.

Der Arzt erschien, und fand den Zustand des Kranken sehr bedenklich. Dieser war zwar nun erwacht, schien aber wenig um sich her zu wissen, und lag still vor sich hin. Nur in den Stunden, wo die Fieberhitze seine Nerven anspannte, sprach er viel und lebhaft, und seine Phantasie schweifte in dem Gebiet seiner Kunst umher. Da beschäftigte ihn denn unaufhörlich ein Gemälde der Mutter Gottes, welches er auf der Staffelei zu sehen und daran eifrig zu arbeiten glaubte. Seine Augen waren dann starr auf eine Stelle geheftet und seine matte Hand bewegte sich, als führe sie den Pinsel. Doch fuhr er oft wie im Wahnsinn von dieser stillen eingebildeten Arbeit, als sey sie ihm nicht gelungen, wieder auf, faltete verzweiflungsvoll die Hände, und betete inbrünstig zu der heiligen Maria, daß sie nur einmal ihm erscheinen möchte, damit sein sterbliches Auge ihre himmlische Anmuth fassen und sie mit dem Ideale seiner Seele verschmelzen könnte. In den Augenblicken, wo diese Phantasien nachließen, war er gegen alles empfindungslos, bemerkte nichts was um ihn vorging, und nahm die zarte Pflege der Familie Sarret gleichgültig an. So vergingen die Tage bewußtlos, die Nächte fast schlaflos.

Eines Abends, als die Mutter und Marie mit ihrer Arbeit ruhig im Krankenzimmer saßen, stellte sich das Fieber mit ungewöhnlicher Stärke wieder ein und die Phantasien erwachten. Die Mutter, die nur immer ab und zu ging, indeß Marie und Louis eigentlich die Pflege des Kranken theilten, hatte den leidenden Jüngling noch nicht in diesem Paroxismus gesehen, und begriff ihn deßhalb nicht, und als er im Bette unruhig wurde, die Vorhänge aufriß, die gefalteten Hände emporhob und mit rührender Stimme ausrief: „O Maria! Maria! hörst du nicht mein Rufen und Flehen?“ so glaubte die Mutter, er verlange nach ihrer Tochter, und mit der einen Hand die Lampe ergreifend und mit der andern die Tochter zum Krankenbette hinführend, sagte sie: „hier ist Maria!“ Sie schlug bei diesen Worten den Schirm der Lampe auf, und als das Licht davon mit einemmale auf Mariens liebliches Antlitz fiel, und sie dem Kranken, wehmüthig lächelnd, die Hand reichte, so glaubte er wirklich

die Himmlische vor sich zu sehen, starrte sie lange wie in Verzückung an, drückte seine heißen Lippen auf ihre Hand, und, als sey er verblendet von einem überirdischen Glanze, schlug er dann beide Hände vor die Augen; doch als sie sich zu ihm setzte und ihm liebevoll zusprach, und er sie bebend fragte: ob sie denn länger bei ihm verweilen wolle — und sie in ihrer Unschuld ihm versicherte, daß sie ihn nicht verlassen würde, so fing er still an zu weinen. Er hob dann wieder seine Augen auf und heftete sie fest auf Marien, als wolle er ihr Bild tief in seine Seele einsaugen, und als sie sanft und voll Mitleid ihre Hand auf seine heiße Stirn legte, so war es, als habe ihn wirklich eine Heilige berührt, denn das Fieber ließ nach, und seit langer Zeit zum erstenmale schloß ein süßer Schlummer seine Augen.

Und von diesem Augenblicke an schien das Leben über den Tod gesiegt zu haben. Die Phantasie goß das Oel gestillter Sehnsucht lindernd in die heißen Adern, und voll der lieblichen himmlisch geträumten, aber doch nur irdischen Erscheinung, hob sich das Herz in ruhigern Schlägen. Der Arzt fand den Kranken am andern Tage sehr leidlich; das Bewußtseyn kehrte allmählig bei ihm zurück, und er erkannte nun die zarte Pflege, die ihm das Leben erhalten hatte.

In kurzer Zeit erklärte ihn der Arzt außer aller Gefahr, und je größer die Freude über seine rückkehrende Gesundheit bei seinen Wohlthätern wurde, um desto mehr wuchs ihre liebevolle Aufmerksamkeit für ihn. Alle wechselten ab, ihn durch mancherlei Unterhaltungen zu zerstreuen, und wenn ihm der Vater oder Louis vorgelesen hatten, so plauderten dann die Mutter oder Marie mit ihm. Vor allen aber schien er sich nach Mariens Unterhaltung zu sehnen, er konnte seine Augen an ihrer Lieblichkeit nicht genug weiden, und es war ihm, als spreche ein Engel zu ihm, wenn er sie reden hörte. Er schloß ihr sein ganzes Herz auf und vertraute ihr die kurze Geschichte seines Lebens.

Er war der Sohn eines Bürgers und Rathsherrn zu Köln, und hatte seinem Vater nachfolgen und die Rechte studiren sollen. Da aber durch die schöne Gemäldesammlung desselben der Sinn für die Kunst früh in dem Knaben erweckt worden war, und sein Talent sich zeitig genug offenbart hatte, so hatte ihn der Vater ungestört seinen eignen Weg gehen lassen, und ihm alle mögliche Gelegenheit verschafft, einst etwas Großes in der Kunst zu leisten. Mehrere tüchtige deutsche Meister waren seine Lehrer geworden, und in seinem achtzehnten Jahre war Johannes, reichlich ausgestattet, endlich nach Italien gezogen. Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in dem schönen Lande, wo die Kunst einst unter einem mächtigern

Geschlechte gelebt, und ihm selbst gelehrt hatte, ihr ihre herrlichen Denkmale für die schwächere Nachwelt zu errichten, kehrte er nun in seine Heimath zurück, hatte aber die Reise durch die Schweiz zu Fuß machen wollen. O wie viel Interessantes wußte er nicht Marien zu erzählen! Sie hörte ihm staunend zu, freute sich wie ein Kind seiner glücklich verlebten Stunden, weinte über das Ungemach, das ihn getroffen, und verlebte so mit ihm seine Vergangenheit. Aber was sollte sie ihm aus ihrem einfachen Leben dafür erzählen? Die Rose entfaltet leise ihre Schönheit an dem stillen Orte, wohin die Natur sie pflanzte; sie kennt die Welt nicht um sich her, und die ganze Fabel ihres Lebens ist nichts, als das Aufblühen am Frühlingsmorgen. Aber eben deßhalb ist sie so lieblich! In des Jünglings Seele schlug auch bald ein niegeahnetes Gefühl tiefe Wurzeln, und die Blüthen einer unnennbaren heiligen Liebe zu Marien entfalteten sich leise.

Johannes verließ schon wieder zuweilen seine Krankenstube und gesellte sich zu der Familie im Wohnzimmer. So saßen sie denn auch eines Abends beisammen und warteten auf Louis Rückkehr, der in das nahe Städtchen gegangen war, und Johannes erzählte ihnen von seinen Reisen. Da trat Louis freudig herein und rief der Schwester zu: „Was gibst du mir für das, Marie, was ich habe?" — „Gewiß einen Brief vom Bräutigam," sagte lächelnd die Mutter. — „Ist's wahr?" fragte Marie erröthend, „ist's ein Brief von Reimold?" und hastig empfing sie ihn, und sprang damit hinaus auf ihr Kämmerchen. — „Von wem war der Brief?" fragte Johannes bebend, gegen welchen man dieß Verhältniß noch nicht erwähnt hatte. „Von meiner Tochter Bräutigam," sagte die Mutter, „von dem Sohne des reichen Kaufmanns Reimold aus Lausanne!" und nun mußte er sich weitläuftig die Geschichte ihrer Bekanntschaft erzählen lassen. Johannes hörte zerstreut zu und blieb in sich gekehrt. Er nahm dann schweigend sein Licht und ging auf sein Stübchen. Marie ist Braut! wiederholte er sich, und ihm war, als sey es ihm auf einmal so öde in der Brust geworden. Wenn ein reines Herz zum erstenmale ein anderes Wesen mit heißer Liebe umfaßt, so ziehen süße Ahnungen und Hoffnungen an ihm vorüber, und grüßen es wie die Wahrsagerinnen einer herrlichen Zukunft. Wenn es ihm aber plötzlich klar wird, daß sein Gefühl unverstanden antönte und die Liebe in der fremden Brust, auf deren Erwachen er leise erst hoffte, schon längst für eine dritte Seele lebt, so steht es so arm mit seinem Reichthum und so verlassen da, wie der einsame Mond, der liebend über die Erde aufgeht, die schon längst von den Armen des Schlafes umfangen ist.

Reimold hatte ein kurzes liebevolles Briefchen an seine Braut geschrieben und ihr darin seine baldige Ankunft verheißen. Längere Briefe lagen an den Vater und Louis bei, nebst einigen theologischen Aufsätzen. Die Männer waren über den Fleiß und das Talent ihres jungen Freundes entzückt, Maria hocherfreut über die ihr gegebene Hoffnung des baldigen Wiedersehens, und die Mutter mit dem Gedanken an die Ausstattung der Tochter beschäftigt.

Johannes aber blieb heut einsam auf seinem Stübchen und fühlte sich zum erstenmale fremd in dem gastfreundlichsten Hause. Er hätte gern seinen Wanderstab wieder ergriffen und wäre seine Straße weiter fort gezogen, allein seine Kräfte waren noch zu erschöpft, und die Familie Sarret, die ihn sehr lieb gewonnen hatte, und ihn noch nicht so bald von sich lassen wollte, wies jeden Vorsatz dieser Art mit liebevollen Bitten zurück. Und was sollte er nun sagen, wenn Maria mit nassen Augen ihn ansah, und kindlich seine Hand ergriff, und meinte: sie werde ihn doch so lange hier fest halten, bis sie selbst fortziehen müsse! — Johannes blieb denn freilich wohl gern und schloß sich immer enger an die Familie, aber so unbefangen gegen Marien als sonst war er nicht mehr, und je schwesterlicher sie sich zu ihm hinneigte, eine desto größere ungenannte Wehmuth überfiel ihn.

Der Frühling war nun über die Gletscher in seiner vollen Pracht in die Schweizer Thäler hinabgestiegen. Johannes genoß zum erstenmale wieder die frische Luft, und Marie, die ihn voll Freude über seine Genesung begleitete, führte ihn auf sein Verlangen in die Kirche, die ein festes dunkles Gebäude war und noch aus alter katholischer Zeit herstammte. Er kniete still andächtig vor dem Altare nieder, auf welchem vor grauen Jahren einst Messe gelesen wurde, und dankte dem Himmel für seine Genesung. Ihm war, als kniete er auf geweihtem Boden, und sein Herz erhob sich über alles Irdische. Marie war neben dem Jüngling niedergesunken, hatte auch ihre Hände gefaltet und betete innig für ihn. Nach einer langen Pause erhoben sich beide, Johannes Augen waren voll Thränen, auch Marie konnte die ihrigen nicht zurückhalten und legte ihr Köpfchen, um still zu weinen, an seine Schulter.

Des Jünglings Herz zerfloß in Liebe und sehr bewegt kamen beide zurück.

Von dieser Zeit an besuchte er die Kirche fast täglich. Da fesselte der leere kostbare Rahmen im Altar, der wahrscheinlich sein Gemälde verloren haben möchte, als die katholische Kirche in eine reformirte verwandelt worden war, seine Aufmerksamkeit, und er faßte den Vorsatz:

aus Dankbarkeit, und damit man ſeiner gedenken möge, den Altar mit einem neuen Gemälde zu zieren. Er eröffnete dem Vater Sarret ſeinen Entſchluß, und dieſer, der Urſache hatte, den Jüngling für einen vorzüglichen Künſtler zu halten, beſtärkte ihn mit Freuden darin. Die Erforderniſſe wurden bald herbeigeſchafft, und Johannes fing an von neuem wieder aufzuleben, als er die Leinwand vor ſich auf der Staffelei erblickte. Was er aber darauf auszuführen gedachte, das hielt er als ein Geheimniß, ließ die entworfene Skizze niemanden, und auch Marien nicht ſehen, und verwies alle deßhalb an ihn gerichteten Fragen auf die Vollendung des Gemäldes.

An einem ſchönen warmen Abend, wo die Familie vor der Thüre ſaß, um den Aufgang des Vollmondes abzuwarten, kam ein Wagen daher gerollt, hielt an dem Pfarrhauſe ſtill, und Reimold flog heraus und ſeiner Marie in die Arme. Der Jubel war allgemein, der Empfang höchſt innig. Johannes ward ihm als jetziges Mitglied der Familie vorgeſtellt und ſeiner Freundſchaft empfohlen. Das Bild glücklicher Liebe ergriff das Herz des armen jungen Künſtlers gewaltig. Er zog ſich bald auf ſein Stübchen zurück und ſah hier gedankenlos und mit ſtarren Augen nach der Arbeit auf der Staffelei hin, welche die Dämmerung verhüllte. Da ging der Vollmond über die Gebirge auf und warf ſeinen Schimmer auf das angefangene Gemälde, als wolle die Natur mit ihrem ſanften Auge das Geheimniß ſeiner Kunſt belauſchen, und als ihn die lieblichen vertrauten Züge eines feſt vollendeten Madonnenkopfes im Mondſchein anlächelten, da ging ihm das Herz in Wehmuth auf, und mit ausgebreiteten Armen rief er: „Nein, ich bin nicht verlaſſen! denn du, o herrliche Natur, und du, o himmliſche Kunſt, ihr ſeyd meine Vertrauten!“ Er ging mit gefaßterem Muthe in das Wohnzimmer zurück und hörte ſtill dem heitern Geſpräche der Familie zu. Bald aber wendete ſich Marie wieder allein zu ihm, denn die Männer waren auf gelehrte Gegenſtände gerathen, und Reimold vergaß gewöhnlich alles um ſich her, wenn er über dergleichen disputiren konnte. Und ſo wie an dieſem erſten Abend, ging es denn fernerhin auch gar oft. Reimolds heller vielumfaſſender Geiſt ſtrebte unabläſſig vorwärts nach Licht und Klarheit; das Leben ſchien ihm eine höhere Beſtimmung zu haben, als bloß dem ſüßen Gefühl des Herzens Raum zu geben. Er betrachtete die Liebe nur als Belohnung eines raſtloſen Strebens, nur als Erholung nach langer geiſtiger Anſtrengung. Johannes hingegen dachte und fühlte anders; er lebte nur in der höchſt reinſten Liebe, und das heilige Gefühl zu Marien, das ſeine ganze Seele erfüllte, ſchien ihm die Ideale zu verwirklichen, die an der

Hand der Kunst seinem geistigen Auge vorübergingen. Wenn denn nun Reimold sich oft von Marien zu den Männern hinwendete und sich mit ihnen in gelehrte Untersuchungen vertiefte, und Marien darüber vergaß, und sie ihm erst lange mit Bewunderung zuhörte, am Ende aber doch, weil sie ihn nicht fassen konnte, leise von ihm wegschlich und sich zu Johannes wendete, so fand sie bei diesem ein ihr völlig verwandtes, nur ihr ergebnes Herz, und statt des hellen großen Geistes, der ihr Auge blendete, ein sanftes tiefes heiliges Gefühl, das ihr unendlich wohl that.

Indeß arbeitete Johannes, seit Reimold anwesend war, viel fleißiger an seinem Gemälde, und suchte in dem einsam vertrauten Umgange mit der Kunst Erholung für sein krankes Herz. Es war Marien nicht entgangen, daß er stiller und verschlossner geworden war, aber weil ihr kindliches Gemüth nicht die wahre Ursache ahnete, so schloß sie sich immer enger an ihn, um durch liebevolle Aufmerksamkeit ihn wieder zu erheitern. Auch die Männer hatten den Jüngling alle so lieb gewonnen, und riefen ihn öfters von seiner Arbeit ab, um mit ihm die schöne Gegend zu durchwandern. Sie hielten sein niedergeschlagenes Wesen für die Folge der noch nicht ganz wiedergekehrten Gesundheit, und zeigten ihm eine so herzliche Theilnahme, daß Johannes muthig den Entschluß faßte, gegen sein eignes Herz zu kämpfen, und in dem Glücke seiner Wohlthäter Beruhigung für sich selbst zu finden. Ueberdieß mußte er es sich gestehen, je näher er Reimold kennen lernte, daß dieser ein Mann von herrlichem Gemüth und seltenen Geistesfähigkeiten war, und ob es ihm gleich unbegreiflich schien, wie ihn Mariens Liebe nicht einzig und allein erfüllen könne, und ob er sich oft wohl träumte, er würde sie ganz anders lieben, so wagte er doch auf keine Weise Mariens Wahl zu mißbilligen und ihren Glauben an eine glückliche Zukunft als Reimolds Gattin für nichtig zu halten.

Es waren nun schon mehrere Wochen seit der Ankunft des Bräutigams vergangen, und dieser äußerte immer dringender den Wunsch, daß Marie mit ihren Eltern ihn nach Lausanne begleiten möchte, um daselbst die nähere Bekanntschaft seiner Familie zu machen. Der alte Sarret willigte endlich ein. Louis sollte zurück bleiben und die Geschäfte des Vaters indessen versehen, und Vater, Mutter und Marie machten sich reisefertig. Auch Johannes mußte Reimolds Bitten nachgeben und sich zur Begleitung anschicken. Er that dieß auch um so lieber, da er sich keinen geringen Genuß von dieser Reise versprach. Die Mutter packte alles, was sie von Staat besaß, für sich und die Tochter zusammen, höchst besorgt, daß es immer noch nicht zureichen werde, und ob der Bräutigam sie gleich damit zu trösten suchte, daß sein Vater schon für den Schmuck

seiner Braut in Lausanne gesorgt habe, so lag der mütterlichen Eitelkeit doch viel daran, daß die Tochter gleich aus dem elterlichen Hause hinlänglich geschmückt in die Welt treten sollte. Mit frohem Muthe ward denn die Reise begonnen, für deren höchste Bequemlichkeit Reimold gesorgt hatte. Marie war noch nie aus ihrem Dörfchen gekommen, und fühlte sich hoch entzückt, als die Natur ihre Reize vor ihr ausbreitete, und sie die Gebirge nahe vor sich stehen sah, die sonst wie im blaßblauen Flor gekleidete Riesen ihren heimischen Horizont begränzt hatten. Reimold der immer gern den Blick von der Erde emporrichtete, und dem die Wunder der Natur nur immer als sichre Zeichen der Nähe alliebenden Weltgeistes groß erschienen, suchte ihr frommes Gemüth oft zur Begeisterung fortzureißen. Johannes führte sie aber mit zartem Sinn wieder zu der schönen Erde zurück, belauschte mit ihr die Natur in ihrer geheimen Werkstatt, und gab ihrem gerührten Herzen ein unnennbar seliges Gefühl, wenn er die Blumen und die frohen Geschöpfchen der Flur ihre und seine Geschwister nannte.

Endlich lag die Stadt Lausanne vor ihnen ausgebreitet. Reimold zeigte von fern schon das hohe Dach von seiner Eltern Hause. Die Mutter frohlockte, Marie wurde ängstlich. Bald darauf fuhr man in die Stadt hinein und hielt vor einem prächtigen Gebäude; reichgekleidete Bedienten eilten ihnen entgegen, die von der Mutter für vornehme Herren gehalten, und mit tiefen Verbeugungen begrüßt wurden. Oben an der Treppe empfing sie mit kalter Förmlichkeit der alte Reimold. Prächtige Zimmer wurden ihnen angewiesen, und nachdem man ihnen Zeit gelassen, ihre Reisekleider abzulegen, wurden sie in die Gesellschaftszimmer geführt, wo Madame Reimold, die Stiefmutter des Bräutigams, sie stolz empfing. Im ganzen Hause herrschte recht eigentlich kaufmännische Pracht, und alles bezeugte den großen Reichthum des Besitzers. Der alte Sarret, dem die Welt auf seinem Dörfchen wieder fremd geworden war, hielt sich, um nicht aus seiner Fassung zu kommen, immer den Spruch des weisen Salomo vor Augen: alles ist eitel! Seine Gattin hingegen konnte nicht aufhören, was sie sah, laut zu preisen und zu bewundern und Marie war stumm, und erwiederte schüchtern die Liebkosungen ihres Bräutigams. Nur Johannes war auch in dieser Welt zu Hause. Er hatte es gleich in den ersten Augenblicken bemerkt, daß Madame Reimold aus Eitelkeit alles hervorgesucht hatte, um mit ihrem Glanze die arme Predigerfamilie zu blenden, um desto weniger wurden ihre Herrlichkeiten von ihm bemerkt, und er ging an ihnen so ruhig vorüber, als gehörten sie für ihn ganz zu den Alltäglichkeiten des Lebens. Madame Reimold schloß auch bald daraus,

daß er von vornehmem und reichem Herkommen seyn müsse, und so wie im Anfange der junge Maler kaum von ihr bemerkt worden war, so zeichnete sie ihn bald vor allen andern aus. Der alte Reimold blieb größtentheils in seinen kaufmännischen Geschäften vergraben, kam nur selten von seinem Comptoir, und überließ die Gäste ganz seiner Frau. Diese hatte zu der Verbindung mit der armen Predigerstochter denn eigentlich sehr ungern ihre Einwilligung gegeben, weil sie den stillen Wunsch gehegt hatte, der Stiefsohn möchte ihre eigne Tochter, die sie aus erster Ehe in das Reimold'sche Haus mitgebracht, heirathen. Da es denn nun aber einmal anders seyn sollte, so wollte sie wenigstens der Familie Sarret recht fühlbar machen, welch ein großes nicht genug zu schätzendes Glück ihr durch die so reiche Verwandtschaft zu Theil würde. Ihrer Meinung nach blieb Marie gar weit hinter der vortheilhaften Schilderung zurück, die der Stiefsohn von seiner Braut entworfen hatte, und es war ihr eigentlich ein sehr ärgerliches Gefühl, daß sie dieß Landgänschen, wie sie zu sagen beliebte, das ihr Stiefsohn allen übrigen Mädchen vorgezogen hatte, ihre Schwiegertochter nennen sollte. Sie stellte, um Marien recht fühlen zu lassen, wie viel ihr an Bildung für die große Welt noch abgehe, überall ihr die eigne Tochter an die Seite. Es wurden Feste gegeben, dem Namen nach: um die Braut des Stiefsohns den verwandten und bekannten Häusern der Stadt vorzustellen; allein die Familie Sarret wurde dadurch in manche Verlegenheit gebracht, stand dann im Hintergrunde, und mußte sich manche Zurücksetzung gefallen lassen. Zwar suchte der junge Reimold, wo er konnte, sie in Schutz zu nehmen und zu vertreten, was aber vermochte er gegen die Mutter, die geflissentlich auf Demüthigungen ausging, und immer bitterer wurde, jemehr sie sah, wie manches unbestochene Gemüth Mariens Schönheit und natürliche Anmuth huldigte. Nur Johannes, der sich gleich Anfangs eine Gewalt über Madame Reimold angemaßt und ganz gegen seine gewohnte große Bescheidenheit, recht vorsätzlich ein so ernst vornehmes Betragen angenommen hatte, als müsse sie es sich zur Ehre schätzen, daß er ihr Haus betreten habe, vermochte den ungemessenen Stolz derselben im Zaume zu halten, und stand wie ein Schutzgeist Marien immer zur Seite. Aber auch der alte Reimold war mit dem Vater Sarret unzufrieden geworden. Er hatte zwar nichts gegen die Wahl seines Sohnes einzuwenden, denn da dieser einmal gegen seine Wünsche eine andere Laufbahn, als die kaufmännische erwählt hatte, so ließ er ihn ganz gewähren und konnte auch Marien seine Zuneigung eigentlich nicht versagen, allein er hatte ihr einen schönen Schmuck und einige kostbare Kleider geschenkt, und verlangte, daß sie bei

den Festen in seinem Hause damit erscheinen sollte. Vater Sarret hingegen wollte dieß nicht zugeben und meinte, diese Sachen würden wohl für die Gattin des jungen Reimolds künftighin passen, sie wären aber zu kostbar für die Braut desselben, die nur ein armes Landmädchen sey, und als soche auch nur überall müsse erscheinen wollen. Der alte Reimold ward darüber verdrießlich, weil seine Freigebigkeit der Welt nun nicht bemerkbar wurde, und zog sich finster zurück.

Bei dieser Aufnahme sehnte man sich denn freilich bald wieder nach der Abreise und zurück in das stille Pfarrhaus. Auch der junge Reimold, der fest geglaubt hatte, daß seine Eltern Marien lieb gewinnen müßten, und der die verschiedenen der Familie Sarret zugefügten Kränkungen nicht hatte vorher ahnen können, rieth selbst dazu. Er fühlte wohl mit Kummer, daß er viel wieder gut zu machen und manches bittre Gefühl wieder zu verlöschen haben würde und beschloß deßhalb, seine Braut nach ihrer Heimath zurück zu begleiten. — Madame Reimold gab sich zwar das Ansehen, als bedaure sie, daß man die Zeit so kurz abgemessen habe, betrieb die Anstalten zur Abreise aber selbst aufs eifrigste.

So reiste denn die Familie Sarret endlich wieder ab. Mit frohen Herzen hatte man die Reise begonnen, aber mit niedergeschlagenem Muthe zog man wieder heim. Alle waren stiller geworden, jeder suchte die eben gemachten Erfahrungen mit seinen frühern Erwartungen zu vereinigen und das etwa zurückbleibende bittere Gefühl sich gegenseitig schonend zu verbergen. Nur Johannes, dessen eigentliches Interesse nicht mit verflochten war, überschaute richtig das Ganze und fühlte wohl, daß Marie für diese Verhältnisse nicht passen würde. Er sah, wie das holde unaussprechlich geliebte Mädchen, das mit dem Reichthum ihrer Seele ihm das Leben mit Himmelsblumen durchflochten haben würde, dort wie ein armes Kind aus Barmherzigkeit aufgenommen werden sollte. Mit männlicher Kraft würde er die heiße Leidenschaft seiner Seele niedergekämpft haben, hätte er nur Mariens Glück durch eine andere Hand gegründet gewußt; allein der Stolz und der Glanz des Hauses Reimold hatte wie ein Blitz in die dunkle Pfarrwohnung geschlagen, die Armuth darin grell beleuchtet und den stillen Frieden darin verletzt. Das Herz wollte ihm zerspringen, wenn er den Gedanken faßte, wie ganz anders Marie in seiner Heimath würde eingezogen und von seinen alten ehrwürdigen Eltern auf den Händen getragen worden seyn; aber Mariens Schicksal war entschieden. Ihr Vater und ihre Mutter verschmerzten manches und weil sie den Bräutigam ihrer Tochter wahrhaft achteten und liebten, so beruhigten sie sich damit, daß in seinen Händen das Glück ihres Kindes sicher liege und er sein

Weib zu schätzen wissen werde. Das war denn auch des jungen Reimolds heiliger Vorsatz und ob er gleich nun wohl das Schwierige desselben fühlte, so hoffte er doch, daß ihm die Zukunft bald ein unabhängiges Leben bereiten werde und war entschlossen, seine Hochzeit bis dahin auszusetzen.

Marie gab sich von ihrem Gefühle keine deutliche Rechenschaft. Ihre große Bescheidenheit schob ihr die Schuld zu, daß es ihr nicht gelungen war, sich die Zufriedenheit ihrer künftigen Schwiegereltern zu erwerben, und alle Kränkungen, die sie erduldet hatte, glaubte sie selbst veranlaßt zu haben. Ob dieß hätte anders seyn können und ob sie in einem andern Verhältnisse glücklicher gewesen seyn würde, darüber wagte ihr demüthig treuer Sinn nicht nachzudenken. War doch ihr Verlobter sich gleich geblieben und hatte sie doch den Vorsatz, selbst immer besser zu werden. Zwar erschrack sie wohl oft über sich, wenn sie sich mit innigerem Vertrauen zu Johannes hingezogen fühlte und sich bewußt ward, daß sie ihm viel eher ihr Herz aufschließen konnte als ihrem künftigen Gatten, auf den sie schüchtern hinblickte, wenn er wie ein Prophet vor ihr stand und sie seine erhabenen Ansichten nicht fassen konnte und er über die Liebe zum Weltall die Liebe seiner Marie vergaß; aber sie gab dem Gefühle, das zu Johannes sie hinzog, den ernsten Namen Freundschaft, und weil sie vom Vater oft gehört hatte, es sey dieß eine viel köstlichere und unverwelklichere Blume, als die Liebe selbst, so hielt sie ihre Neigung zu ihm für völlig geheiligt.

Johannes aber fühlte wohl, daß seines Bleibens hier nun nicht länger seyn dürfe und daß es für seine und Mariens Ruhe unbedingt nothwendig sey, daß er seinen Wanderstab bald weiter fortsetze. Ach! es erschütterte ihn wohl gewaltig, wenn er an den Abschied gedachte; sein Herz war ja zum erstenmale vom Gefühl der Liebe ergriffen und in ihr hatte die heiße ungenannte Künstlersehnsucht Beruhigung gefunden, weil sie jede Ahnung zu verwirklichen schien. Seine Seele war sich still des Eindrucks bewußt geblieben, den Marie während seiner Krankheit in den Augenblicken des fieberhaften Wahnsinns damals auf ihn gemacht hatte, und in jenem Moment war ihr liebliches Bild mit dem ihm vorschwebenden Ideale so in einander verschmolzen, daß er beides nicht mehr zu trennen vermochte. Deßhalb war denn auch jenes Gemälde, welches er aus Dankbarkeit und zu seinem Andenken für den leeren Rahmen des Altars in der Kirche zurückzulassen gedachte und welches die Mutter Gottes vorstellte, wie sie das Christkindlein vor sich aufrecht stehend hält und dieß die kleinen Arme ausbreitet, als wolle es alle Welt damit umfassen,

ihm unbemerkt nur das treue Konterfei der Geliebten geworden, und in dem Antlitz der himmlischen Maria blühten nur die lieblichen Züge der irdischen. Der junge Künstler war mit seiner Arbeit zufrieden, denn das theure Bild, das längst seine Seele erfüllt hatte, sah er nun vor sich auf der Staffelei; aber ihm unbewußt hatte die Liebe der Begeisterung den Pinsel aus der Hand genommen, um das begonnene Werk, ihrer ernstern Schwester täuschend ähnlich, nur mit lebendigern Farben, zu vollenden. Er arbeitete jetzt fleißiger als je daran, obgleich er bei dem Gedanken bebte, daß mit dem letzten Pinselstriche seine Hand auch nach dem Wanderstabe greifen müsse; aber er fühlte wohl, es mußte so seyn und er war bereit, das schwere Opfer zu bringen. Niemand von der Familie Sarret hatte ihn bei seiner Arbeit besuchen dürfen; er bewahrte das Gemälde vor ihnen als ein Geheimniß; denn weil er es für gelungen hielt, so gedachte er alle damit zu überraschen, indem es zum erstenmale vom Altar selbst in seiner Vollendung ihnen entgegenstrahlen sollte. Nur ein junger Mensch mit Namen Harly, welchen Reimold als seinen Diener bei sich hatte, durfte bei seiner Arbeit gegenwärtig seyn und ihm manche Handreichung leisten. Er war zu ihm hingezogen worden, weil Harly ebenfalls katholischen Glaubens war und beide ihre stillen Andachtsübungen in der Kirche, die doch einst auf geweihtem Grunde erbaut worden, immer zusammen hielten. Johannes mochte denn auch wohl manche Stunde gern an der Orgel zubringen, die er gut zu spielen verstand und wo ihm denn Harly willig die Bälge dazu trat. Der junge Bursche war ein guter frommer Mensch und jemehr das Gemälde in seiner Vollendung hervortrat, mit desto stillerer Rührung betrachtete er es und sagte dem begeisterten Künstler oft, wie er sich sehne, vor dieser Mutter Gottes erst beten zu können. Endlich war das Bild vollendet. Johannes wollte aber, ehe er Pinsel und Palette bei Seite legte, erst wissen, welche Wirkung es im Rahmen des Altars selbst machen und ob nicht noch einiges daran zu thun seyn würde. Deßhalb mußte ihm Harly den Schlüssel zur Kirche holen, worauf denn beide das Gemälde heimlich hinübertrugen. Während sie es nun mühsam in den Rahmen des Altars einpaßten, war der alte Küster ihnen neugierig nachgeschlichen, den sie nicht eher gewahr wurden, als bis er betrachtend vor dem Altar stand. Johannes trat rasch auf ihn zu, aber der alte Mann ergriff seine Hand und sagte freundlich, auf das Bild hinzeigend: „Ei, da haben Sie ja ein rechtes Kunstwerk gemacht; das ist ja unser liebes Jungfer Mariechen wie sie leibt und lebt, die wird niemand verkennen.“ — „Welche Jungfer Marie?“ fragte Johannes betroffen. „Je nun, Pfarrers Mariechen,“ antwortete der Küster, „sie ist ja zum

Sprechen getroffen und das ſchöne Kind, was ſie auf dem Schooße hält, iſt doch, als ob dieß halb ihr, halb Ihnen ſelbſt ähnlich wäre!"

Johannes ſtarrte erſchrocken nach dem Altar hin und da war es ihm, als habe ſich plötzlich das Bild verwandelt und ſtatt der heiligen Maria, die er mit Andacht vollendet zu haben glaubte, lächelten ihn nun wirklich die Züge der Geliebten entgegen. Er ſchlug beide Hände vor die Augen und ſank ſtillweinend auf die Stufen des Altars.

Der alte Küſter begriff nicht, was ihm widerfahren ſey und wollte ihm liebreich zuſprechen, allein er winkte ihm ſich zu entfernen. Das Geheimniß ſeines Herzens ſah er nun laut ausgeſprochen und vor aller Welt, ja vor Marien ſelbſt, hatte er nun bekannt, daß das Bild ſeiner Liebe ſich vor ſeine begeiſterte Andacht geſtellt hatte. Wie ſein Pinſel dazu gekommen war, die Züge der Geliebten zu entwerfen, das wußte er ſelbſt nicht; aber er fühlte wohl, daß ſo wie mit ſeinen ſchlichten Worten der alte Küſter den Schleier von dem Gemälde hinweggezogen hatte, ihm auch das Ideal aus ſeiner Seele entſchwunden und nur Mariens Bild darin zurückgeblieben war. „Nein," rief er ſich erhebend, „nein, du ſollſt niemands Andacht hier ſtören! Der Himmel iſt mein Zeuge! mit welcher reinen Erhebung ich dich vollendet habe und er ſelbſt hat ja den Engel geſchaffen, der hier in ſeiner Glorie ſtrahlt!" —

Harly hatte ſanft ſeine Hand ergriffen und ſagte in ſeiner Einfalt: „Ach, laſſen Sie doch das ſchöne Bild gleichen wem es will, es iſt ja doch die heilige Mutter Gottes und laſſen ſie uns lieber zur Beruhigung davor beten!" Da ſchien in Johannes Geiſt ein heller Gedanke aufzugehen. „Ja," ſagte er, „wir wollen davor beten, nur jetzt nicht; wir wollen dieß Bild zu einer feierlichen Stunde einweihen und wenn es unſere Andacht wieder geheiligt hat, dann will ich es ſelbſt vernichten und ſo mein Herz dem Himmel zum Opfer bringen!" —

Sie verhingen hierauf das Bild mit einem Tuche, verſchloſſen die Kirche wieder, doch behielt Johannes den Schlüſſel. Ergriffen von der Nothwendigkeit eines ſchnellen Opfers, eilte er auf ſein Stübchen und packte eilfertig ſeine Habſeligkeiten zuſammen. Noch vor Anbruch des künftigen Tages wollte er ſcheiden und ging, als er ſeine Sachen geordnet hatte, noch einmal hinaus ins Freie, um mit ſich zu überlegen. Wo ſollte er nun hinwandern? — In ſeine Heimath mit dem wunden Herzen zurückkehren, das war ihm unmöglich; dort war keine Heilung für ihn; nur Sorgen und Kummer würde er ſeinen Eltern mitgebracht haben.

Da ſprach eine Stimme in ſeinem Innern: ziehe wieder nach Italien! unter jenem Himmel und bei jenen Umgebungen wird ſich dein Herz wieder

beruhigen! — „Ja!“ rief er begeistert; „ja! nach Italien, will ich wieder ziehen! mit dem warmen Herzen wieder in das warme schöne Land, dort wo überall heilige Ueberreste wie alte ernste Freunde mich tröstend anreden, werde ich meine Ruhe wieder finden!“

Vor ihm sank die Sonne eben hinter die Gebirge; hinter ihm legten sich die Schatten der Berge über das Dorf. „Ach! du freundliche Sonne,“ rief er mit ausgebreiteten Armen, „grüß' mir immer das schöne Land, wo ich wieder hinziehen werde, und ihr alten Schatten, die ihr allabendlich euren stillen Zug in das Thal hinunter haltet wo Marie wohnt, tragt dem Engel Frieden und holde Träume wieder hinab!“

Er ging beruhigter nach dem Dorfe zurück. Vor demselben traf er Harly, der ihm nachgegangen war. Er hatte den Burschen sehr lieb gewonnen und entdeckte ihm offen den Plan seiner Reise, befahl ihm aber aufs strengste, keinem Menschen von dem Bilde und wo es geblieben zu sagen, sondern jede Nachfrage darüber mit Stillschweigen zu übergehen. Endlich bat er ihn noch, diese Nacht sich nicht zu Bette zu legen, sondern auf ihn zu warten, bis er ihn abrufen werde.

Als er dem Pfarrhause näher kam, sprang ihm Marie entgegen und machte ihm liebevolle Vorwürfe, daß er sich nun schon den ganzen Nachmittag vor ihr nicht habe sehen lassen. Johannes drückte ihr still freundlich die Hand und heftete lange seine in Thränen schwimmenden Blicke auf sie. Er wußte es ja wohl, sie würde ihm nicht wieder so entgegenhüpfen; er fühlte es wohl, sie würde ihn überall vermissen, und das volle liebende Herz zitterte bei dem Gedanken des nahen Abschieds; allein er war einmal männlich entschlossen, ihrer Ruhe dieß Opfer zu bringen und die reine Quelle des Entschlusses stärkte ihn mit Kraft zu dessen Ausführung. Mit mühsam verhaltnen Thränen, aber dennoch still heiter, setzte er sich mit der Familie zur letzten Abendmahlzeit. Er konnte nicht essen, sondern lächelte nur alle immer freundlich an, hörte aber kaum was sie sprachen. Endlich sagte der alte Sarret: „Ich habe gehört, mein lieber Johannes, daß Sie das Altarblatt heut schon in die Kirche haben tragen lassen, es wird wohl bald vollendet seyn!“ — „Ja!“ antwortete Johannes schüchtern, „es ist vollendet!“ — „Nun,“ fuhr der Vater fort, „so entziehen Sie es nicht länger unsern Augen. Wir wollen es am nächsten Sonntag öffentlich einweihen und dem lieben Künstler für sein Geschenk danken!“ Johannes schlug die Augen nieder, indeß eine sanfte Röthe sein Gesicht überzog. Man stand vom Tische auf; der Vater betete laut und sprach den Segen über alle, wie er Abends zu thun gewohnt war. Johannes hatte darauf gehofft wie der Sohn auf den Segen des Vaters; er

vermochte nicht länger zu bleiben, wünschte allen gute Nacht, drückte allen, und auch Marien, zum letztenmale die Hand und eilte auf sein Zimmer. Hier ließ er seinen Thränen freien Lauf und wie das fromme Kind am Sarge der geliebten Mutter sich recht satt weinen mag, so weinte sich der liebende schuldlose Jüngling recht innig aus am Sarge seiner schönsten Stunden.

Dann schrieb er noch kurze herzliche Abschiedsworte an alle. Bei dem alten Sarret entschuldigte er sich, daß er das Gemälde nicht zurückgelassen, damit, daß es ihm nicht gelungen und deßhalb nicht passend für den heiligen Ort gewesen sey; dagegen bat er ihn, Pinsel und Palette, womit er das Bild gemalt und die er ihm zurückließ, in einem einsamen Winkel der Kirche zu seinem Andenken aufzuhängen. Dann schrieb er noch an seine Eltern nach Köln und meldete ihnen, daß er, durch Umstände bewogen, die Reise nach Italien noch einmal angetreten habe. Als er die Briefe gesiegelt, war es schon weit in der Nacht und der Seiger hatte eben eilf Uhr geschlagen. Johannes zündete nun eine kleine Laterne an, schlich nach Harlys Dachkämmerchen, den er wachend antraf und bat diesen ihm zu folgen und ein paar Bündchen Reißholz mit zu nehmen. Hierauf ging er mit ihm dem Kirchhof zu und ließ das Reiß an einer verborgenen Stelle hinlegen, denn hier nun sollte das schöne Bild nach seiner Heiligung den Flammen übergeben werden. Hierauf öffnete er die Kirche und beide Jünglinge schritten schweigend durch die einsamen dunklen Gänge hin. Johannes zündete die Kerzen an und zog den Ueberhang vom Gemälde hinweg. Die Kerzen, welche nahe zu beiden Seiten des Altarbildes standen, übergossen es mit ihrem vollen Lichte, indeß durch die weiten Gewölbe der Kirche, die sie nicht zu erhellen vermochten, nur eine schwache Dämmerung zitterte; und so stand denn in den alten dunklen Hallen das Bild in seiner vollen Glorie da wie ein Engel, der im Lichtglanz hinab schwebt in das Thal der Dämmerung und des Todes. Johannes sah lange schweigend mit begeisterten Blicken auf das Gemälde hin und die vertrauten Züge, die ihn daraus anlächelten, schienen sich vor ihm wieder zu verklären und nicht mehr die Geliebte, sondern das hohe Ideal seiner Seele sah er in dieser feierlichen Stunde wieder vor sich stehen und da er gewahrte, daß Harly betend auf die Stufen des Altars neben ihm niedergesunken war, rief er entzückt: „Ja, ich kann auch wieder vor dir beten! Mit reinem Herzen hab ich dich vollendet und mit reinem Herzen kniee ich hier vor dir und heilige dich wieder, du Gebenedeite!“ Und mit gefalteten Händen sank er neben Harly hin und in ungestörter Andacht lagen beide Jünglinge lange vor dem Altar betend auf ihren Knieen. Johannes erhob

ſich endlich wieder. „Sieh,“ ſagte er zu Harly, ihm die Hand reichend, „ſieh, das iſt die heilige Mutter Gottes! unſer Gebet hat ſie geweiht und ſo mag dieß Heiligenbild denn immer wieder in Luft und Rauch zerfließen! Aber laß uns den Gottesdienſt erſt hier vollenden, damit es Zeuge der ganzen feierlichen Handlung ſey und ſeine Einweihung vollkommen werde. Er zog ihn mit ſich fort auf das finſtere Orgelchor und indeß er ſich an die Orgel ſetzte und ſeine Finger bebend auf die Taſten legte, eilte Harly in die Kammer, um die Bälge zu treten. Da ſtrömten denn die vollen gewaltigen Orgeltöne durch die Grabesſtille der dunklen Kirche und die Akkorde, die Johannes erſt einzeln vollſtimmig anſchlug, ſammelten ſich bald zu einem alten ſchönen Choral. Nur die Thurmuhr war bei dieſem mitternächtlichen Gottesdienſte wach und als wolle ſie einſtimmen in die heilige Melodie, ſchlug ſie die zwölfte Stunde. Johannes vernahm es wohl und eiskalt überlief ihn der Gedanke: daß nun die Geiſterſtunde gekommen ſey! — Er hatte einmal erzählen hören, wie in irgend einer Kirche die Todten ſich jedesmal in der Mitternachtſtunde verſammelt hätten, um ihren ſtillen Gottesdienſt zu halten, und es wurde ihm als ſolle dieß nun eben auch geſchehen und als zögen in ihren halbvermoderten Sterbekleidern die Todten paarweiſe hinter ihm zur Kirchthüre herein und nähmen ihre Plätze auf den leeren Bänken und ſchlügen ihre ſtaubigen verblichenen Geſangbücher auf, um mit einzuſtimmen in ſeinen Choral und als ſey er der Küſter der Todten geworden. Die Furcht ſträubte ſein Haar empor, der Schauder lief ihm den Rücken kalt hinab; er wagte weder ſich umzuſehen was hinter ihm vorginge, noch mit dem Choral aufzuhören, den er ſchon mehreremale wiederholt hatte. Aber wie ward ihm vollends, als wirklich eine hohe reine Stimme zu ihm aus der Kirche hinauftönte und die Worte zu ſeinem Choral ſang? — Das Entſetzen zog ihn von ſeinem Sitze auf und der Wahnſinn der Furcht griff nach ihm, als er nach dem Altar hinblickte und eine weiße Geſtalt auf deſſen Stufen ſitzen ſah. Aber in dem Augenblick erhob ſich die Geſtalt und ſtreckte ihre Arme nach ihm aus und rief ſeinen Namen. Da erkannte er Marien. Sie hatte am Abend aus ſeiner ganz veränderten Stimmung geſchloſſen, daß er etwas Wichtiges vorhaben müſſe, hatte vor Unruhe nicht ſchlafen können und war in der Angſt ihres Herzens, als ſie aus ihrem Fenſter bemerkt wie er mit Harly nach der Kirche gegangen, auf ſein Zimmer geeilt, wo denn die geſiegelten Briefe und die zuſammengepackten Sachen deutlich genug zu ihr geſprochen hatten. Ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig war ſie ihm nachgeflogen in die Kirche. In höchſter Gemüthsbewegung eilte Johannes zu ihr hinab, ſank vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee. „Was beginnen

Sie, Johannes?" sagte Marie; aber er konnte ihr vor Weinen nicht antworten. „Ich ahne es wohl," sprach sie bebend, „nicht wahr, Sie wollen uns verlassen?" und da Johannes nur mit dem Kopfe dazu nickte und sich nicht aufrichten wollte, so sank auch sie weinend neben ihm nieder und schlang ihre Arme um ihn und legte ihre heiße Wange an die seinige und als sie ihn mit Engelsworten beschwor, sie nicht zu verlassen und als sie ihm in ihrer Unschuld sagte, wie lieb sie ihn hätte und daß sie ohne ihn nicht würde leben können, vergaß er alles um sich her in dem Gefühl unnennbarer Liebe, und preßte Marien an seine Brust und drückte seine glühenden Lippen auf die ihrigen. Aber seine von Liebe und Wonne verklärten Blicke, die sich zum Himmel emporrichten wollten, fielen auf das Altarbild und die Aehnlichkeit desselben mit Marien ergriff ihn aufs neue und ihm war, als halte er die Heilige, die dort so ernst freundlich auf ihn nieder schaute, hier mit sündlicher Liebe umfaßt; da riß er sich gewaltsam empor und rief: „Nein, Marie, auch du sollst mir heilig seyn! ich habe dir nur den Abschiedskuß gegeben und so lebe denn wohl, du Engel!" — Mit diesen Worten stürzte er zur Kirche hinaus und auf sein Stübchen, ergriff hier Hut und Stab, hing seine Wandertasche um, beschwor Harly, der ihm besorgt nachgekommen war, das Bild ohne Verzug den Flammen zu übergeben und eilte hinaus in die Nacht und auf die dunkle Straße.

Des andern Morgens waren alle Bewohner des Pfarrhauses in großer Unruhe. Harly hatte die von Johannes zurückgelassenen Briefe abgegeben und jeder bedauerte nun die schnelle Abreise des Freundes. Der Vater konnte gar nicht begreifen, was ihm Johannes vom Nichtgelingen des Gemäldes schrieb und drang ernstlich in Harly, ihm den Zusammenhang davon zu offenbaren. Dieser erzählte denn auch endlich alles getreu was er wußte, von der Aeußerung des Küsters an bis auf die nächtliche Einweihung des Bildes, und schloß mit der Versicherung, daß er auch wirklich sein Versprechen habe erfüllen und es vernichten wollen, daß ihn aber Marie daran gehindert, die Kerzen ausgelöscht und die Kirchthür vor ihm verschlossen habe und daß demnach das Bild noch in dem Rahmen des Altars befindlich sey. Der alte Sarret blieb lange in Gedanken versunken; dann ließ er Marien den Schlüssel zur Kirche abfordern und ging ganz allein in dieselbe. Als er nun lange sinnend vor dem herrlichen Gemälde gestanden und es mit tiefer Rührung betrachtet hatte, glaubte er klar zu sehen, was in des Jünglings Seele, der es vollendet und den er wie einen Sohn geliebt, vorgegangen war. Ein stiller Schmerz zuckte durch seine Brust. Er rief insgeheim den alten Küster herbei, ließ von ihm

das Bild wieder aus dem Rahmen nehmen, befahl ihm aufs strengste über die ganze Sache zu schweigen und stellte es auf seiner einsamen Studirstube auf.

Marie war krank. Der Abschied des Freundes hatte ihr Inneres zerrissen; sie vermochte nicht das Bette zu verlassen und weinte unaufhörlich. Nur der Vater ahnete was in ihrer Seele vorging; weil er aber auf die Kraft und Reinheit ihres Gemüths baute, so hoffte er, sie werde im Kampfe nicht erliegen und suchte die Mutter über ihren Zustand zu beruhigen.

Der junge Reimold hatte sich von seinem Diener denn auch erzählen lassen und das Geheimniß auch gar bald errathen. Er war zu fromm und edel, um Marien und Johannes auch nur in Gedanken Vorwürfe zu machen, wollte ersterer aber Zeit lassen, sich wieder zu fassen und beschloß deßhalb, ohne Verzug auf einige Zeit nach Lausanne zurückzukehren, nachdem er seinen Freund Louis gebeten hatte, ihm von seiner Schwester gewissenhafte Nachricht zu ertheilen.

Marie kämpfte treulich für ihre Pflicht, aber sie konnte die Liebe zu den verwandten, ihr so theuren Herzen, nicht besiegen. Von heißer Sehnsucht verzehrt, von leisen Vorwürfen gequält, fing sie früh an zu verblühen. Der Herbst verging, der Winter zog einsam vorüber; aber der Friede kehrte nicht wieder in die Pfarrwohnung ein. Der Frühling kam und weckte Mariens Blumen, aber die Blüthen der Jugend wollten nicht mehr auf den schneebleichen Wangen erwachen. Louis hatte indeß seinem Freunde getreue Nachricht von seiner Schwester gegeben und ihm unverhohlen ihren Gemüthszustand eröffnet.

Endlich erschien der junge Reimold unvermuthet wieder. Der gebeugte Vater führte ihm mit nassen Augen die bleiche Marie entgegen, die wie ein scheidender Engel ihn mild anlächelte und ihm die Hand reichte, und fragte ihn bebend: „Nun, mein lieber Sohn, wollen Sie diese Braut noch heimführen?“ — Reimold konnte seine Thränen nicht länger zurückhalten; er legte Marien sanft an seine Brust und alle weinten lange. Dann rief er: „Ja, Vater, ich will diese Braut noch heimführen, aber den Bräutigam will ich ihr erst aus Italien holen!“ — Ueber Mariens Wangen zog zum erstenmale wieder das Morgenroth der Hoffnung hin, und da alle erwartungsvoll auf Reimold hinsahen, erklärte er deutlich und fest, daß er entschlossen sey, nach Italien zu wandern und Johannes überall aufzusuchen; daß er nicht eher ruhen und rasten wolle, bis es ihm gelungen sey, den Jüngling wieder zurückzuführen und Mariens Hand in die seinige zu legen und daß er es als den größten Beweis von Liebe anerkennen

würde, wenn man ihn ohne alle Einwendung seinen Vorsatz ausführen ließe. Die Begeisterung und Freude mit der Reimold sprach, zeigte wohl, daß er als Sieger vor ihnen stand! Alle Arme öffneten sich ihm, der bekümmerte Bruder, die trostlosen Eltern, die hoffnungslose Liebe, alles war geheilt und in dem frommen Opfer, das der seltene Jüngling brachte, sah jeder den Morgen eines schöneren Tages wieder aufflammen. Nun wurde viel über diese Reise berathschlagt. Louis erhielt von den Eltern die Erlaubniß, seinen Freund begleiten zu dürfen. Die Reise sollte größtentheils zu Fuße gemacht werden und da Reimold durch Harly erfahren hatte, daß Johannes gesonnen gewesen war, die Straße über den großen St. Bernhard einzuschlagen, so beschloß man ebenfalls, diesen Weg zu wählen und so viel wie möglich seiner Spur zu folgen. Weil aber in den ersten Tagen des Mai's jene Straße immer noch mit vielem Schnee bedeckt und sehr unwegsam ist, so wollte man erst den Juni abwarten und bis dahin sich recht eigentlich zur schönen Reise vorbereiten.

Die Hoffnung, die in Mariens Herzen wieder eingezogen war, stärkte wunderbar ihre Kräfte. Die Rosen auf ihren Wangen blühten wieder auf, ihre blauen Augen strahlten wieder Himmelsglanz, ihr matter Schritt war wieder leicht und flink geworden. Freude herrschte wieder in der Familie und wie auf einen rettenden Engel sah alles auf Reimold hin. Der Tag der Abreise war endlich fest bestimmt und nahe. Da trat eines Abends ein zarter schöner Jüngling herein und stellte sich lächelnd vor die Eltern hin. Es war Marie. Sie hatte sich Kleider von ihrem Bruder angepaßt und rief mit glänzenden Blicken: „Laßt mich mit nach Italien ziehen! ich habe doch hier keine Ruhe. Ohne mich werden sie ihn nicht finden, aber mein Auge wird ihn leicht überall erspähen!" — Sie bat so dringend, sie versicherte, daß diese Reise allein nur ihr die völlige Gesundheit wieder zu geben vermöchte und Reimold und Louis, die bald auf ihre Seite traten, versprachen so heilig, die zarteste Sorge für sie zu zu tragen, daß endlich, trotz aller Besorgnisse, die alten Eltern einwilligen mußten.

So zogen denn wirklich die drei Wanderer, von Segenswünschen begleitet, an einem schönen Sommermorgen nach den Gebirgen hin.

Ach! es war wohl eine herrliche Reise die sie begannen! — ihre Herzen schlugen so freudig und erwartungsvoll, als zögen sie nach dem gelobten Lande und auf der dunklen Wand der Zukunft ließ die Hoffnung ihre goldnen Bilder vorüberwallen. Sie machten nur kleine Tagreisen und erreichten endlich den Fuß des großen St. Bernhard, wo sie in einem Dörfchen übernachteten. Am andern Morgen eilte Marie schon

frühe aus ihrem Kämmerchen und weckte die Genoſſen. „Auf!“ rief ſie, „der Tag iſt ſchon längſt erwacht! auf! daß wir die alten Eisberge bald überſteigen, denn jenſeits liegt das ſchöne Land, wo er wohnt!“ —

Nach einer ſehr beſchwerlichen Wanderung langten ſie endlich ermüdet auf der Spitze des Berges bei dem Kloſter an. Sie wurden ſehr liebreich von den Chorherrn empfangen und in den großen Kloſterſaal geführt, wo man eben ſpeiſen wollte. Er war einfach ſchön, aber nicht prächtig verziert. Man ladete ſie freundlich ein, Platz zu nehmen und ſetzte ſich zu Tiſche.

Es war wohl ein ſeltener Anblick, die drei blühenden Geſtalten in ihren leichten Wanderkleidern an einer Tafel mit den bleichen ernſt-freundlichen Mönchen ſitzen zu ſehen, die wie halb verklärte Weſen, hoch über dem menſchlichen Gewühle, Wache halten, um dem Tode ſeine Beute abzujagen. Die Hoffnung und Liebe, ſo ſchien es, ſey hier zu Gaſte bei dem Frieden und bei der Reſignation. Marie ſaß neben dem alten ehrwürdigen Abte, der ein beſonderes Wohlgefallen an dem lieblichen Jüngling zu finden ſchien und alle ihre vielen Fragen mit treuherziger Gutmüthigkeit und Geduld beantwortete. Von Johannes wußte er ihr nichts zu ſagen, denn bei den vielen Reiſenden, die dieſe Straße zogen, war es leicht möglich, den Einzelnen zu überſehen.

Dagegen erzählte er ihr viel von der Einrichtung des Kloſters und vorzüglich von den merkwürdigen Kloſterhunden, mit welchen die Mönche bei neblichter Witterung oder in rauherer Jahreszeit täglich auf die Landſtraße ausgehen, um die verirrten oder im Schnee verunglückten Wanderer aufzuſuchen. Er wußte viele ſehr intereſſante Beiſpiele von der Klugheit dieſer Thiere anzuführen und wie mancher Reiſende nur allein ihnen die Erhaltung ſeines Lebens zu verdanken habe. „Ach!“ rief Marie entzückt, „hier oben iſt alles reiner und geiſtiger wie dort unten auf der Erde; die Menſchen ſtehen hier den Engeln näher und die Thiere erlangen hier faſt menſchlichen Verſtand!“ — „Ja wohl,“ ſtimmte Reimold mit ein, „unſer Auge, das kaum den Gipfel dieſer höchſten menſchlichen Wohnung erſchauen kann, vermag noch viel weniger die großen unnennbaren Opfer zu faſſen, die hier fortwährend gebracht werden!“ — Der Greis antwortete ſanft lächelnd: „Sie ſehen uns nur mit begeiſterten Augen an, und halten, weil wir Ihnen ſo fern ſind, die Erfüllung unſerer Pflicht, für große Opfer. Allein Sie überſehen gewiß manches noch viel Größere dort unten auf der Erde, was keine Kloſterregel vorſchreibt!“ — Mariens Wangen glühten bei dieſen Worten und ihre Blicke hafteten feſt auf Reimold, dem ein paar Thränen ſtill über die Wangen ſchlichen. „O!

Sie glauben nicht," fuhr der Abt fort, „wie leicht und süß es ist, für die Menschen zu sorgen, wenn man ihr thörichtes Thun und Treiben nicht mehr erblickt und nur ein freundliches Bild aus den ersten Morgenstunden des Lebens von ihnen im Herzen trägt!" — „Nein, nein!" rief Louis, „wir gehen von dem Glauben an eure fast übermenschliche Entsagung, an eure großen unnennbaren Aufopferungen nicht ab, wer von der blühenden Erde in diese todten Schnee- und Eisfelder hinaufsteigt, nur der kann es lebhaft fühlen. „Wir wollen Ihnen auch die gute Meinung von uns nicht rauben," sagte freundlich der Greis, „sie ist ein süßer Lohn unseres Strebens, aber — glauben Sie immer, das Schicksal legt vielen von den neu wieder gefundenen Leben, die wir von hier oben auf die Erde zurücksenden, gewiß oft viel größere Opfer auf, als wir hier nie zu bringen im Stande sind, und mancher flucht unter der Last des Daseyns dann vielleicht dem Augenblick, wo es mühsam hier wieder angeknüpft wurde und so wird der Segen unsrer Arbeit vernichtet. Indeß ermüden wir doch nicht und tragen mitten in dem steten Wechsel irdischer Dinge den stolzen Glauben, daß unser Kloster bestehen wird und muß, so lange diese Felsen dauern."

Er brach das Gespräch hier ab und that, nachdem die Tafel aufgehoben war und er unsere Reisenden gastfrei gebeten hatte, im Kloster auszuruhen, ihnen den Vorschlag, sich indeß die Merkwürdigkeiten desselben zeigen zu lassen. Sie nahmen diese Erlaubniß mit Vergnügen an, und fanden in den weiten Klostergebäuden die hohe überall herrschende Reinlichkeit am bewundernswürdigsten und als den größten Schmuck des Klosters. Sie gingen dann an den großen See hin, dem gewöhnlichen Spaziergange der Chorherrn, der dicht vor dem Kloster gelegen ist. Er thaut kaum in den heißesten Tagen des Jahres auf; keine Blume wächst an seinem Strande, kein grüner Strauch, nicht einmal ein Schilfhalm spiegelt sich in seinem Wasser; er scheint wie ein großer schöner Spiegel ohne Einfassung oder wie das große Kuppelglas auf dem Felsendache des Domes der Natur.

Endlich kam man auch an die merkwürdige Begräbnißkapelle. Da der felsige Boden rings umher nicht verstattet, ein Grab zu machen, so werden die Leichname der im Schnee todtgefundenen Reisenden nur in weiße Leichentücher gehüllt, in die Begräbnißkapelle neben einander hingesetzt, dergestalt, daß sie einen Kreis bilden und der Kopf des einen an der Brust des andern ruht. Die Wände der Kapelle sind durchbrochen und mit eisernen Gittern versehen, und die schneidend kalte durchziehende Luft macht, daß die Körper niemals verwesen, sondern nur langsam

eintrocknen und ihre Gesichtszüge so kenntlich bleiben, daß mehrere nach Jahren noch von ihren Freunden wieder erkannt worden sind. Die Kapelle wurde aufgeschlossen und man trat hinein. Der bereits mehrfach stille Kreis nicht mehr zu erweckender Schläfer erfüllte mit heiliger Wehmuth alle Gemüther. Der dunkle Vorhang von Ruhebetten des Todes scheint gleichsam hier weggezogen, und am Busen der Mutter erblickt man Brust an Brust die müden eingeschlafenen Kinder." — Reimold breitete unwillkührlich seine Arme nach ihnen aus und sagte leise:

„O, ihr stummgewordnen Wanderer! wer hat euch hier versammelt? — Seyd ihr aus allen Weltgegenden herbeigeeilt, um eure lange Nacht allhier zu feiern? — Wird der Strahl des ewigen Morgens euch früher einst auf der Zinne des Berges hier erwecken, als uns in den dunkeln Thälern?" Aber ein Schrei des Entsetzens riß ihn aus seinen stillen Betrachtungen, und als er sich umschaute, sah er Marien leblos in den Armen ihres Bruders. Ihr liebendes Auge hatte ihn erspäht; der letzte der ewigen Schläfer war Johannes. Hier also hatte das Schicksal im kurzen leichten Todeskampfe des Jünglings Herz gebrochen. Bis hierher also ging sein Weg und hier sollte er tief schlummernd sitzen und warten, bis die Geliebte ihm noch einmal vorübergehen und ihn wieder erkennen würde. Hier durch die stille ernste Wiedervereinigung, nahe der unsichtbaren Bahn auf der die Wolken ziehen, verwies sie das Schicksal also auf das Land, was jenseits der Wolken noch liegt.

Hinter dem Altar der Kirche, für die er sein schönstes Werk vollendet, schläft nun der Künstler! Die Freunde führten den Leichnam aus der kalten eisigen Schlafkammer hinab und legten ihn hier in das wärmere Grab und in die Arme der Verwesung.

Neben ihm ruht und vergeht die Geliebte. Und wie der Blumenstaub zweier Nachbarblüthen als geheime Saat zu einer künftigen Fruchternte sich leise mit einander mengt, so sinken ihre lieblichen Züge, ihre heißklopfenden Herzen bei der still geheimen Arbeit der Verwesung sanft in eine Asche zusammen.

Dieß sind die beiden Gräber in der alten Dorfkirche des Kantons Bern, über welche in einer Nische hinter dem Altar das Bild der Mutter Gottes als ein Denkmal aufgestellt ist, indeß der Altar selbst mit seinen leeren Rahmen verödet steht.

Constanze, Gräfin de Roſſan.

Ein Aktenſtück aus den Zeiten Ludwigs XIV.

Am glänzenden Hofe Ludwigs XIV. ging ein neuer Stern der Schönheit auf, als der Marquis de Caſtellane ſeine junge Gemahlin dem Könige vorſtellte. Die Art, mit welcher der König, von ihren ſeltenen Reizen überraſcht, ſie auszeichnete, wirkte mächtig auf ganz Paris; alles drängte ſich in ihre Nähe, und la belle Provençale war das Geſpräch des Tages. Selbſt die ſchwediſche Königin Chriſtine, welche, nachdem ſie der Krone entſagt, ſich jetzt in Paris aufhielt, bekannte öffentlich von ihr: „Sie habe in allen von ihr durchreisten Ländern ihresgleichen an Schönheit und Liebreiz nirgends angetroffen, und ſo ſie der Himmel männlich gebildet, würde ſie ihr einzig und allein Herz und Liebe ſchenken!“ Conſtanze war die einzige Tochter des reichen Grafen de Roſſan, der ſie, fern vom Gewühl der Welt, auf ſeinem reizenden Landgute Chateau-blanc mit aller Sorgfalt erzog. Da ſie nun früh in wunderbarer Schönheit aufblühte, ſo wurde ſie in der ganzen Gegend, nach dem Orte ihrer Geburt, nur das weiße Schloß genannt.

Ihr Vater beſaß außer ihr keine Kinder und hatte, nachdem ihm die Gemahlin geſtorben, den Sohn armer Anverwandten, mit Namen Eugen de la Montagne, an Kindesſtatt angenommen. Denn da der Graf de Roſſan der letzte ſeines Stammes war und ihm das Schickſal eigene Söhne verſagte, ſo ſollte Eugen, nebſt einem Theil der herrlichen Güter, auch den Geſchlechtsnamen des Grafen überkommen, und alſo mit Reichthum und einem hochgeehrten alten Namen auf zweifache Weiſe köſtlich ausgeſtattet in die Welt treten.

Eugen war vier Jahr älter als Conſtanze und erfüllte alle Erwartungen ſeines Pflegevaters; er gedieh an körperlicher und geiſtiger Ausbildung und es war wohl ein erfreulicher Anblick, die beiden ſchönen Kinder zu ſehen. Der Graf, der lange Zeit in der Armee gedient und viele bedeutende Feldzüge mitgemacht, ſich aber, mit Wunden und Orden bedeckt, jetzt ganz auf ſeine Güter zurückgezogen hatte, lebte faſt nur in dieſen Kindern und verhehlte den Wunſch nicht, daß Eugen einſt der Gemahl ſeiner Conſtanze werden möchte. Auch war in des Jünglings Seele die Liebe erwacht, und mit ſeltener Zartheit ſuchte er ſich die Schweſter in die Geliebte umzuſchaffen. Doch Conſtanzens Herz blieb unbefangen und nur mit ſchweſterlicher Wehmuth nahm ſie von dem achtzehnjährigen Eugen Abſchied, als ihn der Vater zur Armee brachte.

Zwei Jahre nach ſeiner Entfernung ſtarb der Graf de Roſſan. Eugen, das Herz voll kindlicher Trauer, doch auch voll unnennbar ſüßer Sehnſucht, eilte zu Conſtanzen zurück. Sein ganzes Innere war nur von ihr erfüllt; er träumte ſchon die ſchönere Beſtimmung ſeines Lebens, und ſah nicht mehr die Schweſter, ſondern nur die Geliebte ihm entgegen kommen. Sie hatte während ſeiner Abweſenheit den liebenswürdigen Marquis de Caſtellane kennen gelernt, und insgeheim war längſt der Bund der Liebe geſchloſſen. Wer beſchreibt Eugens Gefühl, als ihm die Schweſter nach der Beerdigung des Vaters ihre Liebe zu dem Marquis geſtand, als der Glückliche ſelbſt bald erſchien, und er die Hände der Liebenden in einander legen mußte. Düſter verließ er das Schloß und eilte zur Armee zurück. Er verlangte und erhielt dort ſeinen Abſchied. Er ließ eine Akte aufſetzen, worin er alles, was ihm ſein Pflegevater ſo reichlich zugedacht, dem unbegüterten Marquis unwiderruflich ſchenkte, und verſchwand.

Das Trauerjahr war vorüber, der Marquis hatte ſeine Vermählung gefeiert und Beſitz von den herrlichen Gütern genommen.

Ein nie geahntes Glück umfing das junge Paar. Allein ein Jahr nach dem andern verging und die Ehe blieb kinderlos.

Die Sehnſucht der jungen Frau nach einem Pfande der Liebe wuchs und goß eine ſtille Schwermuth in ihr ſonſt heiteres Gemüth. Der bekümmerte Gemahl unternahm deßhalb zu ihrer Zerſtreuung mit ihr eine Reiſe nach der Hauptſtadt und hier war es, wo Conſtanze, die jetzt in ihrem neunzehnten Jahre in voller Blüthe der Schönheit prangte, die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zog.

Die Gräfin von Montespan, damalige Maitreſſe Ludwigs XIV., die mit giftiger Eiferſucht das Herz des Königs bewachte, hatte kaum Conſtanzen geſehen, als ſie wohl fühlte, wie ſchlecht ihre halb verblichenen

Reize sich gegen diese in Morgenroth blühende Rose würden behaupten können. Zwar war der Ruf der Marquise so fleckenlos und ihr ganzes Betragen so bescheiden und zurückhaltend, daß sie wohl hätte außer Sorgen seyn dürfen; allein dem Könige, meinte sie, könne Niemand widerstehen, und es hänge nur von ihm ab, ob er das Herz der Marquise erobern wolle oder nicht. Deßhalb war mit dem ersten Blicke auf dieselbe auch der Entschluß geboren, sie, es koste auch was es wolle, vom Hofe alsbald zu entfernen.

Allein dieß war so leicht nicht, denn der König fand Wohlgefallen an dem schönen Paare, und suchte den Marquis durch mancherlei ehrenvolle Anträge am Hofe fest zu halten, und dieser, der sich in der Gunst des Monarchen glücklich fühlte und seine Gemahlin in diesen ihren neuen Umgebungen heiterer sah, gefiel sich gar wohl am Hofe des prachtliebenden Königs.

Die Gräfin von Montespan mußte daher einen feinen Plan aussinnen, und kannte ihre Leute wohl, denen sie die Ausführung anvertrauen konnte.

Zur Zeit, als der Marquis de Castellane Constanzens Vater oft besucht hatte, um die Liebe seiner schönen Tochter zu gewinnen, waren auch zwei Brüder de Ganges als Nebenbuhler des Marquis auf Chateau-blanc oft erschienen.

Der ältere von ihnen war Abbé und der jüngere Ritter; beide wegen ihrer verschwenderischen Lebensweise und zügellosen Sitten in der ganzen Gegend hinlänglich bekannt, und es war wohl zu verwundern, wie sie sich bei ihrer gleichmäßigen Absicht auf Constanzen so gut vertragen mochten. Denn indeß der Abbé, von unreiner Leidenschaft erfüllt, ihr den Hof machte, trat der Ritter mit einem förmlichen Heirathsantrage bei dem Vater hervor. Es war ihnen aber weniger um den ehrlichen Besitz des schönen unschuldigen Mädchens, als um den Genuß ihres großen Vermögens zu thun, und als treue Lastergefährten glaubten sie jedes Gut mit einander theilen zu müssen. Der Antrag des Ritters wurde vom Vater, wie die Zudringlichkeiten beider Brüder von der Tochter mit Verachtung zurückgewiesen; sie erschienen nicht wieder, gedachten jedoch in Zukunft noch einmal ihre Rache zu nehmen.

Während dieser Zeit hatten sie sich nach Paris gewendet, und hier war es dem Abbé gelungen, sich in die Gunst der Gräfin Montespan zu schleichen, die sich seiner als Werkzeug zur Ausführung ihrer geheimen Pläne bediente.

Diesem nun wurde aufgegeben: den Marquis de Castellane, es koste auch was es wolle, mit seiner schönen Gemahlin vom Hofe zu entfernen,

und da der Ritter als ein vormaliger Anbeter Conſtanzens bekannt war, ſo wurde er mit in's Geheimniß gezogen und ihm zu ſeiner Freude die Hauptrolle übertragen. Er mußte nun überall, wo Conſtanze ohne ihren Gemahl unter den Augen des Königs erſchien, ſich als ein alter Bekannter an ſie drängen, und ein Betragen gegen ſie annehmen, das auf einen früheren allzuvertrauten Umgang ſchließen ließ. So dachte man dem Könige die Marquiſe verdächtig zu machen und die ſchüchterne Unſchuld ſelbſt vom Hofe zu verſcheuchen. Auch gelang es bald, den König aufmerkſam zu machen, und Conſtanzen in unnennbare Angſt zu verſetzen, ſo bald ſie ihren Peiniger nur erblickte. Sie bemerkte an dem Ernſte des Regenten und dem Lächeln der Geſellſchaft, daß man ihre Verlegenheit für das Bewußtſeyn geheimer Schuld aufnahm und drang mit Thränen in ihren Gemahl, daß er ſie wieder nach Chateau-blanc zurückführen möchte. Allein der Marquis, der von alledem nichts ahnete und mit den Aufträgen des Königs viel beſchäftigt war, hatte noch nicht Luſt die Hauptſtadt zu verlaſſen, und da er vergebens in die verſchämte Gemahlin drang, ihm den Grund ihrer plötzlichen Abneigung gegen den hieſigen Aufenthalt zu geſtehen, ſo hielt er es für eine vorübergehende Laune, und man blieb in Paris.

Eines Tages ging Conſtanze traurig in den Gärten der Tuilerien ſpazieren. Da begegnete ihr die Wittwe Scarron, nachmalige Marquiſe de Maintenon, die die Kinder der Montespan, als dermalige Erzieherin derſelben, an ihrer Hand führte. Conſtanzens Sehnſucht nach eigenen Kindern erwachte wieder, ihre trübe Stimmung kam dazu, und ſo blieb ſie ergriffen vor den ſchönen Kindern ſtehen, kniete dann vor ihnen nieder, und ſchloß ſie weinend in ihre Arme. Die Scarron, die ſie wohl kannte, und vielleicht von der geheimen Abneigung der Montespan unterrichtet war, ließ ſie gewähren, nahm ſie dann ſanft bei der Hand und ſprach mit ihrer unbeſchreiblichen Anmuth: „Liebe junge Frau! ich wollte, Sie wären die Mutter dieſer Kinder; da Sie es aber nicht ſind, ſo vermeiden Sie die Nähe der Wirklichen. Eine Blume wie Sie, findet ihren Frieden und ihr ſchönes Gedeihen nur in dem einſamen Garten, in welchem ſie aufblühte!“ Mit dieſen Worten ſchloß ſie die Bekümmerte in ihre Arme und ſchied eiligſt mit den Kindern. Conſtanze kam ſinnend nach Hauſe; es war in der Dämmerung und eben um die Stunde, in welcher ein Mönch vom Barfüßerorden in ihrer Wohnung ſich täglich einzufinden pflegte, um ſchweigend und tief in ſeine Kutte verhüllt, eine Gabe von ihr zu erheiſchen. Als ſie ihm dießmal eine volle Börſe reichte, und dabei, die Hand vor die verweinten Augen haltend, ihm ſagte: „Ehrwürdiger

Vater, gebt mir auch ein Allmosen, gebt mir den stillen Frieden eurer Brust, oder Trost für die meinige!" so entgegnete er nach einigem Zögern mit verhaltener Stimme: „Wie könnte ich euch geben, wessen ich selbst entbehre? Aber habt ihr nicht das treue Herz eures Gemahls? warum legt ihr nicht offen euren Kummer an dieses?" — Die Wahrheit dieser Worte ergriff Constanzen; sie ließ den Mönch stehen, und eilte ihren Gemahl aufzusuchen. Mit glühenden Wangen gestand sie ihm die Ursache ihrer Abneigung gegen den hiesigen Aufenthalt. Der Marquis hörte sie mit funkelnden Augen an; er hielt das bebende Weib lange schweigend in seinen Armen, dann versprach er ihr rasch in wenig Tagen abzureisen. Allein er wollte vorher erst die frechen Beleidiger seiner Gemahlin züchtigen und ihr öffentlich Genugthuung verschaffen. Er eilte die Brüder aufzusuchen, und fand den Ritter an einem öffentlichen Orte. Hier erklärte er ihn vor aller Welt für den frechsten Bösewicht, und ging ihm dergestalt zu Leibe, daß dem Ritter, wenn er nicht gemißhandelt werden wollte, nichts übrig blieb, als sich mit dem Degen zu vertheidigen. Dahin hatte es der Marquis haben wollen, obgleich es ganz gegen des Ritters Rechnung war. Letzterer führte bebend seinen Degen, indeß der Marquise wie ein Rasender focht, und dem Ritter auch bald genug den Degen durch den Leib rannte.

Constanze saß einsam auf ihrem Zimmer und harrte ängstlich auf die Rückkehr des lange ausbleibenden Gemahls. Da trat leise der Barfüßermönch herein. „Ihr seyd gerächt, gnädige Frau," hob er an, „euer Gemahl hat den Ritter im Zweikampf erlegt; die Polizei wird ihn aber bald aufsuchen. Rettet euch und ihn und flieht. Vor eurem Hause steht ein Wagen mit Courierpferden bereit!"

Bald darauf kam auch der Marquis verstört zurück. Constanze hatte bereits ihre besten Sachen eiligst zusammengerafft, und so warfen sie sich in den Wagen und flohen nach Avignon zum Großvater der Marquise, dem alten Markgrafen Johann Herrn de Nocheres. Dieser, der wohl wußte in welcher Gunst die Gebrüder de Ganges bei der allgewaltigen Frau von Montespan standen, rieth dem Marquis, weil man den Ritter für todt glaubte, für jetzt nach Sicilien zu seinen Verwandten zu fliehen und seine Gemahlin indeß seiner Obhut anzuvertrauen, bis seine Sache ausgemacht seyn werde. Der Marquis folgte und ging eiligst unter Segel. Allein die ungetreuen sicilianischen Gewässer verschlangen das ihnen anvertraute theure Gut, und so ward denn das schönste Band zerrissen und ein kostbares Leben geopfert, damit die Frau von Montespan die Gunst des Königs nicht verlieren möchte.

Die junge Wittwe zog sich nach Chateau-blanc zurück, und lebte abgeschieden von der Welt nur ihrem Kummer. Allein auch hier sollte sie nicht Ruhe finden. Der Ritter war keineswegs an seiner Wunde gestorben, sondern obgleich langsam, dennoch völlig wieder genesen. Auf beide Brüder hatte das junge schöne Weib, das sie schon als Mädchen begehrt hatten, einen neuen tiefen Eindruck gemacht; das Schicksal selbst hatte ihr den Beschützer geraubt, und auf dem einsamen Schlosse konnte es nicht schwer werden, jeden Anschlag gegen sie auszuführen. Mit neuerwachten Begierden und dem Gefühle ungesättigter Rache entwarfen die Brüder den Plan zur Entführung. Die Marquise pflegte täglich in der Stunde der Abenddämmerung in ihrem Parke sich zu ergehen und den stillen Ort zu besuchen, wo unter einsamen Schatten dem früh verlornen Gemahl ein Denkmal errichtet war. In dieser Stunde war es leicht, sich ihrer ohne Aufsehen und Widerstand zu bemächtigen. Am nächsten Vollmondsabend sollte die That ausgeführt werden. Ein Wagen mit einigen Bewaffneten sollte am Ausgange des Parks bereit halten, indeß die Brüder den Raub allein begehen und die Marquise bis zum Wagen schleppen wollten; sie sollte alsdann auf das alte feste Schloß nach dem Städtchen Ganges, welches den Brüdern zugehörte, in ihre Gewalt gebracht werden. Alles war auf's geheimnißvollste vorbereitet, niemand wurde in das Vertrauen gezogen; Constanzens Freundin war zufällig krank, und so trat sie denn heute wirklich ganz allein und ohne Ahnung in den dunklen Park, um die der Erinnerung geweihte Stunde zu feiern. Da sprangen die Brüder, durch Masken unkenntlich gemacht, plötzlich aus dem Gebüsch hervor. Sie faßten die erschrockene Marquise, verstopften ihr den Mund mit einem Tuche, banden ihr die Hände und eilten so mit der schönen Beute dem Wagen zu. Allein eine starke Faust schlug den Ritter plötzlich zu Boden, ein zweiter Schlag traf den Abbé und eine gespenstergleiche dunkle Gestalt stand vor der betäubten Constanze. Es war der Barfüßermönch. Er band die Marquise los und führte sie schweigend in's Schloß zurück. Hier kam alles in Aufruhr, man eilte bewaffnet nach dem Park um die Räuber aufzusuchen, allein sie hatten sich wieder erholt und davon gemacht, und niemand ahnte, wer sie gewesen. Auch der Mönch war nicht mehr zu finden.

So war auch dieser stille friedliche Aufenthalt für Constanzen nicht mehr sicher; so war auch bis hierher, wo die Erinnerung sie mit tausend Stimmen ansprach, das Laster und die Verfolgung gedrungen. Wie oft stieg aus dem Nebel der Kindheit das Bild Eugens vor ihr herauf; wie oft streckte sie sehnsuchtsvoll die Arme nach ihm aus, der ihr Beschützer

gewesen seyn würde. Aber er war längst verschollen. Sie faßte endlich den Entschluß, in ein Kloster zu gehen und hinter den festen Mauern desselben sich vor der Welt zu verbergen. Um ihren Großeltern nahe zu seyn, wählte sie ein Nonnenkloster zu Avignon. Hier hatte sie in strenger Zurückgezogenheit zwei Jahre gelebt, als ihr Großvater, der Markgraf Johann, starb und ihr ein Vermögen von 400,000 Pfund hinterließ. Die Regulirung dieser Erbschaft machte, daß sie wieder in die Welt treten mußte, und da sie und ihre Großmutter dabei eines männlichen Beistandes bedurften, so wendeten sie sich an den Gouverneur der Festung St. Andrée zu Avignon, den Markgrafen de Ganges Baron de Languedoc, der in dem allgemeinen Rufe eines vortrefflichen Mannes stand. Es war dieser Gouverneur aber der älteste Bruder der beiden oft erwähnten Wüstlinge, jedoch mit alledem ganz unbekannt, was sie gegen die Marquise unternommen hatten. Denn weit entfernt von dem Tummelplatz ihrer Schändlichkeit, hatte er sich in mehreren Feldzügen rühmlichst ausgezeichnet, und endlich seit einem Jahre den Posten als Gouverneur von der Gnade des Königs hier erhalten.

Der Eifer und die Redlichkeit, mit denen er Constanzen in ihren Geschäften beistand und die zarte Aufmerksamkeit, die er ihr erwies, erwarb ihm ihr volles Vertrauen, und während der Gouverneur eine stille heiße Liebe zu ihr faßte, ward auch ihr Herz ihm zugethan. Ein Jahr nach dem Tode des Großvaters warb er um ihre Hand; ihr armes geängstetes Herz faßte mit der neuen Liebe wieder Muth für die Zukunft, und sie ward seine Gemahlin.

Die Vermählung wurde mit fürstlicher Pracht vollzogen, und als die Trauung in dem großen Dome öffentlich vor sich gehen sollte, drängte sich das Volk jubelnd herbei und wollte den Wagen des allgeliebten Paares bis zum Dome hinziehen. Das Innere des alten Heiligthums war festlich geschmückt und von einer unzähligen Menge geputzter Menschen angefüllt, so daß man hätte glauben sollen, es werde ein allgemeines großes Fest begangen. Constanzens frommes Herz war voll Rührung, und still betend hielt sie lange die großen feuchten Augen zu dem Lenker menschlicher Schicksale emporgerichtet.

Als sie den Blick wieder senkte, fiel er zufällig auf eine dunkle Nische zunächst dem Hochaltar, worin eine lange Gestalt unbeweglich lehnte, und mit ein paar tiefen Augen aus einem bleichen Gesichte sie starr ansah. Als sie darüber fast zusammenschre[illegible] und unruhig zu werden anfing, trat der Barfüßermönch, den sie seit Chateau-blanc nicht wieder gesehen hatte, daraus langsam hervor, und in seiner Kutte tief verhüllt, dicht

bei Conſtanzen vorüberſchreitend, machte er, wie zum Segen, das Zeichen des Kreuzes über ſie und verſchwand unter dem Volke. Conſtanzens ſtille Erhebung war geſtört; denn da der Mönch ihr faſt überall in den unglücklichſten Momenten ihres Lebens nahe geweſen war, ſo hielt ſie ſeine Erſcheinung für eine böſe Vorbedeutung und wurde von einem unnennbar ängſtlichen Gefühle ergriffen.

Doch die Liebe des Gemahls verlöſchte bald wieder jede bange Ahnung, und der Himmel ſelbſt ſchien dieſe Ehe ſegnen zu wollen, denn ſie gebar ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter. Ihr Glück war unbeſchreiblich, und all der erlittene Jammer däuchte ihr wie der Traum einer Fiebernacht.

Mittlerweile hatten der Abbé und der Ritter ihr anſehnliches Vermögen völlig durchgebracht und geſunken in der Gunſt der Madame Montespan, ſuchten ſie ihren Bruder wieder auf, nach welchem ſie ſonſt gar nicht gefragt hatten, um jetzt von ihm zu leben.

Wie erſtaunten ſie, als ſie ihn mit der reizenden Beſitzerin von Chateau-blanc vermählt fanden! Voll von Rachſucht und der Begierde nach Golde, ſchlugen ſie mit teufliſcher Freude in die Hände, weil ſie das holde Weib mit ihrem unermeßlichen Reichthum jetzt ganz in ihrer Gewalt glaubten. Dem Bruder waren ſie willkommen, und Conſtanze ſchwieg aus Liebe zu ihrem Gemahl; beide wußten überdieß ſich ſo zu betragen, daß ſie das volle Vertrauen des Bruders gewannen, und ſelbſt ihrer Schwägerin den Glauben an ihre völlige Beſſerung beibrachten. So vergingen mehrere Jahre in der durchdachteſten Verſtellung. Der Gouverneur hatte ſich nach und nach an den luſtigen Umgang ſeiner Brüder gewöhnt, und dieſen war es endlich gelungen, ihn unvermerkt in ihre Ausſchweifungen zu verwickeln. Jetzt glaubten ſie den Samen der Eiferſucht ausſtreuen zu können, denn ſie wußten wohl, daß er in einem Herzen Wurzel faſſen würde, das ſeine eigene Reinheit verloren hatte.

Der Gouverneur, der ſonſt auf den Glauben an Conſtanzens Tugend geſtorben wäre, gab jetzt den Verleumdungen Gehör und faßte einen ungeheuren Verdacht gegen ſeine ſchuldloſe Gemahlin, und jemehr dieſe ſich vor ſeinem rauher werdenden Benehmen ſtill duldend zurückzog und einzig nur ihren Kindern lebte, deſto mehr fanden die Brüder Gehör. Hierzu kam noch, daß der Gouverneur, halb aus Verzweiflung, zu einer Buhlerin Neigung gefaßt hatte, die zur Leidenſchaft angewachſen war, und daß ihm ſeine Gemahlin jetzt überall dabei im Wege ſtand. Genug, von der Schuld der letztern überzeugt und von den Furien der Eiferſucht und des Bewußtſeyns gepeinigt, unternahm er plötzlich mit der neuen

Geliebten eine Reise, ohne von Constanzen Abschied zu nehmen, und sagte den Brüdern wie in halber Verstandesverwirrung, sie möchten auf irgend eine Weise das lästige Band seiner Ehe bald zu trennen suchen. So weit wünschten es die Brüder; allein sie gingen kälter dabei zu Werke, und wollten früher sich des Vermögens ihrer Schwägerin erst fest versichern, ehe sie sich an die Arbeit der Rache selbst machten.

In Languedoc, 19 Meilen von Avignon, liegt das Städtchen Ganges, welches der Familie zugehörte. Der Gouverneur hatte es in den ersten Jahren seiner Ehe bisweilen mit seiner Gemahlin besucht; allein dieser war der Aufenthalt in dem alten einsamen düstern Schlosse, wie aus ferner Ahnung, immer höchst schauderhaft gewesen. Hier glaubten die Brüder ihr Werk geheim genug vollenden zu können, und brachten der Schwägerin nach der Abreise ihres Gemahls den mündlichen Befehl von ihm: „sich sofort nach Ganges zu begeben und dort bis zu seiner Rückkehr zu verbleiben!"

Das unglückliche Weib schauderte zusammen, allein sie beschloß dennoch zu folgen, und bereitete alles zu ihrer Abreise vor. Obgleich ihre Großmutter sie mit Thränen beschwor, in Avignon zu bleiben; obgleich der alte ehrwürdige Abt des Barfüßerklosters ihr die Reise dringend widerrieth und ihr endlich sogar zu verstehen gab: er glaube nicht, daß sie nach Avignon zurückkehren werde, so ließ sie sich dennoch nicht von ihrem Gehorsam abbringen, und hoffte durch ihr untadelhaftes Benehmen endlich die Liebe ihres Gemahls wieder zu gewinnen. Aber eine dunkle Ahnung faßte sie selbst, und dieser zufolge legte sie bei der Obrigkeit zu Avignon ihr förmliches Testament im Geheimen nieder, worin sie ihrer Großmutter ihr ganzes Vermögen vermachte und selbst ihre beiden Kinder, einen Knaben von fünf Jahren und ein noch viel kleineres Töchterlein zu deren alleiniger Disposition stellte; zugleich protestirte sie dabei förmlich, daß, so sie außer Avignon stürbe und sich dann ein zweites jüngeres Testament vorfände, solches unkräftig und null und nichtig seyn sollte, und unterschrieb zu größerer Beglaubigung ihr niedergelegtes Testament mit ihrem eignen Blute.

Am Abend vor ihrer Abreise erschien der bekannte Barfüßermönch wieder, und reichte schweigend Constanzen einen blanken Dolch. Allein sie schlug ihn sanft mit den Worten aus: daß sie dergleichen Waffen nicht zu führen verstehe, trug dem Mönch aber dringend auf, Gott um Barmherzigkeit für sie zu bitten, und daß er sie ja nicht ohne den Genuß der heiligen Sakramente sterben lassen möchte. Dem Kloster der Barfüßer sendete sie ein reichliches Geschenk. Nachdem sie nun ihr Haus also

bestellt und ihre Kinder ihrer Großmutter anvertraut hatte, nahm sie von allen ihren Freunden einen rührenden Abschied und zog mit den Brüdern nach Ganges, wie das Lamm zur Schlachtbank.

Allein ihre trübe Stimmung erheiterte sich bei ihrer Ankunft in etwas, weil sie von ihrer Schwiegermutter, der alten Markgräfin de Ganges, die es wahrhaft gut mit ihr meinte, und sich auf dem Schlosse jetzt aufhielt, sehr liebreich empfangen wurde. Auch die Brüder wußten ein so freundliches Betragen gegen sie anzunehmen, und auf jede Weise mit solcher Aufmerksamkeit für ihre Aufheiterung und Zerstreuung zu sorgen, daß Constanze ihnen wirklich Unrecht gethan zu haben glaubte, und auch ihrerseits sich ihnen näherte. Da aber der Gouverneur immer noch ausblieb, so schüttete sie endlich ihr volles Herz gegen die alte Markgräfin aus und bat sie auf ihren Knieen, das Mißverständniß in ihrer Ehe zu lösen und ihr die Liebe des Gemahls wieder zuzuwenden. Die alte Mutter vernahm mit Erstaunen und Herzeleid den Zwiespalt ihrer Kinder, der ihr bisher wohl verschwiegen geblieben war, und zog die Brüder deßhalb in ein mütterliches Verhör. Diese erzählten ihr denn eine Menge erdichteter Veranlassungen, und schlossen endlich mit der Versicherung, daß es Constanzen leicht seyn werde, ihren Gemahl wieder zu gewinnen, wenn sie sich entschließen wollte, jenes in Avignon niedergelegte Testament wieder zurückzunehmen. Der Gouverneur, logen sie, sey mit den reuigsten Gesinnungen schon vor einem Monat nach Avignon zurückgekehrt und habe seine Gemahlin allhier überraschen und versöhnen wollen. Allein die Kunde von dem geheim deponirten Testament, dessen Inhalt er dennoch erfahren, sey ihm ein neuer Beweis gewesen, daß sich Constanzens Herz gänzlich von ihm gewendet, und trotz aller Mühe, die sie sich gegeben, ihn nach Ganges zu ziehen, sey er dazu nicht zu bewegen gewesen. Die alte Markgräfin hatte Constanzen kaum hievon unterrichtet, als ihr sanftes Herz mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, den immer noch geliebten Gemahl sich zu versöhnen. Sie zögerte nicht, ein neues Testament aufsetzen zu lassen, in welchem sie das in Avignon niedergelegte förmlich widerrief, ihren Gemahl einzig zum Universalerben ihres ganzen Vermögens einsetzte, und auch den Brüdern bedeutende Legate anwies.

So waren diese ja nun endlich am Ziele, und sahen das große Vermögen der Schwägerin in ihren Händen. Hierzu kam noch, daß Constanze sich vor wenig Tagen eine sehr bedeutende Summe von mehreren tausend Karolinen hatte auszahlen lassen, die sie zur Gründung einer großen milden Stiftung bestimmt hatte. Diese Summe hielten die Brüder, denen von allen Seiten durch ihre vielen Gläubiger hart zugesetzt wurde,

ſchon ganz für ihr Eigenthum und für das einzige Rettungsmittel von dem angedrohten unvermeidlichen Wechſelarreſt. Der Augenblick ſchien ihnen alſo gekommen, der Rache und dem Eigennutz das Schlachtopfer zu bringen und ihren teufliſchen Plan zu vollenden. Sie beredeten nun ihre Mutter, um ſelbige zu entfernen, daß ſie alsbald nach Avignon reiſen, dem Gouverneur von dem neuen ihm günſtigen Teſtamente Kunde bringen und ihr ganzes mütterliches Anſehen anwenden möchte, um ihn in die Arme ſeiner Gemahlin zurückzuführen. Die alte Mutter glaubte ihnen, und reiste von den Segenswünſchen der Tochter begleitet, ab, und ſo blieb denn Conſtanze allein in den Händen ihrer beiden Henker.

Sie hatte ſich ſeit einigen Tagen nicht wohl befunden, und ſich vom Leibmedikus ihrer Schwäger einen Kräutertrank bereiten laſſen, wie ſie ihn zur Frühjahrskur gewöhnlich zu nehmen pflegte. Allein der Trank war dießmal ſo grau und dick, daß ſie einen unbeſiegbaren Ekel davor faßte, ihn bei Seite ſtellte und nur einige Pillen aus ihrer eignen kleinen Hausapotheke zu ſich nahm. Die Brüder aber, nicht anders meinend, als ſie habe den Trank getrunken, deſſen ſchnelle Kraft ſie wohl kannten, waren inmittelſt den ganzen Vormittag ſehr um ſie beſchäftigt, und ließen keine Stunde hingehen, daß ſie nicht nach ihrer Geſundheit und der Wirkung des Trankes ſich ſehr ängſtlich erkundigt hätten. Doch war ihr ganzes Weſen dabei ſcheu und geſpannt, ſo daß Conſtanze ſich vor ihnen zu fürchten begann und deßhalb Nachmittags zu ihrer Zerſtreuung einige Frauenzimmer aus der Stadt zu ſich bitten ließ. Die Geſellſchaft erheiterte ſie, und zum Erſtaunen der Brüder genoß ſie von der aufgetragenen Collation mit vielem Appetit. Kaum konnten die Böſewichter ihre Unruhe verbergen, da ſie keine Wirkung des Giftes ſahen, und ſuchten die Frauenzimmer bald wieder zu entfernen. Als dieſe nun endlich Abſchied genommen, begleitete der Abbé ſie bis unten in das Schloß, indeß der Ritter wie in tiefen Gedanken verſunken, und wie auf ſeinem Stuhl angefeſſelt, mit ſtieren Augen und krampfhaft geballten Fäuſten allein bei Conſtanzen blieb. Die gräßliche That war nun einmal im Vollbringen, und da keine Zeit verloren werden durfte, ſo hatte das Mißglücken derſelben die Brüder halb in Wahnſinn gebracht. Es währte auch nicht lange, ſo kam der Abbé mit verſtörtem Geſichte zurück. In der einen Hand hielt er ein geſpanntes Piſtol, in der andern einen Becher mit Gift, und nachdem er die Thüre verſchloſſen, eilte er auf die Unglückliche zu und verlangte mit donnernder Stimme, ſie ſolle die Todesart wählen! Conſtanze, die nicht wußte, wie ihr geſchah, ſank vor ihm auf die Kniee. Mit Engelsworten beſchwor ſie ihn, ihr junges Leben zu ſchonen, ſie mahnte ihn an ihren

Gemahl und an ihre Kinder, und wendete sich, da er nicht hören wollte, an den Ritter, und umfaßte, auf seine Dankbarkeit rechnend, seine Kniee, denn sie hatte ihm oft aus großen Verlegenheiten geholfen, und ihm erst gestern noch zur Tilgung einer Schuld eine bedeutende Summe Geldes willig gegeben. Aber umsonst! auch dieser Tiger hatte seinen Degen gezogen, und drang ihr den vollen Giftbecher auf. Als nun endlich die Schändlichen das holde himmlisch schöne Weib, mit den Alabasterhänden ihre dunklen Augen verhüllend, auf das Bett vor sich gesunken sahen, so that ihr der Abbé grinsend den Vorschlag: daß er ihr das Leben schenken wolle, wenn sie statt des gewissen Todes seine Liebe vorziehen möchte! Da richtete sich Constanze stolz empor, hob ihre Hände betend zum Himmel und mit einem Blick der tiefsten Verachtung trank sie den Giftbecher. Die Henker hatten aber nicht sobald bemerkt, daß der Arsenik und der in Scheidewasser graduirte Merkur, aus welchem der Höllentrank bereitet war, sich auf den Grund des Bechers gesetzt hatte, als der Abbé einen Löffel ergriff und sie zwang auch diesen Satz zu verschlucken. Sie behielt letzteren jedoch in dem Munde, warf sich, wie mit dem Tode ringend auf's Bette, hüllte ihren Kopf in die Kissen, allwo sie den Giftsatz unvermerkt wieder von sich gab, und bat um einen Beichtvater. Hierauf gingen die Buben davon, verschlossen die Thüre, und gaben den Schlüssel dem Vikarius, der durch Versprechungen auf ihre Seite gebracht war, mit dem Auftrag, die Beichte der Sterbenden anzuhören.

Sobald sich aber Constanze allein sah, sprang sie vom Bette auf, warf ein seidenes Oberkleid über, und öffnete ein Fenster, um durch einen gewagten Sprung sich zu retten. Als nun in diesem Augenblick die Thür aufgeschlossen wurde und der Vikarius hereintrat, so sprang sie wirklich hinaus, würde aber unfehlbar sich den Kopf auf dem Steinpflaster zerschmettert haben, wenn nicht der Vikar hinzugeeilt wäre, um sie beim Kleide festzuhalten. Das seidene Kleid riß nun zwar, so daß er nur einen Zipfel davon in der Hand behielt, allein der Fall wurde dadurch gewendet, dergestalt, daß Constanze unbeschädigt auf ihre Füße zu stehen kam, obgleich sie eine Höhe von 22 Fuß hinabgesprungen war. Der Geistliche warf, als er dieß gewahrte, einen schweren Krug voll Wasser ihr nach, der sie unfehlbar niedergeschmettert haben würde, wenn er nicht glücklicherweise bei ihr vorbeigefallen wäre.

Sobald nun Constanze sich unten erblickte, stopfte sie ihre langen Haarzöpfe in den Schlund, und erregte dadurch ein heftiges Erbrechen, wodurch sie sich von dem Gift zu befreien gedachte. Sie lief in der Todesangst nach dem Marstall, und bat einen Stallknecht sie zu

verbergen. Allein der Vikarius hatte von ihrer Flucht die Brüder schon benachrichtigt, und diese Wüthenden sprangen mit den Mordgewehren eben in den Hof, als Constanze sich zitternd an den Knecht festklammerte. Der Abbé drückte sein Pistol nach ihr ab, allein das mitleidige Gewehr versagte; hierauf gab ihr der Ritter mit dem Degen fünf Stiche, indem er wie rasend schrie: „So hat mich dein Gemahl durchstochen!“ allein die fischbeinerne Schnürbrust hielt sie zum Theil auf. Endlich bei dem letzten gewaltsamen Stoß in die Schulter sprang der Degen, und die halbe Klinge blieb in der Wunde stecken. Der Knecht, der sich an den Brüdern seines Herrn nicht vergreifen wollte, hatte nach Hülfe geschrien. Eine Menge Weiber stürzten herbei, und da sie die Markgräfin in ihrem Blute schwimmen und in den Händen der Mörder erblickten, so faßten sie sich ein Herz, und ergriffen trotz aller Gegenwehr die Brüder bei den Haaren, schleiften sie zum Hofe hinaus und kehrten dann zu der Unglücklichen zurück. Diese ward bewußtlos auf ihr Zimmer gebracht, wo man kaum das Blut zu stillen vermochte. Sie kam endlich wieder zu sich, und befahl, da man die zerbrochene Klinge aus der Schulter zu ziehen nicht im Stande war, daß man ihr einen Fuß gegen den Rücken stemmen und also die Klinge mit Gewalt herausreißen möchte.

Mittlerweile war ganz Ganges in Aufruhr gekommen. Der Bürgermeister erschien an der Spitze einer bewaffneten Schaar, um die allgeliebte Markgräfin zu schützen und die Mörder zu fangen. Letztere waren jedoch, nachdem sie sich der Chatoulle der Markgräfin bemächtigt hatten, nach Auberas entflohen. Man sendete einen Eilboten mit der Schreckensnachricht an den Gemahl nach Avignon, und ließ aus Montpellier die geschicktesten Aerzte und Wundärzte holen. Allein ob letztere gleich die Wunden für nicht gefährlich erklärten, so hatte das Gift seine Wirkung dennoch nicht versagt, und als die Aerzte sahen, wie einige Tropfen, welche daneben und der Markgräfin auf den Busen gefallen waren, ihr die Lilienhaut schwarz geätzt hatten, erkannten sie alsbald den Gehalt der höllischen Mischung, zuckten die Achseln und erklärten ihre Kunst für zu schwach.

Da nun Constanze hörte, daß sie rettungslos verloren sey, so bat sie die Umstehenden mit unendlicher Sanftmuth, sie allein zu lassen, und nachdem hierauf alle weggegangen waren, bis auf ihre getreue Kammerfrau Madam Brunelle, betete sie lange inbrünstig, vergab ihren Mördern, und empfahl Gott ihre Seele. Dann bat sie, ihr einen Geistlichen zu senden, der ihre Beichte anhören und ihr die letzte Oelung geben möchte. Die Kammerfrau zündete mehrere Kerzen an, denn die Nacht war schon

längst angebrochen, und eilte einen Geistlichen herbeizuholen. Es war aber in ganz Ganges kein anderer vorhanden, als der Vikarius. Man forderte deßhalb diesen auf, der Sterbenden Trost zu bringen. Constanze lag wie schon halb verklärt; die schönen Wangen glühten noch einmal, das schwimmende Auge glänzte wie in Entzückung, und mit heißer Sehnsucht harrte sie auf den geistlichen Zuspruch, als sich die Thüre öffnete, und Madam Brunelle mit dem Vikarius hereintrat. Da war es ihr, als stiege eine Gestalt der Hölle vor ihr auf, und vertrete ihr den Lichtweg zur Ewigkeit. Schaudernd bedeckte sie mit der einen Hand die Augen, indeß sie mit der andern ihm sich zu entfernen winkte; denn vor diesem Sünder konnte sie nicht beichten, von diesem mordbefleckten Scheusal keine Absolution empfangen. Der Vikar schlich sich fort, und da die Arme mit kindlicher Frömmigkeit auch an den äußern Gebräuchen ihrer Kirche hing, so jammerte sie still vor sich hin, daß sie so verlassen sterben sollte.

Der Tod trat immer näher hinzu, um die köstliche Blume zu brechen, und die Uhr zeigte auf die nahe Mitternacht. Da öffnete sich noch einmal leise die Thür, und als Constanze mühsam aufschaute, trat der Barfüßermönch herein. Erschüttert blieb er von ferne stehen, hob wie in Verzweiflung seine gefalteten Hände zum Himmel empor, und hielt sie dann lange vor seiner Stirn.

Als ihm aber Constanze wie einen Boten des Friedens freudig ihre kalte Hand entgegen streckte, so empfing er sie zitternd in der seinigen. Dann nahm er schweigend die heiligen Geräthschaften des Nachtmahls unter seiner Kutte hervor, beugte sich still zu ihr hinab um ihre Beichte anzuhören, und mit bebender halb erstickter Stimme sprach er sie frei von den Sünden der Erde. Hierauf gab er ihr die letzte Oelung und als er sich anschickte, ihre Füße zu salben, so war es ihr, als würde sie noch einmal aus dem Entschlummern zur langen Nacht durch ein paar heiße Küsse geweckt, die auf ihren Füßen brannten. „Ehrwürdiger Vater! was beginnt ihr?“ sagte sie mit schwacher Stimme. Der Mönch, der an ihrem Bette niedergekniet war, richtete sich empor, das verhüllende Gewand war zurückgefallen, und die Kerzen beleuchteten eine schöne hohe Gestalt. Sehnend und überwältigt streckte er seine Arme aus und rief mit unnennbarer Wehmuth: „Gute Nacht, Constanze!“ Aber vor Constanzens Sinne hatte der nahe Tod schon seinen Flor gezogen; sie vernahm wohl die bekannten Töne einer vertrauten Stimme, aber im Aufschwingen von der Erde unterschied sie nicht mehr, ob es der Bewillkommungsruf sey, der aus einer bessern Welt ihr entgegentöne, oder ob es die Abschiedsworte waren, die von der Erde ein geliebter Mund ihr nachrief, und so im

Zwielicht des ewigen Morgenroths und der Schatten aus der Nacht süßer Vergangenheit, brach das Herz.

Der Schultheiß von Languedoc, Baron von Tressan, traf schleunigst alle Anstalten, die Mörder zu verfolgen, und sendete einen Courier mit dem Bericht der Schandthat an das Parlament zu Toulouse. Ob nun gleich kein Kläger vorhanden war, so schickte dieses dennoch ex officio einen Commissär in der Person des Herrn Catalan nach Ganges ab. Dieser ließ zuvörderst den geheimen Freund und Henkersgesellen der beiden Mörder, den Vikarius ergreifen, welcher aber, um die Schuld von sich abzuwälzen, alles einzig auf die beiden Brüder und den Gouverneur selbst schob. Als daher wenige Tage darauf letzterer mit der trostlosen Mutter aus Avignon eingetroffen war, ließ er auch diesen verhaften, und in's Gefängniß nach Toulouse abführen, wo ihm der Proceß gemacht wurde. Der Gouverneur ließ, in tiefe Schwermuth versunken, ohne sich zu vertheidigen, alles willig über sich ergehen, und wiederholte zu verschiedenen malen: er sehe wohl ein, daß er das Köstlichste auf der Welt verloren, und daß nach diesem Verluste alles übrige ihm nichts mehr gelte.

Was nun das Parlament über ihn beschlossen und ob es ihn verurtheilt oder losgesprochen habe, hat man nicht erfahren.

Den beiden Mördern gelang es, trotz der schleunigen Anstalten des Schultheißen von Tressan, dennoch zu entfliehen, und sich bei Agde einzuschiffen.

Ob die Geißel des Gewissens sie heimathlos von Land zu Land getrieben, oder der Tod sie früh genug hinter sein Leichentuch versteckt hat, ist unbekannt geblieben; genug, dem Auge der Gerechtigkeit ist es nirgends gelungen, sie zu erspähen.

Aber vor dem Allwissenden sind ihre Grabstätten gezeichnet, und am Tage des Gerichts wird er sie finden!

Wahnsinn und Tod.

Ein Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.

Du willst also nicht geduldig warten, bis ich dir die Geschichte meiner Wanderung selbst vollständig vorlegen werde? Dir wird also die Zeit zu lang, und du willst nicht aufhören mich zu mahnen, bis ich dir doch wenigstens eine Frucht aus meiner Reisemappe aufgetischt habe? Nun wohlan, du sollst deinen Willen haben! Doch wie das Kind wehmüthig freundlich sein Schränkchen öffnet, um den begehrenden Gespielen mit Lieblingssachen zu bescheiden, so öffne ich dir meine Mappe; sie sollte lange noch verschlossen bleiben, und lange noch die Erinnerung mir daraus vorerzählen. Ach! zwischen den Augenblicken des Selbsterlebens und des Niederschreibens, da liegt eine goldne Zeit, und wir glauben die Bilder, die unser Gemüth von den Scenen des Lebens auffaßte, verschenkt zu haben, sobald sie in schwarzen Zügen vor uns auf dem Papiere stehen!

Nimm sie denn hin! ich wähle eine Scene, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, und für sich ein eigenes Ganzes ausmacht.

Du kanntest meinen unbesiegbaren Wunsch von früher Kindheit an, die Welt zu durchreisen und weißt, wie er mächtig mit mir heranwuchs. Es war mir nicht sowohl darum zu thun, die lebenden Generationen der verweichlichten Völker kennen zu lernen, als die halbverlöschten Riesenspuren mächtigerer Geschlechter, die nicht mehr sind, aufzusuchen, und meine Seele dann wieder zu erfreuen und zu stärken durch den Anblick der mitten in allem Wechsel dennoch immer schön bleibenden Natur, die meine Freundin allenthalben seyn sollte, wie sie die Freundin der längst vergangenen großen Menschen gewesen war, ein freundliches Band auf diese Weise zwischen mir und der Vorwelt knüpfend. Aber auch noch eine

zweite Freundin sollte mich auf meinen Reisen begleiten, ja gewissermaßen mir den Weg bahnen, und das war die Musik. Ich gedachte nicht allein mir durch diese allgemeine verständliche Sprache einen leichtern Eingang zu verschaffen, sondern auch, da die alte Gastfreiheit den Gastwirthen Platz gemacht hat, meine Reisekasse nöthigenfalls durch sie zu füllen. Während der Zeit meiner Universitätsjahre hatte ich oft und viel von meinem Reiseplan gesprochen. Man fand ihn allgemein höchst interessant, und so ging denn auch mein zweiter Lieblingswunsch in Erfüllung und mehrere meiner musikalischen Freunde verbanden sich mit mir zu dieser Wanderung. Wir waren unserer fünfe an der Zahl, und wahrlich kein übles Quintett, denn jeder war auf seinem Instrumente Meister.

Um dir das ganze Bild lebendiger zu zeichnen, will ich dir die Freunde nennen. Zum Theil sind sie schon nicht mehr! Doch wenn ich ihre Namen hier ausspreche, wird mir, als ständen sie wieder vor mir und grüßten mich, und als flössen unsere verwandten Seelen noch einmal in unserer Töne Harmonie zusammen. Ach! und wie Ossian, rufe ich sehnsuchtsvoll aus:

„Seyd mir gegrüßt, ihr Geister meiner Freunde!
Die ihr auf sturmbewegten Wolken wohnt.
O! daß ihr kämt, zu meiner öden Halle,
Wenn still die Nacht mich Einsamen umfängt! —
Und horch! ihr kommt! — ihr naht! auf meiner Harfe,
Wenn sie verlassen an der Mauer hängt,
Vernehm ich oftmals eure leichte Hand,
Und euren Gruß, wie ferne Bienentöne!"

Müller war unser Meister; er spielte vortrefflich die Violine und Klarinette. Meßling spielte ebenfalls die Geige und das Bassethorn. Weiße blies die Flöte; Kracker das Horn; und ich selbst hatte, nächst meiner Laute, zur Ausfüllung unseres Quintetts meinen Fagott mitgenommen. Einem jeden von uns hatten wir ein Amt übertragen, und nannten uns scherzhafter Weise darnach. Müller hieß der Kapellmeister, er war der Geübteste von uns, spielte stets die erste Stimme, und gab die aufzuführenden Musikstücke an. Meßling hieß der Dichter; wir erhielten manches schöne neue Lied von ihm. Kracker war der Komponist, und gab den Liedern Melodien. Weiße war unser Kassirer, und besorgte das Wirthschaftliche, und ich selbst wurde, meiner Laute wegen, die ich meine Geliebte zu nennen pflegte, der Minnesänger genannt.

Hier haſt du nun das kleine wandernde Orcheſter, das nur von einem einzigen Diener begleitet, frohen Muthes in das große Schauſpielhaus der Welt einzog, um dort aufzuſpielen bei den ſo verſchiedenen Scenen des Lebens.

Aber ich faſſe dich nun, wie Mephiſtophiles den Fauſt, und führe dich durch die Luft mit mir fort über unſer Deutſchland hinweg, bis nach dem Stiefel von Europa und ſetze dich in Neapel nieder, wo du mich und meine Genoſſen wieder finden wirſt. Von alledem, was uns auf dem weiten Wege von der Heimath bis hieher begegnete, wie wir überall willkommen waren und oft reichen Lohn empfingen, wie ſo manches Schloß ſich uns aufthat, manche zarte Frauenhand uns den goldnen Wein kredenzte, manches ſchöne Auge uns nachſchaute wenn wir weiter fortwanderten, und man allenthalben die fünf ziehenden Schwäne gern feſtgehalten hätte, davon erfährſt du jetzt nichts, eben ſo wenig als von ſo manchem ſüßen Gefühle, das unſer Herz ergriff. Genug, wir hatten auch Italien durchzogen und waren zu Neapel angekommen. Hier hatten wir uns nun ſchon mehrere Wochen aufgehalten, hatten uns einigemal mit Beifall öffentlich hören laſſen, wodurch unſre Reiſekaſſe in guten Stand gekommen war; wir hatten die Schönheiten der Gegend geſehen, in Herkulanum und Pompeji aufgeſpielt und dem Veſuv unſer Ständchen gebracht, und es wäre nun wieder Zeit geweſen, unſere Reiſe weiter fortzuſetzen; allein unſer Kaſſirer Weiße war ſeit unſerer Ankunft in Neapel krank, und ſo mußten wir denn ſeine Geneſung wieder abwarten. Indeß nun meine Freunde dadurch Zeit gewannen, manche reizende Bekanntſchaft anzuknüpfen, zog mich ein eigenes Intereſſe nach dem Hafen. Wir hatten in den erſten Tagen unſeres Aufenthalts zu Neapel einige Abende, die hier beſonders herrlich über Land und Meer aufſteigen, mit unſeren Blasinſtrumenten am Hafen auf dem Molo zugebracht, und darin einen vorzüglich großen Genuß gefunden, vollſtimmige Phantaſien aufzuführen. Einer von uns trug nämlich ein aus dem Stegreif erfundenes Stück vor, indeß ihm die übrigen dazu accompagniren mußten. Da wir nun alle auf unſern Inſtrumenten wohl geübt waren, ſo hörte man größtentheils treffliche Phantaſien und die Begleitung war bisweilen ſo überraſchend ſchön, daß der die Melodie führende oft innig ergriffen wurde, wenn ſtatt der düſter geträumten Diſſonanz die Freunde zur Conſonanz es ſtimmten, und ſo aus den Phantaſien aller dennoch die herrlichſten Harmonien zuſammen floſſen. Das menſchliche Getöſe im Hafen wurde dann oft ſtiller und ſtiller, man horchte auf unſere Muſik, und nur die Wellen des alten Meeres gingen leiſe rauſchend ab und zu. Jedesmal wenn wir uns Abends

hier verſammelten, hatten wir auf der äußerſten Spitze des Molo einen Mann wahrgenommen, der meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Er ſtand einmal wie immer ohne alle Kopfbedeckung auf ſeine Harfe geſtützt und ſchaute ſtarr ins weite Meer hinaus; er trug einen dunkelbraunen Mantel auf abenteuerliche Weiſe umgeſchlagen und war mit einem kurzen breiten Schwerte umgürtet. Sobald aber unſere Muſik begann, wurde er unruhig, ging ernſt und finſter an uns vorüber und kehrte erſt dann auf ſeinen Standpunkt zurück, wenn wir den Molo verließen. Zu dieſer ſonderbaren Erſcheinung zog mich ein unwiderſtehliches Gefühl hin und ich beſchloß, dieſen Harfner näher kennen zu lernen. Am nächſten Abend ſchlich ich mich einſam nach dem Hafen. Es war ſchon ſpät als ich dort ankam und der Lärmen im Hafen ſtiller geworden. Da vernahm ich vom Molo her die Klänge einer Harfe und eine ſchöne Tenorſtimme, die dazu ſang. Es war mein Harfner. Ich fragte einen wohlgekleideten Mann, der ihm zuzuhören ſchien, wer denn jener Sänger dort ſey? — erhielt aber die unbefriedigende Antwort: daß ihn eigentlich niemand hier kenne, man auch nicht wiſſe wo er hergekommen wäre, daß man ihn aber faſt alle Abend, wenn das Volk ſich verlaufen hätte, hier bis ſpät in die Nacht könne ſingen hören, wo ihn denn ein Mädchen nach Hauſe zu begleiten pflege und daß er allgemein unter dem Namen des wahnſinnigen Harfners bekannt ſey; jedoch rathe er mir, ihm zuzuhören, denn ich würde wohl ſelten ein ſo herrliches Spiel vernommen haben. Ich trat näher hinzu und hörte, wie er in engliſcher Sprache ein Lied von Oſſian ſang. Er trug es mit ſeiner melodiſchen Stimme recitativartig vor, nur manchen Stellen gab er Liedesmelodie und mit großer Sicherheit griff er dazu in die Harfe. Indeß ich nun in geringer Entfernung von ihm ſaß und lauſchte, ging der Mond eben auf und wie er ſeinen Schimmer über den Harfner ergoß und der Nachtwind, der über den Hafen hinzog, mit ſeinem Gewande und ſeinen langen Haaren ſpielte, ſo war mir's, als ſähe ich wirklich Oſſian vor mir ſtehen auf ſeinem Felſen am Meere, zu den Geiſtern ſeine Stimme erhebend, die auf den Wolken ihm vorüber zogen. Mich faßte ein unnennbares Gefühl und ſtill entzückt hörte ich dem herrlichen Geſange zu.

Ein Mädchen ſtörte mich in meinem ſtillen Genuß. Sie bat um eine Gabe, indem ſie vorgab, ſie ſammle dort für den Harfner und ging, nachdem ich ihr reichlich gegeben hatte, auf ihn zu und ſagte: „Der Mond iſt aufgegangen!“ worauf er ſich dann ſchweigend von ihr fortführen ließ.

Ich kam ſpät nach Hauſe. Die Freunde zogen mich mit meinem langen Außenbleiben auf, ich aber verſchwieg ihnen die Urſache deſſelben,

weil ich glaubte, mir Einzelnen würde es eher gelingen, die Bekanntschaft des Harfners zu machen. Durch wiederholte reichliche Geschenke hatte ich mir die Neigung jenes Mädchens zu erwerben gewußt, die ihn nach Hause zu begleiten pflegte, und sie vertraute mir denn endlich: ihr Vater sey ein Lazarone und habe bei seinem Umherstreifen eines Tages in der Gegend von Neapel einen kranken, sehr hülflosen Menschen unter einer Pinie liegend gefunden. Als er ihn untersuchen wollte, habe ihm der Kranke einen schweren Beutel hingereicht und ihn in gebrochenem Italienisch gebeten: ihn todt zu stechen. Das hätte den Vater denn gerührt, und da er wohl bald gemerkt, daß der Mann irre rede und der Beutel viele Kostbarkeiten enthalte, so habe er ihn in seine Hütte geführt und ihrer Pflege übergeben. Ihr aber sey der Kranke bald sehr lieb geworden, denn er sey so gut und so schön und als er wieder zu Kräften gekommen und ihre Harfe gesehen hätte, so sey ein neues Leben in ihm erwacht und er habe sich die Harfe zugeeignet, sich auf seltsame Weise gekleidet und sein herrliches Spiel angefangen. Zwar verstehe sie, außer den Liedern, die sie ihm selbst gelehrt, seine Gesänge nicht, auch wisse sie nicht weßhalb er hier auf dem Molo alle Abend bis zum Aufgang des Mondes verharre, allein ihrem Vater wäre das schon so recht, denn sie erhielt oft reichliche Geschenke von denen, die den Harfner singen hörten. — Aus dieser schlichten Erzählung konnte ich wenig nehmen und versuchte nun selbst auf mancherlei Weise mich ihm zu nähern. Ich schlich mich alle Abend nach dem Molo, redete ihn in verschiedenen Sprachen an, allein ich erhielt nie eine Antwort, und alles schien vergeblich; ja als ich ihm auf französisch einmal ein paar freundliche Worte sagte, griff er sogar zornig nach dem Schwert und verließ mich mit einem tiefverachtenden Blick. Dieß stete Mißlingen betrübte mich nicht wenig, denn mich zog nicht bloße Neugierde zu dem Harfner hin, sondern sein schöner Gesang und das edle Wesen, welches durch seinen Trübsinn leuchtete, hatte meine ganze Theilnahme und Bewunderung erregt. Die Freunde wußten sich mein verändertes Betragen und meine einsamen abendlichen Gänge nicht zu erklären und nannten mich scherzhafterweise den unglücklichen Schäfer. Ja Meßling schüttelte mich eines Tages aus tiefen Gedanken auf und sagte: „Ich begreife doch nicht, warum der Minnesänger, wenn eine Festung sich ihm nicht ergeben will, das schwere Geschütz, seine Laute, nicht spielen läßt?“ Diese Worte waren zur rechten Zeit gesprochen; ein Gedanke fuhr mir durch die Seele; ich sprang auf und umarmte Meßling, der sich über meine Hast des Lachens nicht erwehren konnte, und als der Abend kam, ergriff ich meine Laute und eilte unter manchen leichtfertigen

Glückwünschen der Freunde nach dem Molo. Ich fand den Harfner schon dort; er stand an der äußersten Spitze schweigend auf seine Harfe gelehnt und schaute über das Meer in die Nacht. Da ich außer einigen kleinen italienischen Gesängen größtentheils nur Ossianische Lieder von ihm gehört hatte, und das Bild dieses einzigen Barden, durch die Erscheinung des Harfners, den ich im Dämmerlicht der Nacht wie einen großen Schatten der Vorwelt vor mir stehen sah, lebendiger als je in meiner Seele geworden war, so trieb mich mein Gefühl unwiderstehlich, einen Gesang von Ossian anzustimmen, deren ich viele in deutscher, früher von mir entworfener Uebersetzung auswendig konnte, und wenn ich gleich dem Harfner dadurch nicht verständlich zu werden hoffen durfte, so sollten ihm doch, meinte ich, die Töne zum Herzen dringen. Ich begann also in stiller Begeisterung die Worte von Konlaths Geist, womit der Gesang Konlath und Kulhona anfängt:

„Schläft Konas süße Stimme im Gesäusel
Des Abendwinds? — ruht Ossian in der Halle,
Und laßt die Freunde ohne Ruhmgesang?
Das Meer umwogt Ithonas dunkle Haine,
Doch unsre Gräber kennt der Fremdling nicht!
Wie lange soll noch deine Harfe schweigen,
Zu unsrem Ruhm? — O Morvens Sohn?“

Ich schwieg einen Augenblick nach diesen auffordernden Worten, die ich freilich nicht verstanden glauben konnte. Allein der Harfner griff alsbald gewaltige Accorde, und obgleich in englischer Sprache, so antwortete er mir dennoch wirklich mit eben den Worten, die Ossian dem Geiste Konlaths auf seine Aufforderung entgegnete, und deren Anfang in der Uebersetzung etwa folgendergestalt lautet:

„O könnte dich mein dunkles Auge schauen,
Der du auf schimmernden Gewölken ziehst!
Wie träum' ich dich? — Gleichst du des Lona Nebel?
Gleichst du dem halbverloschnen Feuergebild?
Was ist der Saum an deinem Wolkenkleid?
Wie spannst du deinen luft'gen Nebelbogen?
Doch sieh, ein Schatten fleuchst du hin im Winde! —
O komm zu mir herab, vertraute Harfe,
Und laß mich deine Töne hören!“ u. s. w.

Seine passende Antwort ließ mich still erfreut ahnen, er habe mich verstanden und als er den Gesang vollendet hatte, wiederholte ich auf meiner Laute leise seine letzten Harfengänge. Da trat er auf mich zu, sah mich lange mild an und fragte mich mit sanfter Stimme in deutscher Sprache: „Hat dich eine deutsche Mutter geboren?“ ich bejahte es freudig. „Mich auch!“ sagte er und schlug die Augen empor. „Singe mir ein deutsches Lied, in dieser fremden Welt klingts wie ein Wiegenlied aus der Kindheit!“

Er setzte sich hierauf still zu mir hin; ich erfüllte mit Freuden sein Verlangen, und da der Mond über den Vesuv eben aufstieg, so wählte ich folgendes Lied:

Freundlich von des Bergeshöhen,
Strahlst du Freundin stiller Nacht.
Sanft und leise ist dein Gehen
Und dein Kleid ist Feuertracht.
Freundlich schein' ich, doch im Herzen
Blutend trag ich heiße Schmerzen
Von der Liebe angefacht!

Wie des Stromes Silberwellen.
Dort mit deinem Bild entfliehn!
Wie aus jenen Wasserfällen
Tausend goldne Funken sprühn!
In der Bäche blaue Fluthen
Will ich kühlen meine Gluthen,
Die doch ewig würden glühn.

Wie der Schwan, wenn sanft sein Flügel
Unterm Hauch des Westes schwillt,
Ruhst du auf des Meeresspiegel
Siehst dich dort so hold und mild.
Ach auch hier such' mit getrübten
Blicken ich den Vielgeliebten,
Finde nur mein eigen Bild.

Trösterin in ernsten Stunden,
Weile noch! was eilst du schon?
Eh du deinen Freund gefunden,
Gehst du leisen Tritts davon?

Suchensmüde ſink ich nieder —
Treulich komm ich morgen wieder,
Finde nie Endymion!

„Treulich komm ich morgen wieder!“ ſagte der Harfner, als ich geendigt hatte. „Der Mond iſt aufgegangen — gute Nacht!“ mit dieſen Worten verließ er mich ernſt freundlich und ging mit dem Mädchen, das auf ihn wartete, nach Hauſe. Ich eilte ſtillerfreut in meine Wohnung; hatte ich doch einen Weg gefunden mich dieſem verſchloſſenen, vielleicht tief verwundeten Herzen zu nähern.

Da ich ſo heiter nach Hauſe kam, wurde ich von den Freunden mit lauter Freude empfangen und ſollte erzählen von meinem Abenteuer. Ich verweigerte es aber für heute, verſprach jedoch alles getreu zu berichten, ſobald ich nur mit der angedichteten Geliebten ganz einig geworden ſeyn würde.

Allabendlich fand ich nun den Harfner auf dem Molo. Er freute ſich wenn ich kam, und wir wechſelten manchen ſchönen Geſang gegenſeitig aus. Wer und woher er ſey, darüber ſchwieg er; aus ſeinen mancherlei wunderlichen Aeußerungen aber ſchien hervorzugehen, daß er ſich für einen Barden hielt. Sein Wahnſinn hatte durchaus keine ſchreckliche Geſtalt angenommen, ſondern er ſchmückte ihm ſein vielleicht öde Daſeyn mit lieblichen Bildern. So frug ich ihn eines Abends, weßhalb er denn jedesmal den Aufgang des Mondes, er möge ſo ſpät erfolgen als er wolle, auf dem Molo abwarte? Er ſah mich nach dieſer Frage erſt lange an und ſagte dann wehmüthig: „Siehſt du denn nicht die Flamme aus meiner Bruſt auflodern? — Siehſt du nicht, wenn ich am Hafen ſtehe und leuchte! — Wenn der Tag zur Ruhe gegangen iſt,“ fuhr er fort, „und die Nacht über die Welt zieht, dann erwachen die Geiſter der Liebe. Die klugen Menſchen geben ihnen mancherlei Namen, und nennen ſie Glühwürmchen, Meteore und Geſtirne; aber ich kenne ſie beſſer; ſie ſchweben in unnennbarer Zahl wie feuriger Blüthenſtaub aus einem ewigen Garten umher, ſich zu ſuchen, aber ſie finden ſich nicht im weiten Meere der Nacht und ſie verſinken darin. Sieh, da muß ich dann ſtehen mit dem Feuer, was aus meinem Herzen aufflammt, wie ein Leuchtthurm am Hafen, auf daß die Geiſter ſich finden. Und ich fühle wie ſie ſich um mich verſammeln und ich vernehme ihre leiſen Stimmen und greife dann in meine Harfe, denn auf den Tönen eilen ſie einander in die Arme!“ —

„Auch ich empfinde wohl,“ fuhr er fort, „wie mich dieß Feuer verzehrt, aber ich wollte doch nicht, daß es verlöſchte!“ — Die Poeſie dieſes

Wahnsinns füllte mich mit tiefer Rührung, weil sie mir ein herrliches Gemüth zeigte, welches wahrscheinlich im Gefühl unglücklicher Liebe sich verwirrt hatte, ohne diese Liebe selbst zu verlieren. Ich drückte ihm die Hand und meine Augen standen voll Thränen. „Weine nicht," sagte er sanft, „gönne mir mein süßes Geschäft, ich habe viel verloren, ehe ich dazu ausersehen wurde! Sieh, wie der Mond dort aufgeht, er kommt mich abzulösen! — Gute Nacht!"

So vergingen mir viele Abende, ich werde sie nicht vergessen. Das durch treue Liebe verworrene Gemüth schloß sich immer reicher mir auf, sein Vertrauen und Neigung schien ich gewonnen zu haben, und ich faßte wohl oft den kühnen Gedanken, ihn mit Hülfe meiner Freunde völlig heilen zu wollen. Aber die Reise war nun einmal unser Hauptzweck, und so wurde denn meine Aufmerksamkeit bald auf etwas anders gerichtet. Es waren nämlich in den Hafen von Neapel englische Schiffe eingelaufen und ich erfuhr, daß eines von ihnen geradezu von hier aus nach Glasgow in Schottland segeln würde. Ich hatte oft mit meinen Freunden davon gesprochen, welchen unnennbaren Eindruck es auf das Gemüth machen müßte, wenn man plötzlich hier aus dem warmen schönen Lande des Gesanges in jene rauhen Thäler versetzt würde, wo Ossians Heldenlieder noch nachhallen; aus den Citronenwäldern Italiens in die Eichenhaine Schottlands, von den klassischen Denkmälern der Größe und Kunst zu den bemoosten Steinen, den grau gewordenen Wächtern der Heldengräber; aus der warmen Luft und dem azurblauen Himmel in die Stürme und Nebel, die wie Riesengeister sich um die Häupter der Berge sammeln. Weil nun die Idee zu dieser Reise zuerst von mir ausgegangen war, und ich meine Begleiter eigentlich dazu angeworben hatte, so war mir von ihnen einstimmig das Recht zugestanden worden, den Reiseplan entwerfen zu dürfen. Ich hielt diesen oft geheim, überraschte sie dann wohl, wenn ich ihre stillen Wünsche zu befriedigen wußte und eilte auch dießmal mit Anbruch des Tages zu dem Schiffskapitän, mit welchem ich denn bald einig wurde, daß er uns nach Schottland mitnehmen wollte. Welcher allgemeine Jubel erhob sich, als ich in unsere Wohnung eintrat, und den Freunden die morgende Abreise nach Schottland ankündigte. Unser weniges Reisegeräth wurde eiligst zusammen gepackt und auf das Schiff geschafft und die Zeit, die uns bis zur morgenden Abfahrt noch übrig blieb, wendete jeder an, um von seinen gemachten Bekanntschaften Abschied zu nehmen. Natürlicherweise trugen mich meine Füße nirgends anders hin, als Abends auf den Molo; denn ich hatte keine liebere Bekanntschaft hier gefunden, als meinen Harfner und es schmerzte mich wirklich, daß ich schon jetzt von

ihm schreiben sollte. Ich war dießmal früher da als er, und erwartete ihn mit Ungeduld; als er nun endlich mit Einbruch der Nacht kam, sagte ich ihm wehmüthig, daß ich heut gekommen wäre, ihm Lebewohl zu sagen, und meines Weges morgen wieder weiter ziehen müsse. Ich hatte ihm meine Hand gereicht, er hielt sie krampfhaft fest umklammert, indeß aus seinen niedergeschlagenen Augen große Tropfen quollen. „Du bist wie ein Funken der Liebe, die Nachts umherziehen und sich nicht finden!“ sagte er sanft. „O wärest du doch hier geblieben, und hättest dich an meinem Flammenherzen erwärmt.“ Nach einer Pause frug er mich, wohin ich denn wandern wollte? und als ich ihm Schottland nannte, so wiederholte er sinnend mehreremale diesen Namen und sagte endlich mit einer unaussprechlich heitern Miene: „Ach! mir ist, als hätte ich einst so viel Herrliches von Schottland geträumt! Nimm mich mit, ich will bei dir bleiben, laß mich nicht allein hier zurück! Ja,“ rief er, indem er nach dem Hafen schaute, „ja! dort wehen die englischen Wimpel, ich erkenne sie! — Auf! ich will mit, du kannst mich nicht zurücklassen!“ Ich willigte wohl mit Freuden ein und er versprach mir morgen vor Tagesanbruch, wo das Schiff die Anker lichten wollte, hier am Hafen meiner zu warten.

Die Freunde fand ich über manchen lieben Abschied, den sie genommen, in ernster Stimmung; allein ich erheiterte sie bald wieder, indem ich Wein auftragen ließ und ihnen frohen Muthes mein Abenteuer mit dem Harfner nun erzählte, und durch seine Begleitung einen interessanten Zuwachs unserer Gesellschaft verhieß. Alle waren darüber erfreuet und höchst neugierig, den Harfner kennen zu lernen, lobten meine Beharrlichkeit, sein Vertrauen mir zu erwerben, und gestanden mir den Preis der hier gemachten interessanten Bekanntschaften zu. Nur Weiße war nicht unserer Meinung, sondern behauptete, daß ich wohl mehr in den Harfenspieler hineingedichtet, als wirklich an ihm gefunden haben möchte, daß er für seine Person gegen dergleichen verrückte Kerls einen besondern Widerwillen habe und prophezeite überdieß, daß uns dieser noch gar sehr zur Last fallen werde. Allein er wurde bald überstimmt und mußte mit seinen Bedenklichkeiten schweigen, die wir im Scherz, bei dem Zuwachs unserer Gesellschaft, der Sorge für die Kasse zuschrieben.

Unter den Zurüstungen zur Reise und unter frohen Gesprächen war uns die Nacht verstrichen, und wir eilten in der Morgendämmerung dem Hafen zu. Der Harfner stand schon reisefertig und wartete. Er schien betreten, als er mich nicht allein kommen sah; ich nahm ihn aber freundlich bei der Hand, sagte ihm, daß die übrigen meine Freunde und unsere jetzigen Reisegesellschafter wären und führte ihn mit mir nach dem Strande.

Das Mädchen trug ihm ein kleines Felleisen und seine Harfe nach. Sie flüsterte mir wehmüthig zu, daß der Vater, weil er den Harfner durch nichts habe zurückhalten können, mir die Sorge für ihn zur Pflicht mache und auch etwas Reisegeld in meine Hand lege, wobei sie mir einen ziemlich schweren Beutel mit Geld aufdrang. Als wir ins Boot stiegen, reichte sie ihm die Harfe weinend hin. Er strich ihr das dunkle Haar aus der Stirn und küßte sie flüchtig, dann wendete er sich schnell ab und das Boot stieß vom Lande. Kaum hatte uns das Schiff aufgenommen, als es die Anker lichtete. Mit drei Kanonenschüssen nahm es Abschied vom festen Lande und erhielt vom Hafen den nämlichen Nachruf. Der Harfner schien viel lebendiger geworden zu seyn; er schlug freudig in die Hände als die Schüsse donnerten und ging mit starken Schritten auf dem Verdeck umher, als sey er der Herr des Schiffes, und indem er seinen Geberden nach etwas anzuordnen und zu befehlen schien, sprach er eilfertig heimliche Worte. Wir übrigen verweilten indeß auf dem Verdeck und sahen nach dem festen Lande hin, das die aufgehende Sonne so eben im Feuer vergoldete; uns war die Reise auf dem Meere ja etwas ganz Neues und mit offenen Sinnen standen wir vor dem großen Schauspiel. Als wir nun immer mehr die Höhe des Meeres erreichten und das schöne Land unsern Blicken entschwand, stimmte ich das Schifferliedchen an, welches Meßling vor Kurzem erst gedichtet und Kraker für die Laute gesetzt hatte:

Trage mich auf deinem Rücken
Schiffchen hin zum fernen Strand! —
Nur mit diesen nassen Blicken,
Häng ich noch am Vaterland!
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,
Wenn auch sie die Wogen trinken,
Dann ist alles wie geraubt.

Weht ihr Winde! laßt uns fliegen,
Unaufhaltsam Nacht und Tag,
Durch der Wogen schäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.
Ach, im Vaterland ist's trübe,
Wolken thürmen hoch sich dort,
Und des Herzens treue Liebe,
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja ich will das Bild vergeſſen,
Das mein ganzes Herz gewann!
Meer und Land will ich durchmeſſen,
Bis mirs nicht mehr folgen kann! —
Oder ſtillt des Herzens Gluthen,
Nicht der Zeiten Allgewalt,
Stürmt dann Winde, tobt dann Fluthen!
Und verſchlingt mein Schiffchen bald! —

Schifflein bleibt doch unzertrümmert,
Wie der Sturm auch mächtig weht — —
Armes Herz, bleibſt doch bekümmert,
Wie die Zeit auch eilend geht.

„Nein! die Laute iſt unrein geſtimmt!“ unterbrach mich der Harfner, indem er raſch hinzutrat, in die Saiten faßte und mir das Inſtrument entwinden wollte. Die Freunde hinderten ihn daran, worauf er ſich denn ſehr finſter in einen Winkel des Schiffes zurückzog und mehrere Tage in düſterem Schweigen verharrte. Wir überließen ihn ſich ſelbſt und ſuchten nur durch manche heitere Muſik wohlthätig auf ihn zu wirken und den Eindruck jenes Liedes, das alte Herzenswunden wieder aufgeriſſen haben mochte, zu verlöſchen. Es gelang uns auch; denn oft, wenn wir den jungen Tag oder die übers Meer heranſchreitende Nacht mit unſern Inſtrumenten durch einen Choral oder ſonſt ein ſchönes Muſikſtück begrüßten, nahte er ſich uns leiſe und griff wenige, aber vollſtimmige Akkorde auf ſeiner Harfe dazu. Das Schiffsvolk hatte ſeine Freude an uns und mehreremale verſicherte der Schiffskapitän, daß wir ihn durch unſere Muſik reichlich genug ſchon für die Fahrt belohnten. Unſer Freund Weiße konnte aber an dieſen muſikaliſchen Unterhaltungen noch keinen Antheil nehmen, denn die Seekrankheit hatte ihn um ſo mächtiger überfallen, als ſeine Geſundheit beim Beginnen der Seereiſe noch nicht völlig wieder hergeſtellt war; die Flöte mußte deßhalb ganz ruhen, die er nun ſchon Monate lang nicht angerührt hatte. Dagegen aber unterließ der Harfner nicht, allabendlich den Aufgang des Mondes abzuwarten und mit trefflichen Geſängen oft die Stille der Nacht zu beleben; diejenigen Nächte aber wo der Mond nicht ſchien, durchwachte er gewöhnlich ganz. Sowohl meine Freunde als alle übrigen Perſonen auf dem Schiffe hatten ihn ſehr lieb gewonnen, und wir weideten uns oft an den Funken von Geiſt und Gefühl, die durch die Nacht ſeines Wahnſinns blitzten, und im Verein mit ſeiner ſchönen

Geſtalt und ſeinem lieblichen romantiſchen Weſen, den Harfner zu einer höchſt intereſſanten Erſcheinung machten. Uebrigens mußte man für ihn ſorgen wie für ein Kind; er forderte nicht das Geringſte, ſondern nahm alles freundlich an, was man ihm bot.

Eines Abends hatte er wieder mit dem geträumten Flammenherzen ſeine gewöhnliche Nachtwache begonnen, als ein Sturm ſich zu erheben anfing. Der Harfner verweilte dennoch auf dem Verdeck und legte ſich erſt ſpät zur Ruhe, als der Mond aufgegangen war. Uns übrigen aber weckte nach Mitternacht der immer heftiger werdende Sturm und nicht ohne Bangigkeit verſammelten wir uns in der Kajüte des Kapitäns. Indeß uns nun dieſer zu beruhigen ſuchte, indem er verſicherte, der Sturm, der nur durch ein vorüberziehendes Gewitter veranlaßt worden ſey, werde nicht lange anhalten, vernahmen wir durch langes Getöſe ein lautes heftiges Rufen auf dem Verdeck, und als wir dorthin eilten, erblickten wir bei der Morgendämmerung den Harfner, wie er mit bloßem Schwerte um ſich ſchlug, als kämpfe er hartnäckig mit jemanden und hörten ihn oft und laut dabei die bekannten Worte wiederholen, die Fingal bei ſeinem nächtlichen Kampfe mit dem Geiſt von Loda ausrief:

Entfliehe, du gewaltiger Sohn der Nacht!
Entflieh! und rufe deinen Winden!
Was nahſt du mir in deinen Schattenwaffen,
Du fürchterlicher Geiſt von Loda?
Scheu ich denn deine ſchreckliche Geſtalt?
Dein Schild iſt ein Gewebe dünner Wolken!
Dein Schwert ein eitles Luftgebild!
Der Sturm rollt es zuſammen und dich ſelbſt.
Entfleuch vor meinem Antlitz Sohn der Nacht!
Ruf deinen Winden und entfleuch.

Die Scene dieſes ernſtlich gemeinten Geiſterkampfes hatte etwas höchſt Ergreifendes. Der Geiſt des Sturmes ſchien wirklich mächtig auf den Kämpfer einzudringen, denn er hatte ihn beim Mantel und Haar gefaßt, ſo daß ſich der Harfner kaum auf dem Verdeck zu halten vermochte. Deſto aufgebrachter aber wurde er, deſto wüthender ſchlug er um ſich, bis ich ihm endlich zurief, er ſolle einhalten und ſchauen, wie die bekämpften Geiſter vor ihm und dem anbrechenden Tage flöhen! Wirklich legte ſich auch der Sturm in etwas und der Harfner ließ ſich von mir wieder in ſeine Kammer führen, wo er ſich erſchöpft zur Ruhe legte.

Nach einer langen glücklichen Fahrt sahen wir endlich die alten Gebirge von Schottland aus dem Meere aufsteigen und liefen bei Glasgow in den Hafen. Als wir ans Land stiegen, blieb der Harfner lange Zeit unbeweglich stehen, holte einigemal tief Athem, starrte die Gegend, wie in Gedanken vertieft an, schüttelte mit dem Kopf und folgte uns schweigend. Indeß wir nun, während unsere Sachen aus dem Schiffe in einen Gasthof gebracht wurden, auf dem nächsten Kaffeehaus unsere Rechnung mit dem Schiffskapitän abschlossen, war der Harfner mit einemmale verschwunden. Alle Nachfrage nach ihm war vergeblich, er war nicht wieder aufzufinden. Mir verursachte sein Verschwinden nicht wenig Unruhe; ich hatte mich einmal des Unglücklichen angenommen, hatte ihn aus einer zarten Pflege in Neapel weggehen lassen und sollte ihn nun verloren geben. Meine Freunde standen mir im Aufsuchen desselben treulich bei; wir irrten Abends am Meere umher und horchten auf seinen Gesang, aber umsonst, und wir mußten endlich alle Hoffnung, ihn wieder zu finden, aufgeben.

Es lag nun eigentlich nicht in unserm Plane, länger zu Glasgow zu verweilen, denn wir sehnten uns weiter hinein in die Hochlande von Schottland. Allein unser Kassierer Weiße erinnerte uns, daß erst für unsere Reisekasse gesorgt werden müsse, weil in den alten Gebirgen wohl wenig zu verdienen seyn dürfte, und berief sich auf den Schiffskapitän, der von unserer Fertigkeit sehr eingenommen, uns, wenn wir in Glasgow ein öffentliches Concert geben wollten, eine reichliche Einnahme verheißen hatte. Wir konnten dagegen nichts einwenden, mußten vielmehr unserm vorsichtigen Freunde Recht geben, und ob wir gleich dadurch länger als eine Woche hier aufgehalten wurden, so verschafften wir uns endlich die Erlaubniß, in dem großen Saale der Universität unser Concert geben zu dürfen. Der alte brave Schiffskapitän, dem seine langwierige Reise in unserer Gesellschaft kurz geworden war, hatte auf den Kaffeehäusern unser Lob gepriesen, man war begierig die reisenden deutschen Künstler zu hören, und wir setzten eine sehr bedeutende Anzahl Billets zu einem hohen Preise ab. Unser Kapellmeister Müller hatte die vorzutragenden Stücke folgendergestalt geordnet: Nach einer Symphonie wollte er selbst mit einem Violinconcert den Anfang machen; hierauf sollte Weiße, der sich wieder stark genug dazu fühlte, ein sehr schönes melodiereiches Adagio auf der Flöte blasen. Im zweiten Theile sollte Kraker ein Solo auf dem Horn vortragen und Meßling und ich mit einem Doppelconcert für Bassethorn und Fagott den Beschluß machen. Wir hatten unser Concert deßhalb so reich besetzt, weil es das erste auf diesen Inseln war und wir dadurch unsern Ruf zu gründen gedachten. Der Saal war gedrängt voll, das

Orchester gut besetzt. Die Zuhörer ehrten Müllers vortreffliches Violinspiel mit tiefem Schweigen, und fast kein Athem regte sich, als er die Cadenz begann. Müller hatte eine eigne schöne Art, seine Cadenzen vorzutragen; sie bestanden nicht in einem Geschwirre noch schwierigerer Passagen als der Componist ihm so eben aufgegeben hatte, sondern er pflegte gewöhnlich eine einfache melodische Stelle des Concerts selbst noch einmal durch den Reichthum seiner Phantasie hören zu lassen, als wolle die Geige vor ihrem Vollenden noch einmal die Worte aussprechen, die ihr in ihrem kurzen Concertleben die theuersten gewesen waren. So begann er denn auch dießmal seine Cadenz. Aber kaum flossen seine ersten Töne rein und einsam durch den Saal, als wir sie von fernen Akkorden, die wie aus den Saiten einer Aeolsharfe gehaucht schienen, leise begleitet hörten. Alles war überrascht und entzückt und unsre Blicke flogen in den Hintergrund des Saales, wo diese Töne aufzusteigen schienen. Da stand denn unser Harfner an einen Pfeiler gelehnt, die Augen wie in Entzückung emporgehoben, und ließ seine Finger leise über die Saiten seiner Harfe gleiten. Müller sah mich mit begeistertem Lächeln an; immer herrlicher strömten seine Phantasien und immer voller begleitete sie der Harfner, bis er endlich mit einem kühnen Gang zum Triller überging und schloß.

Der Beifall war ungemein; man hielt den Vorfall für verabredet, den Gedanken aber für sehr glücklich und höchst gelungen. Wir konnten für diesen Augenblick nicht widersprechen, sondern ließen die Sache auf sich beruhen und schritten in dem Concert weiter vorwärts. Weiße hatte bis hieher noch bei der Kasse verweilt, kam aber nun auch in den Saal und zog mich bei Seite, um mir zu erzählen, daß der Harfner wieder erschienen und auch in den Saal gegangen wäre. Er sey während der Symphonie langsam die Treppe herauf gestiegen und aufmerksam horchend der Musik nachgegangen; endlich habe er Weißen erkannt, ihm freundlich die Hand gereicht und eilfertig gesagt: er komme, um uns abzuholen! und sey dann, da man das Presto begonnen, rasch in den Saal getreten. Ich sagte ihm mit wenig Worten was vorgefallen war und verhehlte meine herzliche Freude nicht, daß wir den unglücklichen Harfner nun wieder gefunden hatten. Ungeduldig wartete ich nur auf die Pause im Concert, um zu ihm zu eilen und ihn wieder zu uns führen zu können. Während dessen hatte Müller sein Violinconcert zu allgemeinem Beifall geendet und Weiße trat nun an das Musikpult vor, um das Adagio zu blasen. Kaum aber hatte er die ersten Takte sanft und schön vorgetragen, als sich ein Lärm im Saale erhob und eine Stimme furchtbar schrie: „Halt! Halt! das ist meine Flöte! er hat sie mir geraubt! nieder mit dem Böswicht!“

und in dem Augenblicke sahen wir den wahnsinnigen Harfner sich mit bloßem Schwerte wild durch die Menge drängen. Viele Arme wollten ihn aufhalten, aber er schlug wüthend um sich, flog, ehe wir zu Hülfe eilen konnten, auf Weißen zu, warf ihn nieder, entwand ihm die Flöte, und sprang unaufhaltsam durch eine Nebenthür des Saals hinaus. Der Aufruhr war allgemein, die Frauenzimmer schrien und eilten den Saal zu verlassen; die schottischen Officiere hatten ihre Degen gezogen und flogen höchst aufgebracht dem Harfner nach. Mehrere Männer waren verwundet; Instrumente waren zerschlagen; die Polizei rief nach der Wache. Weiße lag blutend in unsern Armen; er hatte einen tiefen Hieb in die Schulter erhalten, wo wir das Blut kaum zu stillen vermochten; auch Meßling, der nach dem Harfner gefaßt, hatte eine Verletzung in die Hand bekommen. Das Concert war natürlicher Weise geschlossen, und wir wurden, indeß man von Seiten der Polizei unsere Concerteinnahme in Beschlag nahm, mit Wache in unser Quartier begleitet. Uns war dabei nicht wohl zu Muthe. Wir waren fremd in diesem Lande, die frühere Gemeinschaft mit dem wahnsinnigen Harfner und seine plötzlich gegen uns ausbrechende und unerklärbare Wuth mußte ein besonderes Licht auf uns werfen. Einige meiner Begleiter waren verdrießlich, Weiße fluchte, mehr über den Verlust seiner schönen Flöte, als über die erhaltene Wunde, die zwar tief, jedoch nicht gefährlich war, und erinnerte an seinen früher geäußerten, jetzt gerechtfertigten Widerwillen gegen den Harfner. Meßling aber war gutes Muths und behauptete, man könne uns doch nicht wie Kanarienvögel einsperren und in dem Bauer singen lassen wollen, denn das koste Futtergeld; die Polizei würde uns gerne wieder fliegen lassen, da sie durch uns zu der hübschen Concerteinnahme gekommen sey. Mich selbst aber beschäftigte größtentheils der Gedanke an meinen Harfner; es fiel mir wohl ein, daß er Weißen jetzt zum erstenmale die Flöte hatte blasen hören, weil dieser während der Zeit unserer Bekanntschaft mit dem Harfner unpäßlich gewesen war; allein was ihn plötzlich so aufgebracht hatte, blieb mir dennoch unerklärbar.

Des andern Tages wurden wir vor Gericht geführt und über unser Verhältniß zu dem Harfner verhört. Wir sagten was wir wußten und da unser alter Schiffskapitän, der bei dem Vorfall zugegen gewesen, sich zu unserm Glück treulich unserer annahm, und theils unsere Aussage bestätigte, theils ein gutes Zeugniß von uns ablegte, so wurde uns, nach Abzug der Kosten, unsere Concerteinnahme zwar wieder eingehändigt, doch uns auch zugleich ein nachdrücklicher Verweis gegeben, daß wir ohne Veranlassung einen wahnsinnigen Menschen in das Land geschleppt hätten.

Endlich bekamen wir die Weisung, alsbald die Stadt zu verlassen, indeß man den Harfner in ein Irrenhaus zu bringen suchen würde.

Meine Freunde waren mit dem Ausgang der Sache zufrieden; ich aber dachte mit Kummer an das Schicksal meines armen wahnsinnigen Freundes, dessen Harfe ich in einem Winkel des Gerichtssaals erblickt hatte. Fahre wohl! dachte ich; in dem Hafen wo du jetzt einläufst, wirst du nicht mehr die Geister der Liebe um dich versammeln; verzerrte Bilder werden um dich stehen und gegenseitig werdet ihr euch gräßlich aus euren Träumen aufschreien! Deine Harfe haben sie dir genommen, ohne sie bist du stumm, wie sie ohne dich! Fahre wohl! bis der Tod dich über seine Eisfelder zu jenem Garten führt, wo du den feurigen Blüthenstaub der ewigen Liebe finden wirst!

So verließen wir denn endlich, nachdem wir für Weißen eine neue Flöte und zu seinem bequemen Fortkommen einen Klepper gekauft hatten, die Stadt Glasgow und zogen die Straße nach den Gebirgen. Unser Weg führte uns an den Ruinen der Feste Dunglas vorbei, und über die gewaltige alte Mauer des Agrikolo hinweg. Wir erhielten in manchem Schlosse reiche Belohnung für unser Spiel und sahen endlich am dritten Tage nach unserer Abreise von Glasgow die alten Gebirge des Hochlandes aus blauem Duft hervortreten. Es war ein düsterer, neblichter Tag und wir hatten einen sehr bedeutenden Wald zu passiren, der immer noch kein Ende nehmen wollte, obgleich der Abend zu dämmern begann. „Nun," sagte Meßling, „hoffentlich erhalten wir heute Nacht den allerdeutlichsten Begriff von Ossians gepriesenen Heldenleben, denn wir werden wahrscheinlich hier in der Wüste bald die Feuer der Eichen anzünden und uns verdammt hungrig ins nasse Gras dabei setzen müssen!" — „Sehr richtig," entgegnete Müller, „wir führen auch alles Erforderliche zu dieser Scene bei uns, sowohl den Barden als auch sogar den wunden Helden!" — „Nur leider fehlt die Muschel," seufzte Weiße verdrießlich, dem seine Wunde schmerzte und der sich am meisten nach einer Herberge sehnte. „Ich rathe diesen Fußsteig einzuschlagen," sagte Kraker, „Fußsteige sind kürzer als Fahrwege und dieser scheint mir ziemlich ausgetreten!" Wir folgten ihm und gelangten auch in kurzer Zeit zu einer freien Aussicht in ein enges Thal, wo wir in der Abenddämmerung ein großes Schloß einsam vor uns liegen sahen, das seine dunklen alten Thürme wie ein Einsiedler seine Arme zum Himmel empor hob. Wir stiegen freudig in's Thal, auf das Schloß zueilend, wo wir für diese Nacht eine Herberge zu finden hofften. Allein es schien fast wie unbewohnt, denn die Thore waren verschlossen und auf unser bescheidenes Klopfen gab uns niemand Antwort. Wir nahmen daher

unsere Instrumente zur Hand und stimmten ein lautes Allegro an. Bald hierauf öffnete sich das Pförtchen; ein alter finsterer Mann sah heraus, und da wir ihn sehr wehmüthig um ein Nachtquartier baten, so willigte er ohne Bedenken ein und führte uns, wie es schien recht freudig, in das Schloß. Wir traten hier in einen Saal, der von einem Kaminfeuer schwach erhellt wurde. Der Alte hieß uns, es uns bequem zu machen, und ließ von seiner Frau einige Erfrischungen auftragen. Er war sehr geschäftig und schleppte, da ihm Weiße seine Leiden geklagt hatte, mühsam ein Ruhebette mit dem alten Weibe herein, worauf er den Kranken Platz zu nehmen bat. Wir wollten über unsere Zudringlichkeit Entschuldigungen vorbringen, allein er ließ es dazu nicht kommen, sondern versicherte sehr freundlich, daß es ihm recht erwünscht sey, wenn irgend jemand auf diesem verlassenen Schlosse einmal einkehre und ihm von der Welt da draußen Nachricht bringe. Er verließ uns hierauf, um die Abendmahlzeit und ein Zimmer zu unserem Nachtlager zu besorgen. „Deine Wege, die du uns führest, sind die besten!" sagte Weiße, der sich gemächlich auf das Ruhebette hingestreckt hatte, zu Krakern; „ich werde ihnen ferner folgen und vertraue mich von heute an deiner Nase!" Müller stimmte ihm bei; Meßling hingegen wollte in dem Betragen des alten Mannes etwas höchst Widriges gefunden haben. „Entweder," sagte er, „haben wir alle Ursache, uns vor dem alten Kerl in Acht zu nehmen, oder er ist froh, daß unsere Erscheinung die wahrscheinlich nicht angenehme Unterhaltung mit seinem Gewissen einmal unterbricht!" Ich war auch im Stillen dieser Meinung, denn die emsige Dienstfertigkeit des Alten und sein freundlich scheues Betragen hatten auch für mich etwas höchst Widerwärtiges.

An den Wänden des Saals hingen mehrere Gemälde. Zwei davon fesselten vorzüglich meine Aufmerksamkeit. Auf dem ersten war Ossian vorgestellt, wie er am Stamme einer Eiche ruht und Malvina ihm von den Tagen vorsingt, die nicht mehr sind. Neben dem Bilde hing eine Harfe, deren Saiten fast alle zerrissen waren. Dieß Bild machte in dieser Zusammenstellung einen besondern Eindruck auf mich, denn mir war es, als sehe ich Ossians Harfe einsam in Selma's verlassener Halle hängen. Das zweite Bild stellte einen jungen Mann in der Kleidung eines englischen Seeofficiers vor. Es war ein schönes Gesicht voll Lieblichkeit und Kraft, und ich konnte meine Blicke von diesen Zügen gar nicht wegwenden, die mir, ich wußte nicht warum, so vertraut schienen. Unser alter Wirth trat eben wieder herein, den Tisch zu decken, und da ich ihn fragte: was dieses Gemälde vorstelle? sagte er: „Ach fragen Sie nicht, das Bild hat sonst nicht hier gehangen!" Wir setzten uns zur Abendmahlzeit, der Alte

und seine Frau warteten uns auf. Die Kost war schmackhaft zubereitet, guten Appetit hatten wir mitgebracht, und die Freuden der Tafel stimmten uns sehr heiter. Daß unser alter Wirth der Besitzer dieses Schlosses nicht sey, schien uns außer Zweifel und wir beschlossen, ihn nach der Mahlzeit ordentlich in's Verhör zu nehmen. Indeß wir uns nun in unserer Muttersprache unterhielten, schien er sehr aufmerksam zuzuhören und wendete sich oft ab, indem er mit der Hand nach den Augen fuhr, als wollte er eine Thräne zerdrücken. Nach aufgehobener Tafel frug uns der Alte: ob wir vielleicht eine Bowle Punsch zu trinken Lust hätten? Dieß Anerbieten war uns in jeder Hinsicht willkommen, denn wir hofften zugleich bei einem Glase dem Alten näher rücken zu können, und als er nun hierauf den dampfenden Punschnapf hereinbrachte, setzten wir einen Tisch an den Kamin, und nöthigten ihn in unserer Mitte Platz zu nehmen. Er that es ohne Weigerung und indem er uns fleißig die Gläser vollschenkte und sich selbst dabei auch nicht vergaß, erboten wir uns, ihm recht viel Lustiges von der Welt und unserer Reise aufzutischen, wenn er uns dagegen auch wieder recht vieles von sich und seiner Einsamkeit erzählen wolle. „Ach!“ sagte er seufzend, „Sie könnten mir vielleicht von manchem Nachricht bringen, was mein Herz sich zu hören sehnt, denn, nicht wahr, Sie sind Deutsche? Ich habe Sie an Ihrer Sprache erkannt, die ich ehedem auch verstanden.“ Wir bezeugten unsere Verwunderung darüber, wie er dazu gekommen sey? Er aber fuhr fort und fragte: „Ist Ihnen in Deutschland nicht die Familie der Freiherrn von Norderose bekannt?“ Ich bejahete es, mit dem Zusatz, daß so viel ich wisse, diese Familie in England Verwandte haben müsse. „Ganz recht!“ sagte der Alte; „Sie sind, meine Herren,“ setzte er wehmüthig hinzu, „hier in einem Hause, in welchem, so verödet es Ihnen auch jetzt vorkommen mag, mehrere brave Frauen aus dieser Familie gelebt und vielen Segen um sich her verbreitet haben!“ Wir hielten unsere Neugier nun nicht länger zurück und drangen in den Alten, uns mit der Geschichte dieses Schlosses und seiner ehemaligen Bewohner vertraut zu machen. Der Alte ließ sich nicht lange bitten, ja er schien es ängstlich gern vom Herzen los seyn zu wollen und hob folgendergestalt an:

„Unter dem großen Feldherrn Marlborough waren viele vornehme Engländer und Schotten mit nach Deutschland gezogen, um an seinen Siegen und seinem Ruhme Theil zu nehmen. Auch der reiche Graf Mac Alva aus Schottland, der Besitzer dieses und vieler anderer Schlösser, zog mit ihm. Er ward Marlboroughs Freund und focht alle seine Schlachten mit. Dieser Graf Mac Alva wurde in Deutschland in dem Hause der

Freiherrn v. Norderose bekannt, und verliebte sich allda in ein wunderschönes Fräulein dieser Familie, mit Namen Anna. Auch das Fräulein gewann ihn von Herzen lieb, dergestalt, daß sie sich entschloß, dem Grafen ihre Hand zu geben, ihm zu Liebe Vaterland und Verwandte zu verlassen, und mit ihm über das Meer in die waldigen Gebirge von Schottland zu ziehen. Auf diesem Schlosse haben sie in Liebe und Eintracht lange Jahre gelebt, und die deutsche Hausfrau hat so viel Segen in die Familie gebracht, daß seitdem von den Grafen Mac Alva die deutsche Verwandtschaft in großen Ehren gehalten wurde. Die Enkel dieses Ehepaars, die Grafen Richard und Eduard, theilten sich brüderlich in die Besitzungen ihrer Voreltern, und da ihnen von Seiten der Großmutter eine bedeutende Erbschaft in Deutschland zugefallen war, so beschlossen die beiden reiselustigen Herren selbst dorthin überzuschiffen und ihre Erbschaft selbst in Empfang zu nehmen. Ich war mit den beiden Grafen auferzogen worden; sie hielten große Stücke auf mich und ich mußte sie auf dieser Reise begleiten. Es gefiel uns sehr wohl in Deutschland, wir wurden prächtig aufgenommen und machten gute Geschäfte; doch wie es dem Großvater ergangen war, so geschah es auch den beiden jüngern Grafen; ihre Herzen hingen sich an zwei liebenswürdige Schwestern aus der Familie Norderose und sie kehrten ebenfalls mit deutschen Gemahlinnen auf ihre Schlösser zurück. Diese Burg war dem Grafen Richard in der Erbtheilung zugefallen. Er bezog sie mit seiner Gemahlin, indeß sein Bruder, um ihm nahe zu seyn, sich ein Schloß zu seinem Aufenthalte wählte, welches nur durch einen großen See von diesem hier getrennt wird, so daß ich Ihnen, wenn es Tag wäre, die Thürme jenes Schlosses hier aus diesen Fenstern zeigen wollte. Beide Grafen lebten hier mit ihren deutschen Frauen viele Jahre in Glück und Frieden. Ich selbst war in den Diensten des Grafen Eduard geblieben, der ein sehr lebenslustiger Herr war und meiner wohl mehr bedurfte, als der häusliche verständige Graf Richard. Meinem Herrn wurden zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter geboren; der Sohn erhielt den Namen des Vaters, Eduard, und die Tochter wurde Fiona geheißen; dem Grafen Richard gebar seine Gemahlin auch einen Sohn, den man auch nach dem Vater, Richard, nannte; da aber mehrere Jahre nachher der Himmel ihm noch ein zweites Kind schenken wollte, starb die Mutter an einer zu frühzeitigen Niederkunft. Das brachte nun viel Trauer und Kummer in die Familie und Graf Richard hatte nach diesem Verluste für nichts mehr Sinn, als für die Erziehung der drei Kinder, die gesund und froh, wie die Rehe unserer Wälder und gut und schön wie die Engel waren. Am liebsten mochten sie auch hier bei ihm

auf diesem Schlosse seyn. Bald übte er die Knaben in allen körperlichen Gewandtheiten, bald lehrte er allen dreien die alten Volkslieder Ossians zur Harfe singen, die er selbst meisterhaft zu spielen verstand, bald erzählte er ihnen große Begebenheiten aus der Geschichte und erklärte ihnen die alten Familienschildereien, die hier im Schlosse hängen. Ich war fast immer ein Zeuge dieses väterlichen Unterrichts; ich hatte meine Schuljahre auch gut angewendet, und konnte auch oft mitsprechen; war auch in der Musik nicht unerfahren und auf der Flöte sehr geübt. Da mußte ich dann oft blasen, indeß der alte Graf auf seiner Harfe dazu spielte, und oft den Kindern die Lieder wiederholen, die der Vater ihnen vorgesungen, damit sie sie leichter erlernten. Täglich schiffte ich mit Eduard und Fionen auf einer Gondel über den See, dann stand der kleine Richard schon auf seinem Leuchtthurme am Ufer, den er sich von Tannenzweigen gebaut hatte, und wehte mit dem weißen Tuche und sang ihnen ein Lied entgegen und meine Kinderchen jauchzten ihm zu. Ach, wenn ich an jene Zeit voll Glück und Freude zurück denke, so möchte ich jetzt in der Nacht meines Kummers verzweifeln. So wuchsen sie dann in dieser Einsamkeit schön und kraftvoll heran. Richard hatte ganz seines Vaters Geist. Er lebte nur in der Liebe zu seinen Gespielen, wie sein Vater nur für andere lebte; seine größere Gewandtheit machte ihn bald in allen Wissenschaften zum Meister der übrigen, allein er blieb immer der demüthigste und bescheidenste und sehnte sich nie aus dieser Einsamkeit in die Welt. Es war eine Lust, ihn mit seiner schönen Stimme die schottischen Volkslieder zur Harfe singen zu hören, die er einzig vorzutragen wußte. Oft hörten die beiderseitigen Eltern mit Entzücken zu, und der Vater nannte ihn dann immer seinen kleinen Barden. Vor allen aber hing Richards Seele an Fionen, die auch ihm ganz ergeben war. Die Eltern freuten sich dieser aufkeimenden Liebe und ich hörte meinen Herrn oft sagen: „Der wird sich seine Frau nicht so weit über's Meer zu suchen brauchen, als wir!“ Die beiden jungen Grafen waren nun 18 und Fiona 14 Jahre alt, als der alte Graf Richard starb. Der arme verlassene Sohn, der hier auf dem einsamen Schlosse so allein nicht bleiben konnte, zog hinüber zu uns. Dadurch wurde das Verhältniß der jungen Leute nur noch inniger. Sie waren nun ungetrennt bei einander und besuchten dieß alte Schloß nur bisweilen wie ein Heiligthum. Graf Richard hing seines Vaters Harfe hier im Saale neben dem Gemälde auf, das ihn sonst so oft begeistert hatte, und niemand durfte sie mehr berühren, um sie nicht zu entweihen. Dort hängt sie noch, ihre Saiten sind nun zerrissen! Er selbst spielte jetzt selten mehr auf seiner eignen Harfe, denn das Andenken des Vaters faßte

ihn zu gewaltsam, wenn er die bekannten Töne hörte. Dagegen ward er mein eifriger Schüler auf der Flöte und bald genug mein Meister. Halbe Nächte saßen wir am See und bliesen; oft sang Fiona zur Harfe und wir antworteten ihr aus einer Felsenschlucht, wie das Echo!"

Der Alte, dem die Augen voll Thränen standen, hielt plötzlich inne, und horchte auf.

„Was war das?" frug er erschrocken; „rufte mich nicht jemand bei Namen?" Wir hatten nichts gehört und er fuhr endlich fort: „Ein Jahr nach dem Tode des Grafen Richard besuchte uns ein weitläufiger Onkel, ein alter Schiffskapitän; er war ein rauher, aber sehr braver Mann, dem es in unserer Familie wohl gefiel, und den auch wir alle bald sehr lieb gewannen. Er machte meinen Herrn aufmerksam, daß es wohl hinlängliche Zeit sey, die beiden Jünglinge aus dieser Einöde in die Welt zu führen, und erbot sich ihnen durch seine Vermittelung ein gutes Unterkommen auf der englischen Flotte zu verschaffen. Dem Vater schien dieser Vorschlag willkommen und auch die jungen Leute stimmten mit ein, da ihnen der alte Kapitän das Seeleben so reizend geschildert hatte. Nur die Mutter, als ahne sie alles Unglück vorher, konnte sich nicht beruhigen, ob sie sich gleich in den Willen der Männer ergab. Sie ließ sich von einem geschickten Maler die Bildnisse ihrer Lieblinge fertigen und schenkte das Bild ihrer schönen Tochter dem jungen Graf Richard mit den Worten: „Mein Sohn, hänge dieß Bild in deinem Schlosse auf und kehrst du zurück, so trete davor hin und schaue ihm in die treuen lieben Augen; können sie dir keinen Vorwurf machen, so ist Fiona dein!"

„Richard hing das Bild in seinem Heiligthume, dem Kabinette seines Vaters auf, wo es noch befindlich ist. Jenes Gemälde aber dort, welches den jungen Mann in Seeuniform vorstellt, ist des Grafen Richard Conterfei." Nach einer langen Pause, in welcher er sein Schluchzen kaum unterdrücken konnte, fuhr er fort: „Beim Abschied gab Fiona ihrem Richard einen kostbaren Ring zum Angedenken, und so zogen denn die beiden jungen Männer mit dem alten Kapitän aus der Heimath fort, und wurden bald bei der Kriegsflotte als Officiere angestellt. Aber mit ihnen schien auch der Friede und das Glück hinweggezogen zu seyn. Die alte Gräfin grämte sich, kränkelte und starb kaum ein halbes Jahr darauf; der Graf aber, der nach dem Abschiede von seinen Söhnen und dem Tode seiner Gemahlin diese Oede nicht länger zu ertragen vermochte, zog mit seiner Tochter auf einige Zeit nach London. Er war zwar ein vortrefflicher Mann, aber er liebte die Welt, und in den Zerstreuungen der Hauptstadt mochte er wohl bald seinen Kummer vergessen haben, denn eine Emigrantin aus einer

vornehmen französischen Familie machte dort sogar einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr seine Hand anbot. Er war damals etwa ein Herr von 50 Jahren, aber noch gesund und stattlich, und sie eine Dame von 25 Jahren, sehr schön, aber arm, und so ward sie denn mit Freuden die Gemahlin des reichen Grafen Mac Alva. Während dessen war ich zur Verwaltung der großen Güter hier zurückgeblieben. Mit Schrecken vernahmen wir die neue Vermählung mit der Französin. Ach es ist nicht gut, sich Frauen aus einem fremden Volk ins Haus zu führen; sie verachten unsere Sitten und Gewohnheiten, und wenn auch die deutschen Frauen viel Segen in diese Familie gebracht haben, so sind sie doch immer der erste Anlaß, daß die Grafen Mac Alva gleichgültig gegen die Töchter des Landes wurden. Der Graf zog mit seiner jungen Gemahlin bei uns ein. Ein Fest folgte dem andern und alles im ganzen Schlosse wurde der Gräfin zu Liebe auf französischen Fuß eingerichtet. Ich mußte mit Kummer manches alte Theure wegwerfen und französischen Tand dafür einführen sehen. Auch an Gräfin Fionen zerrte die Stiefmutter herum, auch sie sollte ihr einfaches kindliches Wesen ändern; allein Fiona blieb sich treu und sagte ihr einmal: so wie sie jetzt sey, habe sie Richard lieb gewonnen, und er solle sie auch einst so wiederfinden! Dieß erbitterte die stolze Frau, und sie mochte wohl insgeheim den Wunsch fassen, dieß Band aufzulösen und sich die völlige Herrschaft eher zu verschaffen, als die beiden jungen Grafen zurückkehrten. Von diesen beiden letztern hatten wir gute Nachricht erhalten, es gefiel ihnen sehr wohl zur See, und mit Muth gingen sie dem Kriege entgegen, der zwischen England und Frankreich ausbrach. Endlich erscholl die Post von der gewonnenen Schlacht bei Abukir. Alles jubelte, nur die Gräfin nicht, die, obschon eine Emigrantin, dennoch nur an ihrer Nation hing. Da erfuhren wir, daß bei London mehrere Schiffe mit Gefangenen eingelaufen seyn sollten, und der Graf, der sich theils an dem Siege seiner Landsleute weiden, theils Nachricht von den beiden jungen Grafen einziehen wollte, beschloß selbst dorthin zu reisen. Die Gräfin schützte Krankheit vor, um zurück zu bleiben, weil ihr der Anblick jenes Triumphes nur schmerzlich seyn müßte; Fiona hingegen beschwor den Vater sie mitzunehmen, denn sie wollte selbst nach Bruder und Geliebten fragen. Man reiste ab. Wenig Tage nachher erschien eines Abends ein junger französischer Officier und fragte nach dem Grafen. Er wurde der Gräfin gemeldet, und auf ihren Befehl sogleich zu ihr geführt. Nach einer langen Unterredung mit ihm wurden für den jungen Mann Zimmer im Schlosse eingerichtet. Er blieb hier, wie es hieß, die Ankunft des Grafen abzuwarten. Wir hörten denn, daß er bei

der Schlacht von einem unserer jungen Grafen zum Gefangenen gemacht worden sey, auf ihre Verwendung aber habe man ihm sein Ehrenwort abgenommen und ihm ihre Familienbesitzungen allhier zum Aufenthalt angewiesen.

„Die Gräfin war viel mit ihrem Landsmann zusammen und legte nach einigen Tagen Trauerkleider an, indem sie uns unter vielen Klagen erzählte, der französische Officier habe ihr endlich gestanden, daß Graf Richard in der Schlacht schwer verwundet worden, und dann wirklich gestorben sey. Welch ein allgemeiner Jammer verbreitete sich da! Wir hatten ihn ja vor allen so geliebt! Endlich kam der Graf mit seiner Tochter von London zurück. Er hatte vieles von der in der Schlacht bewiesenen Tapferkeit der beiden jungen Grafen vernommen, allein Graf Richards Namen wirklich auf der Liste der Schwerblessirten gefunden, und so traf ihn denn die Todesnachricht nicht unvorbereitet. Fionen aber kostete sie bald das Leben. Der alte Graf, als nächster Erbe, nahm nun Besitz von Richards Gütern. Er gewann den jungen Franzosen, der sich Marquis d'Arrignac nannte, bald sehr lieb, denn er hatte etwas sehr Gewandtes und Einschmeichelndes in seinem Wesen und war, wie es sich ergab, ein naher Verwandter der Gräfin. Auch Fionens Vertrauen wußte sich der Marquis zu erwerben, indem er ganz ihren Kummer zu theilen schien und ihr viel von Richard erzählte; wie er mit ihm gefochten und endlich von den Starken überwunden worden sey; wie er dann den späterhin Schwerblessirten als dessen Gefangener gepflegt habe, wie er sein Freund geworden, und jener endlich in seinen Armen verschieden sey. Er erwähnte oft, daß er noch kurz vor seinem Tode ihm den sprechendsten Beweis seiner Liebe gegeben habe. Da er aber jedesmal geheimnißvoll hier abbrach und Fiona endlich ihn beschwor, ihr alles zu entdecken, so zeigte er denn jenen Ring vor, den Richard beim Abschied von ihr erhalten hatte, und den der Sterbende ihr nun wieder mit der Bitte zurücksendete: seine Rechte auf ihre Hand dem Ueberbringer dieses Ringes einzuräumen. — Fiona erschrack wohl gewaltig, allein die Stiefmutter hielt Richards letzten Willen fest, und brachte auch den Vater leicht auf ihre Seite, der ihr ganz zu Willen leben mußte. Was sie für Künste angewendet haben, Fionen zu überreden, daß sie endlich ihre Zustimmung gab, ist mir unbekannt geblieben; genug, trotz der verweinten Augen der letztern wurde uns der Marquis, nachdem er noch nicht völlig ein Jahr anwesend war, als Bräutigam der jungen Gräfin vorgestellt. Er hatte sich durch sein kluges einnehmendes Betragen wirklich die Neigung aller Hausbewohner erworben, und da wir von ihm eine gute Behandlung erwarten

zu können glaubten, und Graf Richard einmal todt war, so waren die meisten nicht unzufrieden mit dieser Wahl. Ja ich selbst wendete mich, da der alte Kastellan dieses Schlosses gestorben war und der Marquis die Besitzungen des Grafen Richard als Miterbe seiner Gemahlin erhalten sollte, mit der Bitte um diese Stelle an ihn, denn ich sehnte mich aus dem dortigen Lärmen in die Einsamkeit dieses Schlosses, wo alles noch unverändert geblieben war, und konnte mich mit den vielen französischen Bedienten, die man angenommen hatte, nicht vertragen. Er faßte mich scharf ins Auge, und sagte endlich: er sey geneigt, mir meine Bitte zu erfüllen, wenn ich ihm schwören wolle, in allem was er mir auftragen würde, ihm treu und verschwiegen zu seyn. — Ich hatte noch niemals geschworen; allein ich dachte: was du als ehrlicher Kerl so zu halten gedenkst, das kannst du deinem künftigen Herrn auch zuschwören, und so ließ er mich denn einen furchtbaren Eid ablegen und gab mir die hiesige Kastellanstelle. Ich wohnte nun schon seit einigen Monaten von aller Welt geschieden hier auf diesem Schlosse. Da trat der Marquis eines Tages mit verstörtem Gesichte zu mir ins Zimmer. Er hieß meine Frau hinausgehen und als wir allein waren, sagte er: „„Alter, ich erinnere dich jetzt an deinen Eid! Graf Richard ist nicht todt! ich habe Nachricht, daß er bald wieder hier eintreffen wird. Sobald er ankommt, gibst du mir unverzüglich Nachricht, und sagst ihm von allem was vorgefallen, kein Wort; ich werde dann selbst herbei eilen, die Mißverständnisse zu lösen, es könnte sonst zu blutigen Auftritten kommen!““ — Ich war erschrocken und versprach alles. Es verstrichen auch kaum ein paar Wochen, so traf Graf Richard in Begleitung eines einzigen Bedienten eines Abends spät hier ein. Ich zitterte vor Freuden ihn wieder zu sehen; auch er freute sich, mich auf dieser Stelle zu finden; aber ich durfte nur spärliche Antwort auf seine vielen Fragen geben, und schlich umher wie das böse Gewissen, dem geliebten Herrn immer ausweichend. Doch dachte ich wirklich Unglück zu verhüten, und gab dem Marquis schleunig die verlangte Nachricht. Kaum hatte sich der Graf zur Ruhe auf sein Zimmer begeben und mir befohlen, mit Anbruch des Tages die Gondel zur Ueberfahrt bereit zu halten, als der Marquis in Begleitung zweier Diener erschien. Ich wollte ihm in das Zimmer des Grafen leuchten, allein er befahl mir, hier im Saale zu bleiben, weil er ihn allein sprechen wolle. Ich blieb und hörte, wie der Graf auf seiner Flöte noch so schön phantasirte; endlich schwieg die Flöte, gleich darauf fiel ein Schuß und der Marquis schrie um Hülfe; ich sprang mit dem Lichte hinzu, der Marquis begegnete mir auf dem Gange, in der einen Hand die Flöte, in der andern das

abgeſchoſſene Piſtol und erzählte mir mit entſtelltem Geſichte, daß, als er alle Mißverſtändniſſe habe löſen wollen, er vom Grafen Richard und deſſen Bedienten wüthend angefallen worden ſey; er habe ſich ſeiner Haut wehren müſſen, ſeine Leute wären ihm beigeſprungen, und ſo ſey denn das Unglück geſchehen. Als ich nun erſchrocken in das Zimmer drang, fand ich den Grafen und ſeinen Bedienten todt in ihrem Blute liegen. Der Marquis machte mir die ſchrecklichſten Vorwürfe, daß ich dem Grafen trotz ſeines Verbotes dennoch alles ausgeplaudert haben müſſe, weßhalb dieſer, ohne ihn anzuhören, ſogleich auf ihn eingedrungen ſey. Meine heiligſten Verſicherungen vom Gegentheil halfen nichts; der ſchreckliche Mann ſchob mir alle Schuld des vorgefallenen Unglücks zu, befahl mir aber bei meinem ihm geleiſteten Eide und bei meinem Leben den ganzen Vorfall zu verſchweigen und die Leichname unverzüglich in den Keller zu verſcharren. Hierauf verließ er eilends das Schloß und ich blieb allein bei den Ermordeten."

„Horch! es ruft mich wieder!" ſagte hier der Alte und fuhr auf. Auch uns war es als hätten wir deutlich rufen gehört. Wir ſahen uns befremdet an, ein leiſer Schauder überſchlich uns, allein wir ließen dem Alten keine Zeit und drangen in ihn, uns weiter zu erzählen. — „Der Marquis," fuhr er hierauf fort, „wußte nicht, daß ſeit einigen Tagen mein einziger Sohn mich beſucht hatte, der in einem Handlungshauſe in London angeſtellt war, und bei ſeiner vorhabenden Reiſe nach Deutſchland von mir Abſchied nehmen wollte. Dieſen rief ich in der Angſt herbei, er ſollte mir die Leichname in den Keller ſchleppen helfen. Der Bediente war durch die Bruſt geſchoſſen, der Graf aber hatte einen tiefen Hieb über den Kopf. Ach! als ich neben ihm niederkniete und mir die grauen Haare ausraufte, ergriff mein Sohn ein Becken mit Waſſer und wuſch ihm das Blut aus dem ſchönen Geſicht; da ſahen wir denn, daß noch Leben in dem geliebten Herrn war. Wir brachten ihn eilends auf ein Bett, verbanden die tiefe Wunde und wendeten alle nur erſinnliche Mittel an, ihn wieder ins Leben zurückzubringen. Endlich ſchlug er die Augen wieder auf, allein er wußte nichts von ſich. Doch nun ging eine neue Noth an, denn was ſollten wir mit ihm anfangen? Hier konnten wir ihn nicht verborgen halten, er würde bald genug dem Marquis in die Hände gefallen ſeyn, und da wir den Grafen und ſeinen Bedienten ohne irgend eine Waffe am Boden liegend gefunden, der Marquis hingegen ſogar Schießgewehr bei ſich geführt hatte, ſo war hier an einem vorſetzlichen Mord nicht mehr zu zweifeln und eben ſo wenig, daß der Marquis uns ſeine ganze Rache werde fühlen laſſen, wenn wir das Leben des Grafen zu erhalten ſuchten.

Da half dann endlich mein braver Sohn aus. Er hatte Wagen und Pferde bei sich, und ladete noch in dieser Nacht den halbtodten Grafen heimlich auf, indem er mir versprach, ihn nach Deutschland mitzunehmen, und ihn dort zu der Familie Norderose zu bringen, von wo man denn mit mehrerer Sicherheit sich gegen den Marquis werde rüsten können. Er selbst wolle der Familie dort alles hinterbringen, wolle ihr mit Rath an die Hand gehen, und mich, seinen Vater, auf jede Weise sicher zu stellen suchen. — Da nun außer uns niemand hier im Schlosse wohnte, so wurde alles glücklich im Geheim ausgeführt, und indeß ich die Leiche des Bedienten in den Keller verscharrte, führte mein guter Sohn den Grafen, für den ich, was ich an Geld und Kostbarkeiten vorfand, mitgab, bewußtlos von hier fort. Die That blieb zwar von mir verschwiegen, allein der Himmel hat mich hart dafür gestraft. Mein Sohn erreichte die fremde Küste nicht. Er starb unterwegs! — Man hat mir seine Habseligkeiten zugesendet, wo aber der unglückliche Graf geblieben ist, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist er an seinen Wunden gestorben."

Der arme Alte weinte bitterlich. Wir alle saßen lange schweigend da. Endlich frug ich ihn, wo denn der Marquis jetzt lebe? denn mir fiel es doch auf, daß der Alte seine Zunge jetzt von dem Schwur entbunden zu glauben schien und uns so offen die ganze schreckliche Geschichte erzählt hatte. „Er hat seinen Lohn erhalten," antwortete er. „Graf Eduard kehrte unvermuthet zurück und da er seinen Richard nicht fand, den er längst hier glücklich glaubte, so verfolgte er mühsam dessen Spur und ließ sich nicht von dem Marquis täuschen, der vorbereitet genug dazu war. Da klärten sich denn bald seine Verbrechen auf, seine eigenen Leute zeugten gegen ihn, und auch mich zwang man vor Gericht meinen Schwur zu brechen, was mir Gott verzeihen wolle.

Graf Richard hatte nämlich den Marquis während der Seeschlacht zum Gefangenen gemacht und da er den Falschen, der sich in jedes Verhältniß zu schicken wußte, lieb gewonnen und ihm die Erlaubniß ausgewirkt hatte, die Zeit seiner Gefangenschaft auf seinen Gütern zubringen zu dürfen, so hatte er ihn in Ermanglung eines Empfehlungsbriefes, den er wegen einer schweren Blessur am Arme nicht schreiben können, Fionens Ring zum besten Beglaubigungszeichen mitgegeben. Der Marquis mochte wohl nun auch gerade nicht mit jenen bösen Absichten hierher gekommen seyn, aber die Gräfin war die Schlange, die ihm die süßen Früchte zeigte, und er selbst konnte nicht widerstehen, und so hatte denn ein Verbrechen das andere geboren. Der alte Graf hatte sich nun von seiner Französin scheiden lassen und sie verstoßen. Der Marquis ist vor kurzem gerichtet

worden. Ach und mich geißelt das Gewissen und zählt mir unablässig alle Möglichkeiten vor, wie ich das Unglück vielleicht hätte verhüten können. Aber es ist nun vorbei!" —

„Und die arme Fiona?" frug ich.

„Ihr ist wohl! sie ist, wie ich gehört habe, gestern gestorben." „Man erzählt," fuhr er leiser fort, „sie habe auf einem einsamen Spaziergange kürzlich eine gräßliche Erscheinung gehabt. Der Schreck soll ihr die Besinnung geraubt haben und sie gestern in den furchtbarsten Fieberphantasien verschieden seyn!" — Wir alle schwiegen lange, ergriffen von dem Jammer, der sich in diese Familie geworfen hatte. Kraker biß die Lippen auf einander und sagte: „Das Trauerspiel ist zu Ende! — Alter Graukopf, ich möchte hier nicht bei dir wohnen; gesegnet soll mir der Tag seyn, der uns wieder von hier fortleuchtet!" — „Ach!" sagte der Alte weinend, „Sie würden nicht so hart seyn, wenn Sie wüßten, wie mich das Schicksal bestraft; meinen Sohn hat es mir genommen, mein Gewissen hat es erweckt und, er sah sich schüchtern um, von den unversöhnten Geistern, derer die ich sonst so liebte, werde ich nun verfolgt!" — Wir hatten Mitleid mit ihm und suchten ihm Trost einzusprechen; aber er rief: „Nein, nein! es sind nicht die Gestalten meiner Phantasie, die mich verfolgen, ich weiß das gut zu unterscheiden. Es hat mir sonst oft so geschienen, als grinsten mich die alten Bilder an und drohten mir, als hörte ich die Harfe dort tönen. Da konnte ich mir dann wohl zur Beruhigung sagen: die Bilder sind todt, die Harfe ist stumm! — Allein," fuhr er leiser fort, „vor etwa acht Tagen fing es an in der Nacht mich bei Namen zu rufen; dann blieb es einige Tage aus, aber haben Sie es vorhin nicht wieder vernommen? Meine Frau sagt, es wäre ein gutes Zeichen, denn ich würde nun wohl bald ausgespannt werden von meiner Angst. Ach! ich habe wohl Gott im Stillen gedankt, wie Sie heute in das Schloß eintraten und ich einmal wieder die liebe Musik hörte!"

Die Lage des armen alten Mannes erschien nun schrecklich. Wir suchten das Gespräch auf etwas anderes zu leiten und baten ihn, uns die Familiengemälde im Saale zu erklären. Er that es, aber alles führte ihn auf seine traurige Geschichte zurück. Bei dem Bilde des Grafen Richard erzählte er: es habe sonst in jenem andern Schlosse in Gräfin Fionens Zimmer gehangen, der Marquis habe es aber hierher geschickt und so sey es denn von ihm hier neben der alten Harfe aufgehangen worden. „Wo aber ist das Bild der Gräfin?" fragte Müller. „Es hängt, wie ich Ihnen schon gesagt, im Kabinette des Grafen," antwortete der Alte. Wir baten ihn uns dorthin zu führen. „Ach!" sagte

er, „ich gehe nicht gern in dieß Zimmer, am wenigsten des Abends, denn dort wurde der Graf ermordet! Alles steht und liegt noch so da, wie bei seinem Tode, die Uniform mit Hut und Degen liegen noch auf dem Sopha, die Blutflecken kleben wohl noch auf den Dielen! Es ist auch schon spät in der Nacht!" Unsere Neugier war aber einmal gespannt, wir redeten dem Alten Muth ein, und indem wir ihm die Kerzen aufdrangen, versicherten wir ihm lächelnd, daß sechs Männern wohl schwerlich auf einmal ein Geist erscheinen würde. Er gab endlich nach, leuchtete uns durch mehrere große finstere Zimmer, öffnete die Thüre des Kabinets und ging mit dem Lichte zuerst hinein und wir ihm nach. Aber in dem Augenblicke stürzte er auch mit einem gräßlichen Angstgeschrei zu Boden, denn lang und bleich stand der Graf mitten im Kabinette in voller Seeuniform vor uns — —

Bei dem Falle des Alten waren beide Lichter ausgelöscht, wir befanden uns in der schaudervollen Dunkelheit allein und ich muß mit Schaam gestehen, daß die wahre kindische Gespensterfurcht mir die Zähne zusammenschlug. Wir reichten uns die Hände und riefen einigemal laut. Endlich sahen wir die alte Frau mit Licht kommen. Im Kabinette war weiter nichts zu sehen. Wir hatten Mühe den Alten in den Saal zurück zu schleppen und blieben die grausenvolle Nacht beisammen, bis der Morgen dämmerte. Ob uns nun gleich der alte Kastellan wehmüthig bat, ihn heut noch nicht zu verlassen, so rüsteten wir uns doch zur Abreise, denn uns graute in dieser blutbefleckten Burg länger zu verweilen. Als er nun sah, daß wir uns nicht halten ließen, so bat er uns gutherzig, doch auch jenes Schloß des Grafen Eduard Mac Alva zu besuchen, dessen Thürme er uns jenseits des großen Sees, so eben im Morgenroth vergoldet, zeigte. „Sie kommen zwar dort zu einem Leichenbegängniß zu recht," sagte er, allein ich weiß, welchen Trost Sie durch ihre Musik den unglücklichen beiden Grafen bringen werden.

Wir versprachen es, denn wir hatten es schon früher so unter uns beschlossen, nahmen von dem Alten Abschied und zogen in der Kühle des schönen Morgens von dannen. Da wir uns der alten morschen Gondel, die am diesseitigen Ufer befindlich war, nicht anvertrauen wollten, so mußten wir einen ziemlichen Umweg machen, der uns am waldigen Ufer hinführte. Der Tag war sehr heiß und schwül und ferne Gewitter ließen sich hören. Wir hielten unsere Mittagsmahlzeit von den Lebensmitteln, die uns der alte Kastellan reichlich mitgegeben hatte, an einer schattigen Stelle, die uns eine freie Aussicht über den See gewährte, so daß wir die beiden alten Schlösser sehen konnten, die einander jetzt trauernd

gegenüber ſtanden. Die Vorgänge der letzten Nacht, die uns wie ein Traum und unbegreiflich erſchienen, machten einzig unſere Unterhaltung aus. „Eigentlich," ſagte Müller, „haben wir als fahrende Ritter unſer Abenteuer ſchlecht beſtanden, denn ſtatt die Geiſter zu bannen, haben wir uns wie die Kinder davor gefürchtet und ſind davon gelaufen! — Wir übrigen wollten dieſen Vorwurf nicht auf uns ſitzen laſſen und Meßling ſagte endlich: „Ich wollte, ich wäre der Held, der ein Abenteuer gegen das böſe Gewiſſen und gegen den Tod beſtehen könnte, die hier die Hauptgeiſter ſind."

Der Abend war ſchon angebrochen, als wir endlich an den großen Schloßgarten kamen, der ſich bis an den See hin erſtreckte. Durch einen langen dunklen Baumgang gelangten wir an einen Pavillon, deſſen Fenſter ſchwach erleuchtet waren. Die Thüre ſtand halb offen und wir traten leiſe hinein. Der Saal war ſchwarz ausgehangen, in der Mitte ſtand ein offener Sarg; eine große ſilberne Ampel brannte zu deſſen Häupten und goß ihren Schein über eine weibliche Geſtalt aus, deren ſchönes jugendliches Antlitz der Tod mit ſeinem Schnee überzogen hatte.

Im Hintergrunde des Saals ſaß ein ſchwarz gekleideter Mann, den Kopf auf die Bruſt geſenkt. Wir ſtanden lange im innerſten bewegt, denn wir wußten wohl, daß Fiona hier vor uns ſchlief. Endlich ſagte Müller leiſe zu mir: „Nimm doch deine Laute zur Hand!" Ich folgte, ſetzte mich ſtill neben den Sarg und recitirte die ſchönen, hier ſo paſſenden Oſſian'ſchen Worte:

„Wann wirſt in deiner Schöne du erwachen?
Du Lieblichſtes der Mädchen dieſer Flur!
Des Grabes Schlaf iſt tief! Dein Morgen fern!
Die Sonne tritt zu deinem Lager hin,
Und ruft: wach auf! erwache doch Fiona!
Am grünen Hügel ſäuſelt Frühlingsluft —
Es nicken Blumen mit den duft'gen Häuptern —
Es wogt der Wald mit zartem Knospenlaub!
Zurück, o Sonne! Still, o Frühlingsruf!
Fiona ſchläft — und nimmer kehrt ſie wieder!"

Indeß ich ſang, hatten meine Freunde ſich in den dunklen Baumgang zurückgezogen und antworteten mir mit ihren Inſtrumenten, wie das Echo in Harmonie. Der ſchwarz gekleidete Mann war aufgeſtanden und näherte ſich mir ernſt: „Was zieht euch her in dieſes Trauerhaus?" fragte er ſanft,

wir ſind ſo arm an Freude, daß wir jeden warnen ſollten, der ſich uns naht!“ — —

„Wir kennen euren Kummer,“ entgegnete ich; „in jenem verlaſſenen Schloſſe dort überm See haben wir übernachtet, allein wir gedachten euch zum Troſt eure alte Freundin, die Muſik, herzuführen.“ — „Nun dann ſeyd mir herzlich willkommen!“ ſagte er und reichte mir und meinen Freunden, die herzugetreten waren, die Hand; „ich frage euch nicht, wer ihr ſeyd, denn einem zerriſſenen Herzen iſt jeder Theilnehmende verwandt!“ Es war der junge Graf Eduard. Er führte uns, nachdem er die Thüre des Saals verſchloſſen, in den Garten zu einer Laube, die auf einem Felſen dicht am Ufer des Sees ſtand. Der Mond war aufgegangen und ſpiegelte ſich in den Fluthen zu unſern Füßen, und ferne Blitze ſpielten wie feurige Schlangen am Horizont. Der junge Graf ließ ſeinen Vater herbeirufen und einige Erfriſchungen in die Laube bringen, indeß wir ein ernſtes Adagio anſtimmten, das über den See hinfloß und die alten lange ſchweigenden Stimmen des Felſenufers wieder erweckte. — Eduard verhüllte während der Muſik das Geſicht und weinte ſtill. „Ach,“ rief er aus, als wir geſchloſſen hatten, „dieſer See war ſonſt von Tönen belebt, hier wohnte ſonſt ein ſtilles unausſprechliches Glück. Nur Menſchen haben es zertrümmert. O! fahrt fort zu blaſen, eure Töne geben mir ſüße Erinnerungen und Thränen! — Wir folgten ſeiner Aufforderung und ſtimmten ein altes einfaches Volkslied aus Moll an, das er zu hören wünſchte; aber kaum hatten wir die Melodie vollendet, als ſie fernher wie vom Echo in einem Flötenton deutlich wiederholt wurde. „O! welch ein herrliches Echo!“ ſagte Müller. „Nein!“ rief der Graf, „das iſt meines Richards Geiſterſtimme, ich kenne ſeine Töne, ſo blies er oft dieß herrliche Lied. Ja, ſein Geiſt verkündet mir jetzt die Vereinigung mit Fionen und ſeine Nähe! — Eben trat der alte Graf in die Laube. Sein Sohn ſtellte uns ihm als die Landsleute ſeiner Mutter vor, und als er mit ſchmerzlicher Begeiſterung ihm das Vorgefallene erzählen wollte, fing die Flöte aus der Ferne noch einmal an das alte ſchöne Lied zu ſingen. „O! du ſüße geliebte Stimme,“ rief Eduard, „kannſt du nicht deutlicher zu mir ſprechen;“ aber der Vater bebte zuſammen und ſagte raſch: „Laßt uns ins Schloß gehen! die Geiſter haben ihre Wohnung hier aufgeſchlagen; ihre Erſcheinung hat ſchon meine Tochter getödtet und wenn ſie mich nicht bald zu ſich ziehen, ſo rauben ſie mir das letzte bischen Verſtand!“ — Er führte uns ernſt aus der Laube fort und an dem Pavillon vorüber. — Graf Eduard wollte wieder zu ſeiner Leichenwache zurückkehren, aber der Vater bat ihn ſo väterlich, doch dieſe Nacht davon abzuſtehen; er habe ja nun

schon zwei Nächte gewacht und solle sich doch schonen und sich ihm erhalten. Aber Eduard zögerte und wollte die wenigen Augenblicke nicht hergeben, wo es ihm noch vergönnt war, die geliebte Schwester zu sehen, deren Tod seine Seele immer noch nicht fassen konnte! Doch der alte Vater bat so dringend, daß auch wir mit einstimmten und Meßling und ich uns erboten, statt seiner die Nacht bei der Leiche zuzubringen; da gab denn Eduard nach und nachdem wir im Schlosse zu Abend gespeist hatten, ging ich mit Meßling nach dem Pavillon zu unserer Leichenwache.

Wir verhehlten uns gegenseitig nicht, daß unsere Herzen unruhig schlugen, denn die Ereignisse dieser Tage hätten wohl festere Nerven angespannt und den Geisterglauben der Kindheit in kälteren Seelen wieder erweckt. Allein das Anschauen der tiefen heiligen Ruhe, in der Fiona vor uns schlief, ihre unaussprechlich reizenden Züge, in denen die Wonne des längst ersehnten letzten Augenblicks, oder das Lächeln eines süßen Traums sich malte, beruhigte auch uns bald wieder, und wir brachten einen Theil der Nacht in mancherlei ernsten Gesprächen zu.

Mittlerweile war das Gewitter immer näher herangezogen; ein gewaltiger Sturm faßte es jetzt und trieb es über den See. Der Himmel stand wie im Feuer, der Donner rollte fast unaufhörlich. Plötzlich geschah ein starker Schlag! Bald darauf röthete sich der Himmel; die Sturmglocke tönte, wir hörten Stimmen vom Schlosse herkommen und endlich den Grafen rufen: „Auf! zur Hülfe über den See! die Richardsburg brennt.“ Aus unsern Fenstern konnten wir sehen, wie denn auch wirklich die Flamme aus einem Thurm des Schlosses jenseits des Sees aufschlug. Mein sonst frommes Herz durchfuhr beim Anblick dieser Scene ein vermessener Gedanke. „Bruder!“ rief ich und faßte Meßlings Hand, „siehst du dort wohl das blinde Fatum wandeln, wie es unbarmherzig auch das Letzte niedertritt?“ — „Nicht doch,“ sagte Meßling beruhigend, „die alte gute Mutter Natur schickt ihre Elemente, daß sie die blutigen Spuren der Menschen von der Erde abwischen sollen, damit die kommenden Geschlechter sich nicht davor fürchten mögen!“ Das Gewitter trat immer näher und näher; Blitz und Schlag folgten immer enger auf einander; die Flammen der Feuersbrunst rötheten immer blutiger die schwarzen Wände des Saals. Da hörten wir die Saalthüre sich öffnen. Leise trat die bleiche Gestalt des Grafen Richard, wie wir sie gestern Nachts auf jenem Schlosse gesehen hatten, herein und nahte sich langsam dem Sarge. Die Hände gefaltet, starrte er lange die Leiche an; dann sprach er sanft: „Ist denn das nun wieder das wirkliche Leben, was ich hier schaue? Hat mich deßhalb die Heimath vom Traume des Wahnsinns erwecken müssen, damit ich

dich hier noch einmal wieder erkenne? O! meine Fiona," rief er und stürzte neben dem Sarge nieder, umschlang die starre Geliebte und drückte heiße Küsse auf ihre kalten Lippen. Wir hatten gleich bei den ersten Worten seiner tonvollen Stimme in dem Grafen unsern ehemals wahnsinnigen Freund, den Harfner erkannt. Doch wie er die Geliebte umfaßte, geschah ein furchtbar naher Donnerschlag und eine alte hohe Tanne stürzte vom Blitz zerschmettert neben dem Gartenhause krachend zu Boden. Wir waren betäubt, selbst der Graf war aufgesprungen. Doch wie das Kind, wenn es die Mutter weckt, sich lächelnd aus dem süßen Morgenschlaf nicht finden kann, so richtete sich langsam auch Fiona empor und schlug die Augen auf und fragte: „Wer ruft mich denn?" — „Der Herr des Todes!" sagte Meßling und wir sanken still auf unsere Knie, und als wir uns wieder erkannt hatten, einander alle in die Arme.

O, ihr Himmelsaugenblicke! O du heiliges Fest der Auferstehung und des Wiedersehens! mein Auge hat euch hienieden geschaut; Herr des Todes! wann auch wir einst den Wahnsinn der Leidenschaften und des Jammers von uns werfen, wenn des Frühlings Gewitter deines ewigen Morgens uns einst den Staub von den langgeschlossenen Wimpern weht, laß mich dann auch die geliebte Brust wieder finden, daß ich mitten in deiner unendlichen Wonne doch nur an sie sinken mag! —

Der Morgen eilte den Tag in Osten herauf zu führen. Das Feuer in der Burg war gelöscht. Die beiden Grafen kehrten über den See zurück. Wir führten ihnen die wieder aufgestandenen Geliebten entgegen. „Siehst du noch das blinde Fatum wandeln?" fragte mich Meßling sanft. „Nein," rief ich freudig, „ich habe das Auge erkannt, das über uns wacht!"

Die Braut von sechs Jahrhunderten.

Nicht lange darauf, als der Tod dem Papst Hadrian IV. die Tiara abgenommen, und der deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa gegen den Nachfolger desselben, Alexander III. einen blutigen Streit erhoben hatte, war im Jahre 1173 die Pest in Venedig ausgebrochen. Diese Republik stand damals auf einer so hohen Stufe des Ansehens und der Macht, daß es dem Kaiser Friedrich keineswegs gleichgültig war, daß sie sich zu Gunsten des Papstes Alexander gegen ihn erklärt hatte. In mehreren Gefechten gegen seine Bundesgenossen war sie jedesmal die Siegerin geblieben; sie hatte sogar den Patriarchen Ulrich von Aquileja, der auf Anstiften des Kaisers einen Angriff auf sie gewagt, in Grado nebst zwölf seiner Chorherren gefangen genommen, und ihm nur unter der schimpflichen Bedingung seine Freiheit wieder geschenkt, daß er statt seiner und der zwölf Chorherren einen jährlichen Tribut von einem Ochsen und zwölf Schweinen entrichten mußte.

So zu einer mächtigen Feindin des deutschen Kaisers geworden, zog sie auch die eifersüchtigen Blicke des Königs Manuel von Konstantinopel auf sich, der es mit Mißvergnügen bemerkte, wie sie im Zunehmen ihrer Kraft bis jenseits des schwarzen Meeres, ja sogar bis an die äußersten Grenzen des Palus-Mäotis ihre Niederlassungen erstreckte.

Diesen Zeitpunkt, in welchem Venedig schon in einen bedeutenden Krieg verwickelt war, hielt der Kaiser Manuel zur Demüthigung dieser mächtigen Republik für den günstigsten, und um ihn nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen, gab er in allen seinen Häfen den Befehl, die venetianischen Schiffe wegzunehmen und die Hauptstädte Dalmatiens zu erobern.

Aber die Venetianer verloren nicht den Muth und fühlten sich stark genug, es mit zwei Kaisern zugleich aufzunehmen. Sie beschlossen, für ihren Ruhm und ihre Freiheit zu fechten, und bemannten in dem kurzen Zeitraume von drei Monaten eine Flotte von hundert Galeeren und zwanzig kleinen Fahrzeugen. Der damalige Doge, Vitale Micheli, stellte sich selbst an die Spitze dieser Macht, und nachdem er die Städte Ragusa und Spalatro im Fluge gewonnen hatte, segelte er kampflustig dem Hellespont zu.

Diese rasche und kräftige Maßregel setzte den Kaiser Manuel in Erstaunen und Furcht. Er eilte dem siegreichen Doge den Statthalter von Negroponte entgegen zu schicken, der in seinem Namen alle Schuld des frühern Angriffs auf ein Mißverständniß schieben und jede Genugthuung versprechen mußte. Der Doge stellte hierauf die Feindseligkeiten ein, und indeß er, dem Antrage des Kaisers gemäß, zwei Gesandte nach Konstantinopel schickte, die über den Frieden unterhandeln sollten, legte er sich selbst mit seiner Flotte bei der Marmorinsel Scio vor Anker, um hier den Abschluß des Friedens zu erwarten.

Sebastiano Ziani und Orio Malapiero hießen die beiden Venetianer, denen diese Gesandtschaft übertragen wurde. Sie waren aus den edelsten Geschlechtern ihres Vaterlandes entsprossen, und ob sie gleich erst im männlichen Blüthenalter standen, so vertraute man doch diese wichtige Angelegenheit ihrem Muthe und ihrer Weisheit an. Der Kaiser Manuel ließ die Abgesandten mit dem größten Pomp empfangen, und nahm sie wie ein paar Freunde an seinem Hofe auf. Er lächelte, als er die beiden schönen jungen Männer sah, die gegen die Pracht seines Hofes gar sonderbar in ihrem schlichten Waffenschmuck abstachen, denn er glaubte mit einer Weisheit wohl fertig zu werden, unter deren Grundfeste noch ein heißes Blut seine raschen Pulse hinströmte.

Statt die Unterhandlungen beginnen zu lassen, folgte ein glänzendes Fest dem andern, und es schien, als wolle man den Frieden früher schon feiern, ehe er noch geschlossen war. Sebastiano Ziani verlor aber, trotz aller dieser noch nie gesehenen Herrlichkeiten, sein Ziel nicht aus den Augen, und ob ihn sein Gefährte, der sich in Konstantinopel sehr wohl gefiel, gleich von ernsten Zudringlichkeiten gegen den Kaiser zurückhielt, so mußte er es doch geschehen lassen, daß Ziani dem Doge von der augenscheinlich vorsätzlichen Zögerung des Kaisers und von ihrem zwecklosen Aufenthalt Nachricht gab, und sich Verhaltungsregeln erbat, indem er dem Doge kräftigere Maßregeln zu ergreifen rieth. Der vorsichtige Vitale aber, dem viel daran gelegen war, diesen Frieden ohne Schwertstreich zu erlangen,

und der den Kaiser Manuel deßhalb gern bei guter Stimmung erhalten wollte, verwies die Gesandten zur Geduld, und befahl ihnen alle Vorsicht an.

Endlich brachte man es bei dem Kaiser doch dahin, daß die Unterhandlungen wirklich ihren Anfang nahmen, wobei die beiden Gesandten so viel Gewicht auf den für ihr Vaterland günstigen Zeitpunkt zu legen wußten, daß Manuel, der sich nicht wenig vor dem an dem Thore des Hellesponts mit seiner Flotte vor Anker liegenden Doge fürchtete, auf alle ihre Forderungen einging. Der Friedensvertrag bedurfte jetzt nur noch der Unterzeichnung; aber dazu konnten es die beiden Venetianer nicht bringen. Der Kaiser bot alle Künste auf, sie zu zerstreuen, und selbst die Frauen in Konstantinopel, ihrer großen Schönheit sich bewußt, suchten die beiden Helden in gefährlichere Kämpfe zu verwickeln, in denen sie nicht Sieger bleiben sollten.

Malapiero's Herz konnte so vieler Schönheit nicht widerstehen, und glücklich in dem süßen Gefühle, das ihn zum erstenmal hier flüchtig beschlich, ließ er sich den längern Aufenthalt in Konstantinopel wohlgefallen. Nur an Ziani gingen alle Künste verloren, denn ein holdes Bild aus dem Vaterland ruhte, wie ein Talisman tief in seiner Seele, und ließ ihn ruhig und besonnen an allen diesen Klippen vorüber, nur auf sein Ziel lossteuern.

„Hast du dich im Hafen hier umgesehen?" fragte er eines Tages seinen Freund; „hast du bemerkt, wie von Tage zu Tage der Wald der Mastbäume wächst? Glaubst du nicht, man halte uns geflissentlich hier auf, um uns dann, hinlänglich gerüstet, mit unserm halbgeschlossenen Frieden höhnend abzuweisen?"

Malapiero theilte nicht Ziani's Besorgnisse. Da faßte dieser seine Hand und sagte: „Orio! ich weiß es, du hast eine Liebe hier gefunden, drum siehst du alles in schönern Farben um dich her. Aber das Vaterland gelte dir höher als die Liebe! — drum stehe fest und wanke nicht, denn es hat auf dich gebaut!" — Malapiero schwieg erröthend. Da zog ihn Ziani sanft an sich und fuhr fort: „Für den Freund zu wachen, ist das heilige Befugniß der Freundschaft. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo du mir es vergelten kannst!" Die Freunde sanken einander in die Arme und gingen alsbald zum Kaiser, dem sie nun ernst erklärten, daß sie, wenn der Friede nicht sofort unterzeichnet würde, diese absichtliche Verzögerung als eine neue Kriegserklärung ansehen und auf der Stelle abreisen würden. — Manuel suchte sie zwar zu beruhigen, allein er gab deutlich genug zu verstehen, daß er sie auf keine Weise jetzt werde

abreisen lassen, und wenn er sie auch mit Gewalt zurückhalten sollte! — Da säumten die Gesandten nicht länger, sie schickten insgeheim einen Boten nach ihrer Flotte, ließen dem Doge ihre Lage eröffnen und ihn beschwören, nun ohne weiteres auf Konstantinopel loszugehen und mit Gewalt den Frieden zu erringen, wenn auch ihr eignes Leben dabei in Gefahr kommen sollte.

Aber die Flotte blieb aus, und auch der Bote kehrte nicht wieder zurück.

Ziani schickte nun seinen alten vertrauten Waffenträger ab; er wußte, daß dieser in einer sichern Verkleidung glücklich aus dem Hafen abgeschifft war, aber auch auf dessen Rückkehr harrten sie vergeblich. Dieß Ausbleiben und die Veränderung in des Kaisers Betragen, der jetzt einen stolzen Ton gegen sie angenommen hatte, ließ sie einen bösen Ausgang ahnen.

Und sie hatten Recht! — Vitale Michelis' Flotte war geschlagen, war fast vernichtet, und der Rest von Scio entflohen; doch nicht durch menschliche Gewalt.

Der Kaiser Manuel hatte schlau genug alles berechnet, was ihm zu Gebote stand, diesen lästigen Feind sich vom Halse zu schaffen und den nachtheiligen Frieden zu ersparen; und da er berechnete, daß seine eigene Macht dazu nicht hinreichen werde, sollte ihm die alte heilige Natur durch ihre geheimen, aber gewaltigen Kräfte zu seinem schändlichen Ziele verhelfen.

Er wußte, daß auf der kleinen Insel Scio heiße, ungesunde Lüfte wehten und sah voraus, wenn die ganze feindliche Flotte dort vor Anker liege, und es ihm gelänge diese bedeutende Menschenmasse längere Zeit auf diesem kleinen Punkte fest zu halten, daß unter dem venetianischen Heere bald genug Krankheiten ausbrechen müßten. Er hatte sich nicht verrechnet. Die schrecklichste aller menschlichen Krankheiten, die Pest, trat in furchtbarer Gestalt unter sie, und griff mit ihren Hyänenklauen so wüthend um sich, daß von der ganzen schönen Flotte der hundertundzwanzig Fahrzeuge nur dreizehn schwachbemannte Galeeren endlich ihrer Wuth entflohen, und alle die tapferen Brüder auf dem Todtenfelde zurücklassend traurig und ohne Frieden der Heimath zueilten.

Der Kaiser hielt nun nicht länger zurück und machte den beiden Gesandten das Schicksal ihrer Flotte bekannt. Er erklärte die Unterhandlungen für gänzlich abgebrochen, und rechnete ihnen die Erlaubniß, abreisen zu dürfen, für eine besondere Gnade an.

Aber hiermit war das Schicksal noch nicht zufrieden. Die Pest hatte sich mit den fliehenden Venetianern heimlich in ihre Fahrzeuge gesetzt, um mit ihnen wieder an das Land zu steigen, denn kaum war Vitale mit dem

Rest seiner Flotte in Venedig angelangt, als auch hier die Pest wirklich ausbrach und mit furchtbarer Eile um sich griff. Dieß war nun das unglückliche Jahr 1173.

Schon unterwegs erfuhren Ziani und Malapiero das traurige Schicksal ihrer Vaterstadt. „Wir gehen einem schrecklichen Feinde entgegen!" sagte Malapiero; „dem wir nicht mit Muth und Kraft unser Leben abkämpfen können!"

„Und doch müssen wir ihm entgegen!" rief Ziani; „das Schicksal hat die Zahl seiner Opfer wohl bestimmt, wir müssen uns ihm zur Wahl stellen, vielleicht verschont es andere theurere Leben!"

Seine starke Brust schlug unnennbar bang und hoch, als er diese Worte sprach, denn er kannte eine lieblich aufblühende Knospe, für deren Frühlingsleben er gern das seinige hingegeben hätte.

Als man sich nämlich zu dem Kriege gegen Konstantinopel eilig gerüstet und jeder Einzelne alle seine Kräfte willig dazu aufgeboten hatte, war Ziani eines Tages mit einem neuen, von ihm selbst ausgerüsteten Fahrzeuge, weiter hinaus ins Meer geschifft, um die junge noch unkundige Mannschaft auf der See zu üben. Hier ward er von einem Sturme überfallen, und suchte nicht ohne Gefahr endlich in der Bucht einer der kleinen, im Golfo liegenden Inseln Schutz. Nicht fern von seinem Landungsplatze sah er ein Mädchen einsam am Ufer sitzen, das mit einem weißen Tuche wehte, und vernahm, als er sich ihr näherte, wie sie mit reiner, lauter Stimme in den Sturm hinaus sang, der in seinem finstern Grimme ihre Worte verwehen zu wollen schien. Sie sprang schüchtern auf, als sie den gewaffneten Mann plötzlich sich zur Seite erblickte, und erzählte ihm auf sein Befragen: daß ihr Vater und Bruder, beide Fischer, sich noch mit ihrem Nachen auf der See befänden, und sie ihnen durch ihren Gesang das gewohnte Zeichen zur Landung habe geben wollen. „Da kommen sie endlich!" rief das Mädchen freudig. „Seht nur wie sie mit den Wellen kämpfen!" — Ziani erblickte einen Kahn, der ein Spielwerk der tobenden Wogen schien, dessen kundige Führer aber dennoch die Insel bald erreichten.

„Dießmal war der Sturm doch bald stärker als wir!" sagte der alte Fischer, als sich die Tochter ihm mit rührender Freude an den Hals hing; „aber es ist ihm nicht gelungen, uns die Beute wieder abzujagen; wir haben einen tüchtigen Fischzug gemacht!" und hiermit befestigten die Männer den Kahn am Ufer, indeß das Mädchen aus einer im nahen Gebüsch gelegenen Hütte Körbe herbei holte, in welche man aus dem Kahn die Fische legte und sie nach der Hütte trug.

„Ihr werdet heute Nacht hier verweilen müſſen, edler Herr!“ ſagte der alte Fiſcher zu Ziani. „Euer Fahrzeug liegt in jener Bucht ſicher, und vor morgen früh wird der Sturm nicht aufhören. Laßt es euch bei uns gefallen; wir wohnen zwar auch nicht hier, dieſe Hütte gibt uns nur bei ſchnellem Unwetter Schutz; allein ſie iſt doch ſicher, und ungeſättigt ſollt ihr auch nicht von uns gehen!“

„O ja, ſchöner Mann!“ rief das Mädchen und ergriff ſeinen Arm; „bleibt hier und eßt von unſern Fiſchen, ich will ſie euch gar herrlich zubereiten.“

Ziani willigte ein und Pietro, der Bruder des Mädchens, wurde nach dem Fahrzeuge abgeſchickt, um der Mannſchaft dort die Befehle ihres Herrn zu überbringen, und ihnen einen Korb Fiſche hinzutragen.

Auf dem Herd der Hütte brannte bald ein luſtiges Feuer, und indeß die beiden Geſchwiſter die Mahlzeit bereiteten, ſetzte ſich Ziani mit dem Vater auf eine Ruhebank. Der alte Fiſcher hieß Bartholomeo Daponte und hatte früher alle ruhmvolle Kriege der Republik mitgefochten. Mit Wunden bedeckt war er endlich zu ſeinem Fiſcherhandwerk zurückgekehrt, denn „das Seewaſſer heilt!“ ſprach er, und hatte ſpät noch geheirathet; ſeine blitzenden Augen aber ſchienen die grauen Locken noch nicht kennen zu wollen. Ziani hörte jedoch wenig auf des Alten Geſpräch, denn er vermochte ſeine Blicke nicht von der Tochter abzuwenden, die ihnen das Mahl zubereitete. Die ſchönen Formen ihrer Geſtalt, die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen, das blühende, freundliche Engelsgeſicht konnte er nicht genug bewundern, und im ſtillen dankte er dem Sturme, der draußen immer noch in ſeiner Wuth über die Hütte hinbrauste.

Endlich trug Pietro die Schüſſel mit den ſchmackhaften Fiſchen auf. Giovanna nahm Ziani Helm und Schwert ab, ſetzte ſich traulich neben ihn, und indeß ſie mit kindlich frohen Scherzen und unbeſchreiblich lieblicher Gutmüthigkeit die Unterhaltung belebte, ließ ſie oft ihre großen, dunkeln Augen freundlich unbefangen auf dem ſchönen Krieger ruhen, und horchte aufmerkſam auf alle ſeine Worte. Aber ihre Blicke waren wie Frühlingsſonnenſtrahlen, die ſein Inneres ſanft erwärmten, als wollten ſie die zart verſchloſſenen Knospen endlich doch erwecken.

„Willſt du uns nicht das Lager bereiten, Giovanna?“ fragte der Vater, als man geſättigt war.

„Nein!“ ſagte ſie leichterröthend und bittend; „nein, Vater, laßt uns nicht ſchlafen; die Nacht iſt kurz, und wer würde denn bei dem Sturm einſchlafen können? Wir wollen lieber plaudern, wer weiß, wenn wir mit dem Fremden dort wieder ſprechen können!“

Ziani stimmte ihr bei; das Feuer auf dem Herde ward unterhalten, und indeß die beiden Geschwister an einem feinen Fischergarne arbeiteten, fing der Alte an, von seinen Kriegsthaten zu erzählen. Alle nahmen den lebhaftesten Antheil daran. Giovanna, die sie wohl oft schon gehört hatte, half dem Vater ein, wo er fehlte, und der junge Pietro sprang oft, sich vergessend, auf und ballte die Faust, als wolle er dem Vater zu Hülfe eilen, wenn er eben im harten Kampfe begriffen war.

Endlich, als der Alte eine Pause machte, forderte Ziani das Mädchen auf, ihnen ein Lied zu singen. „Ich habe deine reine Stimme schon gestern am Ufer vernommen!“ sagte er; „aber ich will viel ruhiger zuhören, als der Sturm!“ — Giovanna zögerte nicht, da ihr der Vater zuwinkte, und begann ein altes Fischerliedchen, welches also lautete:

Auf spiegelklarer Fluth dahin
Fährt über'm See die Fischerin,
Bei leiser Lüfte Wehen.
Wohl eilt der West ihr sehnend nach,
Doch was er liebend zu ihr sprach,
Sie konnt' es nicht verstehen.

Da ruft die Welle: „Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind
Die nackten Füßchen küssen!“
Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füßen.

Sie netzt die Füßchen weich und warm
Und spricht: „Könnt' ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!“
Da faßt er stark sie beim Gewand,
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: „Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!“
Da hebt mit stärkerer Gewalt
Der Wind sie auf, und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen ſie berührt,
Und ſüßen Hauch und Kuß geſpürt,
Kann ſie ſich nicht mehr faſſen.
Und eh der Wind es ſich verſieht,
Nimmt ſie das Mädchen und entflieht,
Und will es nicht mehr laſſen.

Da wächst er ſchnell zum Sturm und fährt
Der Welle wüthend nach — durchſtört
Ihr Kleid in allen Falten.
Allein vergebens — denn ſie weiß
Auf tiefem Grund den theuren Preis
Verborgen ihm zu halten.

„Armer Sturm! glückliche Welle!“ ſagte Ziani leiſe.

„Nun, nur weiter!“ rief der Alte, „laßt uns die Fortſetzung des Liedes zuſammen ſingen!“ Aber Giovanna ſchien ernſt geworden, und obgleich auch Ziani bat, ſo wollte ſie doch nicht mehr ſingen.

„Mögt ihr das Lied hören,“ ſagte ſie zu ihm, ſo laßt euch morgen in unſerm Kahne überfahren; auf der See klingt es ſchöner.“

So verſtrich die Nacht. Der Morgen brach an, und der Sturm hatte ſich gelegt. Ziani ertheilte ſeinen Leuten den nöthigen Befehl zur Rückfahrt, und beſtieg ſelbſt den Fiſcherkahn. Der Himmel, an welchem der Tag eben aufſtieg, war rein und klar; die See, auf welcher der Nachen hinfuhr, war eben wie ein Spiegel. Nur leichte Morgennebel zogen in weißen Streifen ihre unſichtbare Bahn an den Schiffenden vorüber. Pietro ruderte vorn, der Alte ſteuerte und Giovanna ſtand kühn auf der Spitze des Kahns, in ihrem leichten weißen Gewande, vom Morgenroth überſtrahlt. Mitten auf dem Meere begannen ſie das geſtern verſprochene Lied. Es war ein Wechſelgeſang. Pietro ſang die Stimme des Jünglings, Giovanna die der Welle, der Vater die des Windes.

Der Jüngling.

Führe mich, du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend ſteht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, haſt nicht Eile!
Kühle dich in mir und weile,
Denn der Sturm iſt ja verweht!

Der West.

Kommſt zu ſpät, kommſt zu ſpät! —

Der Jüngling.

Spät? — Drum ſchnell zu ihr hinüber!
Ach ſie ſeufzt wohl: komm mein Lieber!
Schaut ſich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Bienen leiſ' Geſumm.

Der West.

Sie iſt ſtumm! — Sie iſt ſtumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verſtehen.
Nur ihr Auge darf ich ſehen,
Wenn die Lippe gleich nicht ſpricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe dir nicht milder
Als ein menſchlich Angeſicht?

Der Wind.

Trau ihr nicht! — Trau ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß dich fragen:
Bringſt du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife roſenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich ſelbſt empfangen
Als ich jüngſt auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß bot.

Der Sturm.

Sie iſt todt! — Sie iſt todt! —

Und noch einmal kommt geſchritten
Sturm und eilt der Welle nach.
Faßt und theilt ſie in der Mitten,
Wühlt ſich bis ins Brautgemach.
Trägt die Braut, emporgezogen
Mit gewalt'ger Rieſenhand,

Trotz des Kampfes mit den Wogen,
Zu dem Jüngling an den Strand.
Und, als hier des Jünglings Leben
An der kalten Bruſt vergeht —
Steht der Sturm als Weſt daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Man landete endlich in einem abgelegenen Theile Venedigs. Aus einer ärmlichen Hütte kam Daponte's Weib mit zwei kleineren Kindern ihnen froh entgegen, denn ſie hatten des Sturmes wegen große Sorge gehabt. Man trug die reiche Beute in das Haus, und Ziani wollte dem Alten ein Goldſtück für die Ueberfahrt in die Hand drücken. Allein Giovanna drang in den Vater, es nicht anzunehmen.

„Wenn ihr dem Vater das Goldſtück gebt," rief ſie halb erzürnt, „ſo wollt ihr mir wohl auch meine Lieder damit bezahlen?"

„Nein, wahrlich nicht!" ſagte Ziani; „aber willſt du kein Andenken von mir annehmen?"

„Ich brauch' es nicht!" entgegnete ſie und ſchlug die Augen nieder.

„Wenn du ſo ſtolz biſt," meinte Ziani, „ſo darf ich euch auch wohl nicht wieder beſuchen?"

„O, ich bin nicht ſtolz!" antwortete ſie und richtete ſchüchtern ihre Blicke auf ihn: „Kommt nur recht oft wieder, ihr ſollt ſehen, wie demüthig ich bin und wie ich euch dienen werde!" —

Ziani ging nun wieder zu ſeinem Palaſt zurück, aber unter allen wichtigen Geſchäften, die das Vaterland in ſeine Hand legte, erſchien ihm unabläſſig Giovannens Bild, und mitten unter dem Geräuſch der Waffen war es ihm immer, als hörte er ihre ſüße Stimme. Er beſuchte den alten Daponte oft wieder, er wurde mit kindlich unbeſchreiblicher Freude jedesmal von Giovannen empfangen und verlebte ſeine ſeligſten Stunden in der kleinen Hütte. Der alte Daponte, der durch ſeine Kriegszüge die Welt auf vielſeitige Weiſe kennen gelernt und mancherlei Erfahrungen mitgebracht hatte, war dadurch im Stande, ſeine Kinder mit mancher Lebensanſicht vertraut zu machen, indeß ſein frommes, einfaches Weib ſie zu ſtiller Tugend erzog, und ſo wurde ihnen eine beſſere Bildung gegeben, als man in dieſer Hütte vermuthen konnte. Die Eltern hielten Ziani für einen Schiffshauptmann, und weil ihnen der junge Mann gefiel, ſahen ſie Giovannens ſchnell aufblühende Liebe zu ihm mit Wohlgefallen. Ziani hatte der Fiſcherfamilie abſichtlich verborgen, daß er einer der reichſten und angeſehenſten Venetianer ſey. Aus der großen, vornehmen Welt,

wo alle Blicke auf ihn gerichtet ſtanden, und hinter dem freundlichen Entgegenkommen mancher geheime Plan auf den reichen ſchönen Mann ihm nicht entging, floh er gern zu dieſem ſtillen Aſyl, denn hier wurde er geliebt, weil er Liebe gab, hier fand er Vertrauen, weil die Herzen offen vor ihm lagen, und die Ueberlegenheit ſeiner geiſtigen Bildung glich ſich gegen das zarte tiefe Gefühl, das er in Giovannens Gemüthe fand, und dem ſein Herz ſich ſelbſt erſt aufſchloß, leicht wieder aus. Er war völlig unabhängig, und da noch kein weibliches Weſen, trotz aller ihm gelegten Schlingen, ſein Herz zu raſcheren Schlägen getrieben hatte, und er jetzt zum erſtenmale durch Giovannens offnes, ſchönes Auge in den reinen Himmel einer weiblichen Seele ſchaute, an welchem ſein Bild in tauſendfacher Geſtalt glänzte, wie die ewigen Sternbilder am klaren Himmel der Nacht; ſo faßte er eine unnennbare Liebe zu ihr und beſchloß, ſie zu ſeiner Gattin zu machen. Es verging ihm jetzt kein Tag, deſſen Abendſtunden er nicht bei der Geliebten zugebracht hätte, und ſo wie er das Geheimniß ſeiner Liebe tief vor aller Welt verborgen hielt, ſo kannte ihn auch Giovanna nur unter dem Namen Sebaſtiano. Wenn ſie ſein Weib ſeyn würde, dann erſt wollte er ihr ſeine Verhältniſſe entdecken, und indeß er mit ſtillem Entzücken das immer reichere Entfalten ihres Geiſtes ſah, fühlte er im Voraus, wie alle Welt die koſtbare Perle bewundern würde, zu deren geheimer Wohnung ihn zuerſt der Sturm hingeführt hatte.

Während dem war die Flotte völlig ausgerüſtet und ſollte nun in einigen Tagen hinausſchiffen nach dem Helleſpont. Ziani hielt ſeine Wünſche jetzt nicht länger zurück, er eröffnete der Geliebten ſein volles Herz. Ach, das ihrige gehörte ihm ja ſchon längſt, und freudig gaben die Eltern ihren Segen.

„Wenn ihr als Sieger aus dem gewagten Kampfe zurückkehren werdet,“ ſagte der alte Daponte, „dann ſoll der Brautkranz meiner Tochter euer Siegeskranz ſeyn!“ —

Endlich ſchied Ziani von der Geliebten. Sie unterdrückte mit großer Kraft die Bewegungen ihrer Seele, reichte ihm die ſchönen Lippen zum Kuß und ſagte: „Sey tapfer, mein Geliebter, ich werde für dich beten. Wir ſehen uns gewiß wieder!“ —

Es war die Liebe, die mit ihm hinauszog und ihn ſtärkte und ermuthigte. Aber eben deßhalb faßte ihn auch jetzt mit doppeltem Schrecken die Nachricht, daß die Peſt in Venedig ausgebrochen ſey. Kaum war er mit Malapiero wieder dort angekommen, kaum hatte er ſich dem unglücklichen Doge, der mit düſtrer Verzweiflung rang, vorgeſtellt, und ihm den

gänzlichen Bruch aller Friedensunterhandlungen verkündigt, als er mit hochschlagendem Herzen in die Stadt eilte, um zu sehen, ob das gräßliche Scheusal auch schon zu jener Hütte hingeschritten sey und ihm die köstlichste Blume vergiftet habe. Malapiero folgte ihm treu, denn Ziani hatte ihm das Geheimniß seiner Liebe entdeckt, und er theilte jetzt die Sorge des Freundes. Sie mußten durch einen großen Theil der Stadt, und welche schreckliche Scenen stellten sich ihnen hier entgegen. Viele der volkreichsten Straßen waren still geworden; nur aus manchem offenstehenden Hause schlich sich das leise Gewimmer des letzten Bewohners, der einsam unter den Leichen seiner Lieben verschied. Viele todte Körper, die noch nicht unter die Erde gebracht werden konnten, lagen an den Thürschwellen der Paläste, wo sie Hülfe gesucht hatten. Kinder hingen an der todten Mutter und sogen von den theuren bleichen Lippen das Gift; und mitten unter diesem furchtbaren Jammer schritten, in kalter Geschäftigkeit, schwarz gekleidete Männer umher, luden schweigend die Todten auf Wagen und schlugen Zettel an die Häuser, auf welchen das einzige gräßliche Wort stand: Ausgestorben.

Grausen und Entsetzen erfaßte Ziani's Herz, und mit von Angst und Liebe beflügelten Schritten flog er nach Daponte's Wohnung. Aber auch an der Thüre dieser Hütte hing der schauderhafte Zettel: Ausgestorben!

Vergebens wollte Malapiero den Freund zurückhalten. Er stürzte bleich und wie ein Wahnsinniger in die Hütte und rief: „Giovanna! Giovanna!“ — Aber die Hütte war leer; die Leichname waren fortgeschafft; nur Hausgeräth und Kleidungsstücke lagen noch umher, als wären die Bewohner eben erst hinausgegangen. Ziani wollte die Hütte nicht wieder verlassen. Hier wollte er sterben, wo die Geliebte ihr Engelsleben ausgehaucht hatte, und fast mit Gewalt mußte ihn Malapiero aus dieser Todtenhalle führen.

Als sie wieder hinauskamen, verkündigte ein fernes gräßliches Getöse einen Auflauf, und sie sahen, wie ganze Haufen des Volks nach dem Palast des Doge hinstürzten.

„Komm, Ziani!“ rief Malapiero, „vergiß den Gram der eignen Brust! Komm, unsere Gegenwart wird nöthig seyn.“

Das Volk schob dem Doge die ganze Schuld des eingebrochenen Unglücks zu. Es hatte, und wohl mit Recht, die Meinung, sein unkluges Zögern auf der Insel Scio sey die einzige Ursache, daß die schöne Flotte vernichtet und statt des glänzenden Friedens, der Tod in ihre Häuser gekommen sey. Sie waren an die größten Opfer gewöhnt, sie scheuten

nicht, im Kampfe für das Vaterland ſich zu verbluten, aber daheim am eignen Herde, durch die Schuld eines Einzigen, das theure, ſchuldloſe Leben der Ihrigen verſchmachten zu ſehen, das konnte die Bruſt nicht faſſen, und die Stimme der Verzweiflung und Wuth rief das Volk zur Rache. Die tobende Menge hatte den Palaſt des Doge umringt: „Herunter vom Throne!“ ſchrie ſie; „herunter mit dem Betrüger, der uns ſtatt des Sieges die Peſt erhandelt!“ — Der Doge verließ ſich auf ſeine Leibwache; allein auch darunter waren Väter und Söhne, die die Ihrigen verloren hatten, und ſo wurde der Tumult immer ſtärker. Da beſchloß Vitale das Aeußerſte zu wagen, und im Vertrauen auf die Liebe des Volks, die er ſonſt in vollem Maße beſaß, aus ſeinem Palaſt zu gehen und es zu beruhigen. Mit ernſter Würde und in ſeinem herzoglichen Schmucke, trat er unter die tobende Menge, die ſeinen Palaſt ſtürmen wollte.

„Hier bin ich, Kinder!“ ſprach er; „richtet über mich, wenn ihr dürft; aber nicht ich, ſondern Gott hat uns den Tod in unſere Mauern geſendet!“

Das Volk wich einen Augenblick vor ſeiner ehrwürdigen Geſtalt zurück, indem auch Ziani und Malapiero eben hinzu kamen, und die Raſenden zu beſchwichtigen ſuchten. Bald riefen aber mehrere Stimmen aufs neue: „Herunter vom Thron! Kein Erbarmen mit dem Verräther! Nieder mit ihm!“ und von hinten her erſcholl es: „Platz! Platz! wo iſt er? der mir mein Weib und meine Kinder gemordet hat.“ Mit dieſen Worten drängte ſich ein alter, wüthender Mann aus der Menge hervor, umklammerte den Doge mit der Gewalt eines Verrückten und ſtieß ihm den Dolch ins Herz. — Der unglückliche Vitale ſank als ein Opfer des Schickſals, und der Mörder ging unaufgehalten mit ſeinem blutenden Dolche durch das erſtaunte Volk.

Aber Ziani erkannte in ihm alsbald den alten Daponte. Er flog ihm nach durch die einſamen Straßen, er umfaßte ihn und rief: „Du entſetzlicher Menſch, wo iſt deine Tochter?“

Daponte ſah ihn mit wahnſinnigem Lächeln an: „Hat euch der Tod noch verſchont?“ ſagte er; „nun, ſo kommt, ich will euch zu eurer Braut führen!“

Und hiermit zog er ihn durch viele entlegene Gaſſen, ohne auf ſeine Fragen weiter Antwort zu geben, zu einem abgelegenen Kirchhof hin. In einem Winkel deſſelben, unter elender Verdachung, auf zuſammengerafftem Stroh, lag Giovanna mit dem Tode ringend. Daponte hatte, nachdem ſein Weib und die übrigen Kinder vor ihm geſtorben waren, ſeine Hütte verlaſſen und halb bewußtlos die ſchon kranke Tochter hierher

getragen. Im Wahnſinn der Verzweiflung wollte er dem langſamen qualvollen Todeskampf ſeines Lieblings und ſeinem eigenen Leben ein Ende machen und war deßhalb in die Stadt gerannt, ſich einen Dolch zu verſchaffen. Da hatte ihn der Volksauflauf mit fortgeriſſen und faſt in Verſtandesverwirrung hatte er ſeiner Rache das blutige Opfer gebracht.

Ziani warf ſich neben Giovannen auf die Knie und rief ihren theuren Namen. Da ſchlug ſie die Augen auf und erkannte ihn, und indeß ein unbeſchreiblich ſüßes Lächeln über ihr bleiches, entſtelltes Antlitz hinzog, winkte ſie ihm, von ihr abzulaſſen. Aber er dachte nicht an die Gefahr einer ſchrecklichen Anſteckung. Er hob die peſtkranke Geliebte auf und trug ſie in ſeinen Armen nach ſeinem Palaſt. Daponte folgte ihnen.

Hier bot Ziani nun alle menſchlichen Kräfte auf, die Geliebte zu retten. Er verließ keinen Augenblick ihr Lager und wachte über das theure Leben, als könnte er das Ungeheuer zurückſcheuchen, das es verzehren wollte. Und es gelang ihm. Vor ſo unnennbarer Liebe trat der Tod noch einmal freundlich zurück, und indeß er und Daponte von aller Anſteckung wunderbar befreit blieben, genaß Giovanna langſam wieder.

Die Ermordung des Dogen hatte alle Gutgeſinnten in tiefe Trauer geſtürzt. So oft ſchon hatte der gewaltſame Tod ihres Oberhauptes die Republik dem Untergang nahe gebracht und die gefährliche Gewohnheit war ſo verführeriſch, bei dem kleinſten Vorwande gegen die Fürſten aufzuſtehen und mit der Stimme des Aufruhrs Rechenſchaft von ihnen zu verlangen. Man ſann auf kräftige Mittel gegen dieſe ſo häufigen Ereigniſſe. Endlich errichtete die noch einzig beſtehende Gewalt, die Guarantia, einen großen Rath von 740 Mitgliedern, der aus ſeiner Mitte 60 der bewährteſten Männer, Pregadi genannt, erwählte, in deren Hände die Staatsgeſchäfte gelegt wurden, und aus welchen ſich ſpäterhin der venetianiſche Senat bildete. Aus dieſen wurde einer Zahl von Eilfen die Wahl des Dogen übertragen. Das Volk unterwarf ſich willig dieſer neuen Ordnung, und die Mehrheit der Wahlſtimmen entſchied für Orio Malapiero; denn ſeiner Thätigkeit und ſeinen weiſen Einrichtungen, wobei er das eigene Leben ſelbſt tauſendmal in Gefahr brachte, verdankte man hauptſächlich das endliche Aufhören der Peſt.

Aber Malapieros Seele war von allem Stolze frei. Das Vaterland galt ihm mehr als Ruhm und Ehre und ſein heller Blick erkannte bald, daß ein größerer Geiſt dazu gehöre, in dieſem wichtigen Augenblicke die Zügel des Staats zu ergreifen. Mit edler Freimüthigkeit erſchien er vor den Wahlherren und lehnte beſcheiden die Wahl von ſich ab. Er wußte ſie mit großer Beredtſamkeit zu überzeugen, daß die ſchwierige Lage

der Republik einen Mann erfordere, dessen hoher Muth und überlegene Geisteskraft den Parteien nicht allein Erfurcht einflöße, sondern der mit seinem Reichthum und erlauchten Namen auch die verblendeten Augen des Volkes auf sich zöge und beschwor sie, die ihn getroffene ehrenvolle Wahl auf seinen Freund Sebastiano Ziani überzutragen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige und einzig ihren Erwartungen entsprechen werde. Die Wahlherren, ergriffen von Bewunderung für den edlen Malapiero und dadurch desto leichter überzeugt, zögerten nicht und wählten einstimmig Sebastiano Ziani, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das jetzt allgemein bekannt gewordene Verhältniß mit Daponte's Tochter auf der Stelle abgebrochen werden müsse. Denn das schwankende Volk, das früher den Tod des vorigen Dogen verlangt hatte, betrauerte ihn jetzt und verabscheute seinen Mörder. Es war deßhalb sehr richtig vorauszusehen, daß es für einen Dogen keine Liebe und Achtung haben werde, der die Tochter eines Mörders zu seiner Gemahlin erheben wolle.

Malapiero eilte voll hoher Freude zu seinem Freunde. „Die Wahl ist vorüber!" rief er ihm entgegen und in seinen Augen blitzte das Bewußtseyn, sich selbst überwunden zu haben. Ziani sah ihn freudig an und sagte, seine Hand ergreifend: „Gott segne die Wahlherrrn! denn wenn ich die Schrift deiner Augen verstehe, so darf ich dich wohl als Herzog willkommen heißen!"

„Nicht mich!" entgegnete Malapiero; „Gott segne die Wahlherren und mein Vaterland! denn du bist der Doge!"

Da funkelte alsbald eine hohe Begeisterung aus Ziani's Blicken; er hob seine Hand wie zum Schwur empor und sprach: „Lenker menschlicher Schicksale, hast du den Glauben meines Volkes auf mich gestellt, so rüste mich mit Kraft und Weisheit aus. Ich schwöre dir, daß ich des Throns nicht unwerth seyn will!"

Die begeisterten Freunde sanken einander in die Arme. „Ich bin ein Zeuge deines Schwures vor Gott, und habe ein heiliges Recht an die Erfüllung dich zu mahnen!"

Die Abgesandten des Senats kamen, um den neuerwählten Regenten zu begrüßen und ihn einzuladen, vor den Wahlherren zu erscheinen. Ziani ging, an der Hand seines Malapiero, unter dem lauten Jubel des Volks nach dem Palast hin, wo die Wahl statt fand und jetzt bestätigt werden sollte. Das unaussprechlich große Gefühl, die Liebe und das Vertrauen seines Volks zu besitzen und es verdienen zu wollen, erfüllte ihn; im Hintergrunde der Seele stand aber auch Giovannens liebliches Bild und unter den großen heiligen Entschlüssen grüßte ihn oft der süße Gedanke,

neben ſich auf dem Herrſcherthrone dieſen Engel der Unſchuld ſtehen zu ſehen. So in hoher, wonniger Bewegung trat er in den Saal der Wahlherren. Aber eine eiſige Kälte zuckte durch ſeine heiße Bruſt, als er die Bedingung vernahm. Lange ſtand er bebend und ſchweigend und konnte es nicht faſſen. Endlich rief er: „Nein, ihr habt falſch gerechnet! Behaltet eure Krone, wenn ihr mir damit die Seligkeit meines Herzens abkaufen wollt! Ein Volk, das eine ſolche Liebe aus der Bruſt ſeines Fürſten reißen will, verſtehe ich nicht zu regieren, es verlangt einen Tyrannen!“

Und hiermit verließ er ſtolz und kalt die erſtaunten Wahlherren und begab ſich zurück in ſeinen Palaſt. Er eilte in die Zimmer, die Giovanna mit ihrem Vater bewohnte, er umſchlang ſie mit Innigkeit und ſagte: „Du biſt nun wieder geneſen, Giovanna, willſt du noch zögern mein Weib zu ſeyn?“

„Nein,“ erwiederte ſie ſanft und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt; „ich faſſe es zwar nicht, wie ich dich verdienen werde, denn ich ahnete ja nicht, daß ich den großen Ziani liebte, aber ich fühle, daß ich nur dein Eigenthum bin!“

Ziani drang nunmehr auch in den alten Daponte, bei einbrechender Nacht ihn die Vermählung mit ſeiner Tochter vollziehen zu laſſen. Er wollte alles Aufſehen und alle weitere Einwendungen vermeiden und glaubte um ſo freier handeln zu können, wenn nur Giovanna erſt wirklich ſeine Gemahlin ſey. Mittlerweile war dem Volke der Grund von Ziani's öffentlicher Weigerung, die Krone anzunehmen, bekannt geworden, und je größer der allgemeine Wunſch war, die Regierung ſeinen Händen anzuvertrauen, deſto höher ſtieg der Haß gegen den Mörder des Dogen, Vitale Michelis, der mit ſeiner Blutſchuld ſich nun auch an Ziani's Schickſal hängen zu wollen ſchien. Wie das dumpfe, Unheil verkündende Getöſe vor dem Ausbruche des Erdbebens, ſchlich ein düſteres Murren von Mund zu Mund. Das Volk ſandte Deputirte an die Wahlherren und indem es verlangte, daß man Ziani die Krone wiederholt antragen möchte, forderte es zugleich die Verhaftung und Beſtrafung Daponte's und ſeiner Tochter. Neue Abgeſandte des Senats kamen zu Ziani; allein er ſprach ſie nicht, ſondern verwies ſie auf morgen, wo er den Wahlherren ſeinen Entſchluß bekannt machen werde.

Indeß hatte Malapiero den Freund wieder aufgeſucht und alles angewendet, um ihn von ſeinem Entſchluß abzubringen; er hatte ihn an ſeinen Schwur und an jenen Augenblick gemahnt, wo er ihm einſt ſelbſt in Konſtantinopel ſagte, das Vaterland gelte höher als die Liebe! Allein alle Beredtſamkeit war vergebens.

„Ihr verſteht nicht, was ihr begehrt!“ rief Ziani endlich in höchſter Bewegung. „Ihr wollt den Schutzgeiſt von mir reißen, der mich zum Vater des Volks gemacht hätte! — Was kann Giovanna für das Verbrechen ihres unglücklichen Vaters? Sie iſt ein Engel, den mir Gott geſandt hat und nur an ihrer Hand kann ich meinen Schwur erfüllen!“

Malapiero ſah bald ein, daß er, um das Vertrauen des Freundes nicht zu verlieren, jetzt nicht weiter in ihn dringen dürfe und fragte deßhalb theilnehmend nach Giovannens Geneſung. Da ging Ziani's Herz auf, er entdeckte ihm, wie nahe die ſeligſte Stunde ſeines Lebens ihm ſey, und daß noch in dieſer Nacht Giovanna ſein Weib werden würde. Malapiero erſchrack nicht wenig, denn er ſah nun wohl, wie durch dieſe raſche That mit einemmale des Vaterlandes ſchönſte Hoffnungen zertrümmert werden und für Ziani die Krone auf immer verloren gehen würde. Er ſchwieg, faßte aber einen ſchnellen Entſchluß.

Kaum hatte ſich Ziani aus ſeinem Palaſt entfernt, um im geheim die Anſtalten zu ſeiner Vermählung zu treffen, als ſich Malapiero zu dem alten Daponte und ſeiner Tochter begab. Er fand das Mädchen mit himmliſchem Lächeln einen Brautkranz windend, indeß der Vater in ſich verſunken und vor ſich hinſtarrend in einer Ecke des Zimmers ſaß. Sie kam ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und fragte: „Kommt ihr zu meiner Hochzeit? wollt ihr nun auch mein Freund ſeyn, wie ihr es meinem Ziani ſeyd?“

„Ja, das will ich, holdes Geſchöpf!“ ſagte er gerührt; „ich komme her, um dir und Ziani meine höchſte Liebe zu zeigen. Aber was fehlt deinem Vater? will ihm die Hochzeit nicht zu Herzen?“

„Nein!“ fuhr der Alte auf. „Nein, mir graut vor der Hochzeit! In meiner Bruſt, die vom Bewußtſeyn der Blutſchuld erfüllt iſt, hat die Freude nicht mehr Platz!“

„O, mein unglücklicher Vater!“ rief Giovanna und umſchlang ihn; „könnte ich euch euren Frieden wiedergeben; ich wollte ihn mit meinem Leben erkaufen!“

„Auch mit jenem Kranze, den du dort gewunden?“ fragte Malapiero bedeutungsvoll.

Giovanna ſah ihn lange an, indem ihre Augen feucht wurden und ſagte dann: „Ja, auch mit dem!“

Nun hielt Malapiero nicht länger zurück und erzählte ihnen offen alles, was vorgefallen war. Mit Begeiſterung zeigte er, daß nur Ziani im Stande ſey, die Republik vom Untergange zu retten und daß das

Vaterland ein heiliges Recht habe, ſeine Liebe zu Giovannen von ihm zum Opfer zu verlangen.

„Hat denn ſein großes Herz nicht Raum zur Liebe für das Vaterland und für mich?“ fragte Giovanna zitternd.

„Nein!“ rief Daponte und ſeine Augen funkelten; „nein, du darfſt ſein Weib nicht werden! Das Volk hat recht, die heiligen Stufen des Thrones darf nicht die Tochter eines Mörders beſteigen. Im Wahnſinn der Verzweiflung ſtieß ich dem Dogen den Dolch ins Herz, willſt du nun, Giovanna, im Wahnſinn der Liebe, dem Vaterlande noch größere Hoffnungen vernichten?“

Malapiero benutzte die Stimmung des Alten; er faßte Giovannens Hand und ſagte: „Du haſt deinen Brautkranz der Ruhe deines Vaters zum Opfer bringen wollen; jetzt liegt auch die Ruhe des Vaterlandes in deiner Hand; hier ſteht dein und Ziani's Freund, aber auch ein treuer Bürger und fragt dich, was willſt du thun?“

Giovanna ſtand bleich und zitternd vor ihm und ſchaute ſtarr in die wild rollenden Augen ihres Vaters. Dann trat ſie langſam zum Tiſch, nahm den Brautkranz, reichte ihn Malapiero und ſagte, ihrer kaum noch mächtig: „Hier iſt mein Opfer! Gott ſegne mein Vaterland!“

Der Alte fing die ohnmächtige Tochter auf und legte ſie auf ein Ruhebett. In höchſter Bewegung faßte er Malapiero, zog ihn nahe vor Giovannen hin und ſagte ſtolz: „Seht, das iſt meine Tochter!“

Man brachte das Mädchen wieder zu ſich. Ihr hoher Entſchluß gab ihr Kraft und ſo willigte ſie denn in den Plan der Männer, noch vor Einbruch der Nacht ſich mit ihrem Vater aus dem Palaſt heimlich zu entfernen, dann eiligſt ein Schiff zu beſteigen und über das Meer in ferne Länder zu entfliehen. Malapiero verſprach, ſeinen Freund dann ſicher zur Annahme der Krone zu vermögen.

Kaum war die Nacht eingebrochen, ſo kehrte Ziani, das Herz voll Liebe und Wonne, mit einem Geiſtlichen zurück, der ihn mit der Geliebten vereinigen ſollte. Aber ihre Zimmer waren leer. Auf ihrem Tiſche lag neben dem Brautkranz ein Blatt mit folgenden Worten: „Ziani! du ſtehſt zwiſchen der Krone und meinem Brautkranz. Das Vaterland hat recht, eins von beiden kannſt du nur wählen. Die Krone reichen dir tauſend Arme deiner hülfloſen Bürger, den Brautkranz reicht dir die Hand eines unbedeutenden Mädchens. Dein großes Herz fühlt wohl, was es wählen ſoll; doch, um dir den Kampf zu erſparen, fliehe ich von hier. Liebſt du mich wirklich, ſo ſpähe nicht und beglücke mein Vaterland!“

Wer beſchreibt Ziani's Gefühl? — So nahe dem Augenblick der Erfüllung ſeiner ſeligſten Wünſche, ſah er alles vor ſich verſchwunden wie Traumgeſtalten. „Giovanna!“ rief er aus, „du haſt mich nicht freiwillig verlaſſen! Aber ſie ſollen dich nicht von meinem Herzen losreißen; dein Brautkranz wiegt alle Kronen der Erde auf!“

Er rief ſeine Diener zuſammen, bot dem, der Giovannens Spur auffinden würde, königliche Belohnung und ſtürzte ſelbſt hinaus, ſie aufzuſuchen.

Während dem hatte Malapiero die Fliehenden nach dem Hafen begleitet und ihnen ein Fahrzeug verſchafft, das ſie in der hellen Mondnacht hinaustrug über das Meer. Er eilte nun zu Ziani's Palaſt zurück, weil er wohl fühlte, daß er dem Freunde nöthig ſeyn werde. Als er ihn aber hier nicht mehr fand und nun überall in der Stadt lange vergeblich geſucht hatte, ging er noch einmal nach dem Hafen zurück. Er erſchrack nicht wenig, als er Ziani hier eben im Begriff fand, mit ſeiner Galeere in die See zu ſtechen, um den Fliehenden nachzueilen, deren Spur aufzufinden ihm doch gelungen war. An ein Zurückhalten war nicht mehr zu denken; kaum hatte Malapiero ſo viel Zeit, die Galeere auch zu beſteigen, um ſeinen verzweifelnden Freund zu begleiten. Ziani wollte nun einmal ſein Leben an dieſe Liebe ſetzen; er war taub gegen jede andere Stimme und ſtand unbeweglich an der Spitze des Schiffes; er ſtarrte hinaus in das dunkle Meer, als wolle er Giovannens Spur auf den Wellen erſpähen, die leiſe ſcherzend mit dem Bilde des Mondes ſpielten.

Endlich, als die erſten Lichter des Morgens über das Meer hinglitten, erblickte man in der Ferne ein Fahrzeug. Ziani gewahrte es zuerſt. „Fahrt zu!“ rief er, „dort flieht mein Glück!“ — Die Ruder griffen gewaltiger ins Meer, die Galeere flog ſchneller und nach kurzer Zeit war man dem Fahrzeug nahe gekommen. Ziani erkannte Giovannen bald. Sie ſtand, wie an jenem Morgen, wo ſie ihm im Fiſcherkahn die Lieder ſang, in einem weißen Gewande, vom Morgenroth überſtrahlt, an der Spitze des Fahrzeugs, aber ſie winkte ihm zurückzukehren. Und als er ſeine Arme nach ihr ausſtreckte und ihren Namen rief, flehte ſie: „Laß ab, Ziani, höre dein Vaterland, das dir zuruft!“ — Aber Ziani hörte nicht. „Fahre hin, Vaterland!“ rief er. „Ich verachte den Thron, der eine ſolche Liebe entehrt!“ Er trieb die Ruderknechte zu raſcherer Arbeit und bald hatten ſie das fliehende Fahrzeug erreicht. Giovannens rührende, heilige Bitten, Malapiero's ernſte, kräftige Worte, der Fluch, mit dem der alte Daponte drohte, nichts vermochte Ziani zurückzuhalten; er ergriff ein Brett und wollte damit die Fahrzeuge vereinigen. Da rief ihm

Giovanna mit hohem Muthe entgegen: „Du furchtbarer Menſch, warum entheiligſt du unſere Liebe? bringſt du gewaltſam in mein Fahrzeug, ſo ſoll mich der Tod vor dir retten!“

Aber Ziani hörte nicht. „Du biſt mein, Giovanna!“ rief er und keine Macht kann mich von dir losreißen!“

Er warf das Brett ſchnell hinüber und ſtand ſchon mitten darauf, als der alte Daponte mit blankem Schwerte wüthend hinzu ſprang und ihm wie einen Seeräuber den Eintritt verwehrte.

„So will ich hier zwiſchen Kind und Vaterland mich ſtellen! „ſchrie er; wage den Kampf mit mir!“

Aber Ziani kannte ſich nicht mehr; auch er riß das Schwert aus der Scheide und von Leidenſchaft überwältigt, ſtürzte er auf Daponte los. Als nun Giovanna das Gefecht zwiſchen Vater und Geliebten erblickte, als ſie ſah, wie beide ſchon bluteten, ſchlang ſie das Seil eines kleinen Ankers, der auf dem Verdeck lag, ſchnell und feſt um ihren zarten Leib, und indem ſie rief: „Lebe wohl, mein Geliebter! für dich und das Vaterland gehe ich in den Tod! Beglücke es und gedenke mein!“ ſprang ſie muthig in das Meer und riß den Anker mit hinab, der ſie tief auf den Grund mit ſich niederzog.

Erſchrocken ließen die Kämpfer ihre Schwerter ſinken. Ziani wollte ſich ihr nachſtürzen; doch Malapiero hielt ihn mit ſtarkem Arm zurück. Auch die Schiffknechte wollten zu ihrer Rettung ins Meer ſpringen, aber Daponte verwehrte es ihnen: „Laßt meine Tochter ziehen, rief er; ſie kennt ihren Weg!“

Ziani lag bewußtlos in den Armen ſeines Freundes, Giovanna feſt geankert auf dem Grunde des Meeres, und die beiden Schiffe fuhren ſtill und langſam nach Venedig zurück.

Die Urſache von Ziani's ſchneller Abfahrt war durch ſeine Diener bald unter dem Volke bekannt geworden. Es hatte nun einmal ſeine ganze Hoffnung auf dieſen Mann geſetzt; es wüthete gegen Daponte und ſeine Tochter, rannte in großen Haufen dem Hafen zu und hatte ſich bereits mehrerer Schiffe bemächtigt, um Ziani nachzueilen und ihn zurückzuholen, als man ſeine Galeere heimkehren ſah. Ein großes, allgemeines Freudengeſchrei tönte ihm entgegen.

Ziani erwachte wie aus einem Traume und ſchaute befremdet um ſich. „Hörſt du dein Volk dir rufen?“ fragte Malapiero. „Vernimmſt du, wie es Glück und Frieden von dir fordert?“

Doch Ziani ſchwieg und ſtarrte vor ſich hin. Da faßte Daponte ſeine Hand und ſprach: „Haſt du Giovannens letzte Worte vergeſſen? Soll ſie umſonſt ihr Leben geopfert haben?“

Aber Ziani antwortete nicht. Er ſchaute zum Himmel auf, indeß ihm große, ſchwere Thränentropfen über die Wangen rollten und beſtieg ſchweigend mit ihnen das Boot, um zu landen.

Das Volk drängte ſich mit Gewalt auf ihn zu. „Nimm die Krone, Ziani! Nimm die Krone!“ ſchrie alles. „Dich verlangen wir zum Dogen.“ Man küßte ihm Kleid und Hände, fiel vor ihm nieder, die Mütter umſchlangen mit ihren Kindern ſeine Kniee, es war ein ungeheurer Tumult. Kaum wurde der alte Daponte erblickt, ſo ſchrieen mehrere Stimmen: „Dort ſteht Vitale's Mörder! Nieder mit ihm und ſeiner Tochter, ſie wollen uns auch Ziani entreißen!“ — und ſchon wollte man auf ihn zuſtürzen. Da richtete Ziani ſein Haupt ſtolz empor und gebot Ruhe.

„Wer die Hand an Daponte zu legen wagt, iſt des Todes!“ rief er mit hohem Ernſt. „Ich bin jetzt euer Doge und werde ihn ſelbſt richten. Ihr habt mich erwählt, ich willige ein; aber hütet euch vor mir, denn ich ſteige mit kaltem Herzen auf den Thron!“

Man begleitete ihn nun im Triumph nach dem Palaſt des Senats, wo er den Wahlherren erklärte, daß er bereit ſey die Krone anzunehmen, und ſo beſtieg er den Thron — aber ſein Herz blieb verödet.

Daponte überlieferte ſich freiwillig dem Gefängniſſe. Ziani übergab ſeine Sache dem Senat; doch Malapiero vertheidigte den Alten dergeſtalt, daß ſelbſt der Senat ihn, ſeiner Tochter wegen, freiſprach und ſo wurde Daponte denn der treueſte Diener Ziani's.

Durch die ernſten und weiſen Maßregeln des neuen Dogen wurde der Republik bald die Ruhe wiedergegeben, und ſo kehrte denn das alte Gefühl des Muthes und der Kraft zurück. Das Volk, das ſeinen jetzigen Regenten vergötterte, aber auch an ſeinen ermordeten Vorgänger, wie an einen Märtyrer dachte, ſprach ſeine Wünſche nun laut aus, daß Ziani Vitale's Tochter, die ſchöne Bianka, zur Gemahlin wählen und ihr ſo das traurige Schickſal des Vaters wieder vergeſſen machen möchte. Auch ſeine Freunde drangen in ihn, ſich zu vermählen, denn ſie hofften, daß der düſtere Ernſt, der ihn nie verließ, am erſten durch zarte Frauenliebe weichen werde. Allein Ziani wollte die Stimme der Freunde und des Volkes nicht verſtehen, er blieb ein Einſiedler in ſeinem Palaſt und gab Biankens Hand ſeinem Malapiero, der ihre Liebe ſchon beſaß.

Während dem hatte der Kaiſer Friedrich nicht aufgehört, den Papſt Alexander III. zu verfolgen, und dieſer, der ſich vor dem unverſöhnlichen Haß ſeines Gegners nirgends ſicher wußte, floh endlich, auf die Freundſchaft und den Schutz der Republik vertrauend, nach Venedig in ein Kloſter, wo er ſich vor aller Augen verbergen zu wollen ſchien. Aber

die Republik war ſtolz darauf, das Oberhaupt der Kirche unter ihrem Schutze zu wiſſen, und Doge und Adel führten den Papſt mit großem Pomp aus ſeiner Einſamkeit in einen für ihn prachtvoll eingerichteten Palaſt. Man bot ihm, zwiſchen ihm und dem Kaiſer, Venedigs Vermittlung an und ſchickte auch wirklich eine glänzende Geſandtſchaft deßhalb an Friedrich ab. Allein der Kaiſer wies ſie mit Verachtung zurück und beſtand auf Alexanders Auslieferung. Da nun Ziani, der die Kraft ſeines Vaterlandes kannte, ſtandhaft auf dieſe kränkende Zumuthung antwortete, ſo wurde dadurch aufs neue das Zeichen zum Ausbruch des Krieges gegeben.

Der Papſt Alexander fühlte wohl, daß ſein Schickſal ganz in Ziani's Händen lag und glaubte alles mögliche anwenden zu müſſen, um Ziani's Intereſſe an das ſeinige zu knüpfen. Er hatte eine Nichte, die Herzogin Valdrada, deren ungemeine Schönheit eben ſo allbekannt war, als ihre großen Beſitzungen ſie zu einer der reichſten und wünſchenswertheſten Partien machte.

Alexander hatte ſich vorbehalten, ihre Hand zu vergeben, und ſo wie er ſchon manchen angeſehenen und mächtigen Bewerber zurückgewieſen, ſo wünſchte er jetzt ſehnlich, durch ſie den Doge auf immer an ſich zu feſſeln. Er lud ſie deßhalb zu ſich nach Venedig ein. Ihre Schönheit und Anmuth übertraf den Ruf, der vor ihr herging, und da ſie auch ein Muſter weiblicher Tugend war, ſo huldigte ihr alle Welt. Selbſt Ziani geſtand, daß er nie ein vollkommneres Weib geſehen habe und zeichnete ſie mit großer Achtung aus. Da der Papſt entdeckte, daß auch auf ihr Herz Ziani's hohes Heldenbild einen tiefen Eindruck gemacht habe, ſo hielt er den Plan ihrer Vereinigung ſchon für gelungen und glaubte, daß er es dem Doge nun ſchuldig ſey, ſeiner ſtillen Liebe und ſeinem beſcheidenen Schweigen ſelbſt entgegen zu kommen. Als daher die Botſchaft einging, daß Kaiſer Friedrich unter der Anführung ſeines eignen Sohnes Otto eine mächtige Flotte gegen Venedig ausrücken laſſe, und von den Ermahnungen des Papſtes und der Vertheidigung heilig ſcheinender Rechte entflammt, die Republik ſich nicht fürchtete, nur mit 30 Galeeren dem Kampfe entgegen zu gehen, ſo ſagte der Papſt, als Ziani ihn beim Abſchiede um ſeinen Segen bat: „Zieht getroſt in den Krieg, mein Sohn! mein Segen iſt ſtärker denn tauſend Schwerter. Dem Sieger hab ich das ſchönſte Kleinod beſtimmt, die Hand der Herzogin Valdrada!“

Ziani zog mit ſeinem Geſchwader hinaus, dem Feind entgegen. An Iſtriens Küſte traf er die große feindliche Flotte. Es begann ein

furchtbarer Kampf. Ziani focht selbst wie ein Löwe; Malapiero und Daponte an seiner Seite. Der Letztere fiel. Die Uebermacht des Feindes war groß, aber was vermochte sie gegen die Tapferkeit und Kriegskunst der Venetianer? — Viele feindliche Schiffe wurden überwältigt, viele in Brand gesteckt, und als Ziani und Malapiero endlich selbst in das Admiralschiff drangen und mit eigener Hand den Prinzen Otto zum Gefangenen machten, war der Sieg entschieden und der Rest der feindlichen Flotte floh.

Mit Beute beladen kehrten die Sieger stolz nach der Heimath zurück. Nie hatte die Republik einen glänzendern und wichtigern Sieg erfochten. Die Botschaft davon flog ihnen nach Venedig voraus. Der Papst war außer sich vor Freude, denn er sah nun wohl ein, daß nach diesem gewaltigen Schlage, der selbst den kaiserlichen Prinzen in ihre Hände gebracht, sich der Kaiser vor ihm würde demüthigen müssen; und um die Rückkehr der Sieger recht feierlich zu machen, bestieg er in Begleitung des Senats und der hohen Geistlichkeit mehrere Fahrzeuge, die ihn dem Dogen entgegen führen sollten.

Indeß die Krieger auf Ziani's Flotte frohlockten und jubelten, stand er selbst ernst und düster auf dem Verdeck seines Schiffes und schaute schweigend auf das Meer hin. — Malapiero nahte sich ihm und seine Hand ergreifend, sagte er: „Mein Ziani, bist du nun mit deinem Schicksale zufrieden?"

Ziani sah ihn wehmüthig an: „Ich bin es!" antwortete er. „Aber weißt du, welch ein Tag heute aufgegangen ist?"

Es war das Himmelfahrtsfest, der nämliche Tag, an welchem vor zwei Jahren sich Giovanna in den Fluthen begraben hatte. „Sieh," fuhr Ziani fort, „bald nahen wir der heiligen Stelle, wo jener Engel vor der Raserei meiner Liebe zum Tode entfloh und ohne Brautkranz, mit dem kalten Lorbeer geschmückt, ziehe ich über das Lager, wo meine Geliebte schläft, wie eine Sturmwolke hin!"

Malapiero suchte ihn zu zerstreuen; er sprach mit ihm von den großen Folgen ihres Sieges und nannte den Namen der schönen Herzogin Baldrada. Doch Ziani schüttelte sanft das Haupt und sagte: „Ich sehe wohl, ihr alle rechnet falsch! Neben Giovannens ewig geliebtem heiligen Bilde und neben der Liebe zu meinem Vaterlande hat kein anderes Gefühl in meiner Seele mehr Raum!"

Jetzt erblickte man von fern die prächtig geschmückten Fahrzeuge, welche den Papst mit seinem glänzenden Gefolge den Siegern entgegen führten. Das Schiffsvolk begrüßte sich gegenseitig mit frohem Zuruf,

und als die Schiffe dicht zusammen gebracht waren, bestieg der Papst die Galeere des Dogen, wo er ihn vor aller Augen umarmte.

„Ihr seyd der größte Held eurer Zeit!“ sagte der Papst, „der Stolz des Vaterlandes, die Stütze der Kirche! Ich bin gekommen, um Segen und Dank euch entgegen zu bringen!“

Ziani sank vor ihm auf die Kniee; aber der Papst, nachdem er seine Hand auf ihn gelegt hatte, hob ihn auf und fuhr fort: „Ich bringe dir aber auch, mein Sohn, die verheißene Belohnung. Empfange aus meiner Hand hier Valdradens Verlobungsring, sie wird den Sieger als Braut begrüßen!“ und hiermit reichte er dem Dogen einen schönen goldnen Fingerreif.

Ziani nahm ihn, aber seine Hand zitterte und seine gen Himmel gerichteten Augen standen voll Thränen. „Kennst du diese Stelle hier im Meer?“ fragte er leise seinen Freund. Dieser nickte, wehmüthig bejahend, denn die Schiffe hielten jetzt eben in der Gegend des Meeres, wo die Wellen einst Giovannen aufgenommen hatten. Endlich faßte sich Ziani wieder, wendete sich zum Papst und sprach: „Der Lohn, den Ihr mir bietet, heiliger Vater, wäre für jeden andern größer als das Verdienst; aber ich bin schon verlobt! — — hier wohnt meine Braut. Verstattet, daß ich vor euren Augen mich noch einmal mit ihr verlobe!“ — und hiermit ließ er den goldnen Ring in das Meer fallen und schaute ihm sehnend nach, wie er in leichten Wellenkreisen verschwand und hinunter-sank zu der Braut, die auf dem Meeresgrund den Hochzeitabend ver-schlief.

Der Papst aber verstand Ziani's Worte ganz anders und sagte: „Wohlgesprochen, Herzog! das Meer sey fortan eure Braut, ihr habt sie euch erkämpft. Zum Gedächtniß dieses großen Tages verordne ich, daß ihr und eure Nachfolger am Himmelfahrtsfeste alljährlich euch auf gleiche Weise mit dem Meere vermählen möget, zum Zeichen der Herr-schaft, die ich euch hiermit über dasselbe zugestehe.“

Die Venetianer jubelten laut über die Einsetzung dieses Festes, das ihrem Stolze schmeichelte; aber Ziani drückte wehmüthig seinem Malapiero die Hand, der ihn allein verstanden hatte.

Nachdem man im Triumph in Venedig eingezogen war, schickte Ziani den gefangenen Prinzen Otto als Friedensboten an seinen bekümmerten Vater ab und Venedig hatte bald die stolze Freude, durch die Vermittlung seines großen Dogen den Kaiser und den Papst in seinen Mauern sich versöhnen zu sehen.

Ziani blieb unvermählt und feierte noch mehreremale das von ihm

und dem Papſte am Himmelfahrtstage eingeſetzte Feſt, aber nur in dem Sinne einer heiligen, unvergänglichen Liebe zu Giovanna, und ſendete ihr ſeine Verlobungsringe hinunter, als Zeichen, er ſey ihr treu bis in den Tod.

Einundneunzig Dogen haben nach Ziani den herzoglichen Thron noch beſtiegen. Sechshundert Jahre hindurch haben ſie das Feſt der Meeresvermählung gefeiert. Aber keiner ahnete des Stifters zarten, tiefen Sinn, mit dem er den erſten Ring in die Fluthen warf, und indeß ſie alle in ihrem eitlen Wahne ſich mit dem Meere zu vermählen meinten, waren ſeine unermeßlichen Wogen nur die Atlasvorhänge von Giovannens Brautbette, die tief auf dem Grunde deſſelben ſchlief und alle die Verlobungsringe einzig nur als Zeichen der alten, unverletzten Treue ihres Ziani empfing.

Die Schlacht bei Malplaquet.

„Schaff uns noch Wein, Philipp! ich habe unſere Diener ſchon zur Ruhe geſchickt! — Wir wollen trinken und den Schlaf auf morgen wieder beſtellen.“

„Laß uns lieber die wenigen Stunden ruhen!“ entgegnete dieſer; „wir werden zur morgenden Arbeit Kräfte brauchen.“

„Nein!“ rief Alfons; „wir wollen trinken! trinken, als ſchlürften wir mit gierigen Zügen das Leben. Wer weiß, ob das Schickſal nicht morgen ſchon die Neige davon in purpurnen Herzenstropfen auf dem Schlachtfelde ausſchüttet.“

„Eben deßhalb,“ erwiederte Philipp ernſt, „möchte ich nicht trinken, ſondern lieber noch Abrechnung mit mir halten und mich im Gebet ſtärken.“

„Abrechnung!“ wiederholte Alfons langſam — „ja wohl, Abrechnung halten! — Aber eh ich das Buch des Herzens dazu aufzuſchlagen vermag, müſſen die centnerſchweren Steine erſt davon abgewälzt ſeyn, und deßhalb ſchaffe Wein, Philipp. Denn je voller die Pulſe ſchlagen, deſto lieber öffnet ſich die enge Bruſt dem Freunde, und du ſollſt mir die Steine abwälzen helfen! — Durchwache mit mir die Nacht, Philipp! es kann leicht die letzte ſeyn, und mich treibt ein unwiderſtehliches Gefühl, dir mein Inneres aufzuſchließen.“

Philipp zögerte noch, da faßte Alfons ſeine Hand und ſprach: „Ich liebe dich wie meinen Sohn! — willſt du mein lange zurückgehaltenes Vertrauen nicht als mein Vermächtniß jetzt aufnehmen?“

„O, gern, gern!“ rief Philipp.

„Nun ſo ſchaffe Wein!“ drang Alfons in ihn; denn mit den Feuertropfen will ich das ſtarre Herz erſt aufthauen.“ — Philipp ging.

Es war der 9. September des Jahres 1709 und der Abend vor der verhängnißvollen Schlacht bei Malplaquet. Die vier großen Helden, Eugen und Marlborough auf der einen und Villars und Boufflers auf der andern Seite, lagen mit ihren Heeren einander gegenüber. Eine dunkle, wolkige Nacht war aufgezogen, und indeß der Schlaf die müden Heere noch einmal auf der grünen Erde zu Gaste lud, ging sein Bruder, der Tod, leise unter ihnen umher und zählte seine Beute, die er morgen unter der Erde zu verbergen gedachte.

Alfons d'Alembert war ein gedienter Officier in der französischen Armee und jetzt Adjutant bei dem Marschall Villars; Philipp de St. Goudran ein reicher, unabhängiger Jüngling, der als Freiwilliger dem Marschall seine Dienste angeboten hatte, und von diesem mit Freuden aufgenommen, der Leitung des erfahrenen, ernsten d'Alembert übergeben worden war. Dieser hatte denn auch den Jüngling so lieb gewonnen, daß er ihn fast nie von der Seite ließ und sogar sein Zelt mit ihm theilte.

So eben kam Alfons von den Marschällen her, mit denen er den Plan zur morgenden Schlacht entworfen hatte. Sie mußte geschlagen werden, wenn man dem siegreichen Vordringen der österreichisch-englischen Armee ein rasches Ziel setzen und Mons retten wollte. Der Augenblick war günstig, und die Marschälle wollten mit Anbruch des morgenden Tages angreifen. Die Rollen waren vertheilt, nur eine kurze Ruhe sollte das Heer noch erquicken.

Aber Alfons wollte nicht schlafen. Seine Seele war in großer Bewegung, denn die Gestalt des morgenden Tages schritt ihm drohend vorüber. Zwar hatte er schon manche Schlacht mitgekämpft und bei tausend Gelegenheiten seinen unerschütterlichen Muth bewiesen, allein dießmal schien ihn eine besondere Ahnung gefaßt zu haben, die vielleicht durch einen Zufall aufgeregt worden war. Seit einigen Tagen hatte sich bei den französischen Truppen eine Zigeunerin eingefunden, die als Marketenderin mitzog und durch ihre Klugheit aller Aufmerksamkeit erregte. Man ließ sich gern von ihr wahrsagen, denn sie wußte ihre Worte sehr gewandt zu stellen, und man trank gern in ihrem Zelte Wein, weil man ihr abenteuerliches Wesen liebte. Nur Alfons schien absichtlich vor ihr zu fliehen und bemerkte es mit unverkennbarer Unruhe, daß sie ihr Zelt in der Nähe des seinigen aufgeschlagen hatte. Aber heut konnte er nicht ausweichen, denn mehrere seiner Kameraden zogen ihn scherzend zu der Zigeunerin hinein, ließen sich Wein geben und einige forderten während des Trinkens die Alte auf, ihnen wahrzusagen, indem sie hauptsächlich zu wissen begehrten, ob wohl bald eine Schlacht zu erwarten sey und wer

von ihnen daraus zurückkehren werde? — Die luſtigen Frager ahneten nicht die nahe Entſcheidung, denn die Heerführer hatten den morgen zu wagenden Angriff natürlicherweiſe vor dem großen Haufen geheim gehalten und nur dem erfahrenen und geübten Blick entging nicht die Nothwendigkeit einer nahen Schlacht. Alfons lächelte ſtill vor ſich hin über die glückliche Unwiſſenheit der jungen Officiere, die ſorglos ihrem Schickſale entgegen gingen und mit der Zukunft ſpielten, indeß ſich das morgende Leichenfeld vor ſeinem Blick ſchon ausbreitete; er konnte ſich nicht enthalten, ſie alle bange prüfend anzuſehen, ob denn auf keinem der blühenden Geſichter vielleicht ſchon ein Zeichen des Todes ſtehe; aber er ſah nur Leben und Kraft und hörte, wie ſie wiederholt in die Zigeunerin drangen, ihnen wahrzuſagen. Dieſe trat dann auch endlich an den runden Tiſch, an welchem man zechte, ſah jedem ſtarr ins Geſicht, ließ ſich die Hände zeigen und hob an: „Erlaßt mir die Antwort für heute, denn wenn das morgen geſtern heißt, werdet ihr mich nicht mehr fragen, weil viele von euch wohl klüger geworden ſeyn werden als ich, obgleich vielleicht ſtumm!“ — Man lachte über dieſen dunklen Ausſpruch; aber Alfons, der allein den Sinn ihrer Worte verſtand, ſprang auf und rief: „Verdammte Hexe! ſchweig, wenn dich der Teufel in ſeinen Gucklaſten hat ſehen laſſen!“

„Gemach, gemach!“ ſagte die Zigeunerin; „wer einen Stein auf dem Herzen trägt, der wälze ihn alsbald herunter, ehe die Erde ihre Steine darauf ſchüttet, und Herr, da habt ihr an euch bis morgen noch gar viel zu thun, denn in eurer Hand ſteht manches geſchrieben!“ — „O, was ſteht denn darin?“ riefen neugierig die Officiere und verlangten, daß Alfons ihr ſeine Hand reichen ſollte. — „Nun wohl,“ ſprach er, da er nicht ausweichen konnte, „was lieſeſt du denn in ihren tiefen Narben?“ Die Zigeunerin faßte mit beiden Händen die ſeinige und ſagte: „Daß ihr vergeſſen habt, vieles wieder gut zu machen!“ — Mit dieſen Worten wollte ſie das Zelt verlaſſen, allein Alfons, der plötzlich an ſeiner Hand einen Ring erblickte, der ihm wohl bekannt war, ſchrie in höchſter Bewegung: „elende Taſchenſpielerin!“ und ergriff ſeinen Becher und warf ihn wüthend ihr nach; die Zigeunerin aber fing ihn mit Gewandtheit auf, füllte ihn mit Wein, trank ihn raſch aus und rief, indem ſie das Zelt verließ: „Vivo Alfonſo d'Alhambra!“ — Alfons aber wurde bleich, drückte ſeinen Hut tief in die Augen und ging fort.

Die Worte der Zigeunerin und der Ring, den ſie ihm heimlich an den Finger geſchoben, hatten ſein Inneres gewaltig in Aufruhr gebracht, und er wollte nicht ſchlafen, als ihn der Marſchall entlaſſen hatte, ſondern das lang verſchloſſene Herz dem jungen Freunde öffnen.

Philipp de St. Goudran trat endlich mit einem Korbe Wein ins Zelt. — „Von wem haſt du den Wein genommen?“ frug Alfons.

„Von der Zigeunerin,“ antwortete Philipp. „Ihr Zelt ſteht uns am nächſten, und alles übrige im Lager ſchläft ſchon!“

„Aber weßhalb haſt du drei Becher mitgebracht?“ fragte Alfons wieder.

„Die Alte hat ſie mir wohl aus Verſehen in den Korb gelegt!“ ſagte Philipp.

„O, ich bitte dich!“ fuhr Alfons auf, „lege den dritten Becher weg; es ſtört mich gewaltig. Er ſieht aus wie der dritte Mann, und ich will mit dir allein ſeyn!“

Philipp legte ihn ſtill wieder in den Korb. Alfons ging mit ſtarken Schritten im Zelte umher und leerte mehreremale ſchweigend ſeinen Becher; dann blieb er ſtehen und beſah tiefſinnig den Ring, den er noch nicht wieder abgezogen hatte. „Zum zweitenmale mit dir verlobt?“ ſagte er. „Das erſtemal zum Kummer und jetzt vielleicht zum Tode?“ — „Nein!“ rief er nach einer Pauſe. „Was ſoll der Ring! — unſer Band iſt zerriſſen!“ — und mit dieſen Worten zog er ihn ab und legte ihn ſcheu auf den Tiſch!

Philipp ſaß ſtumm da und ſah ihn verwundert an, denn in ſolcher Gemüthsbewegung hatte er ſeinen ernſten Freund noch nie geſehen.

„Was ſtarrſt du mich ſo an?“ fragte Alfons. „Kannſt du die Schrift auf meiner Stirn leſen?“

„Mich bekümmert der Aufruhr in deinem Gemüthe!“ ſagte Philipp ſanft und reichte ihm die Hand.

„Laß das!“ fuhr Alfonſo fort, „ich denke, nach dieſem Sturme ſoll mir leichter werden. Das alte Leichenhuhn dort drüben hat Recht, ich will den Stein vom Herzen wälzen, und dann mit Gott in die Schlacht!“ — Er zog hierauf die Zeltvorhänge feſter zuſammen, nahm einen Stuhl und ſetzte ſich zu Philipp an den Tiſch.

„Siehſt du,“ hob er an und zeigte ihm den Ring, der auf dem Tiſche lag, „um dieſen Reif, der Gott weiß wie in die Hände jener Hexe gekommen iſt, ſchlang ſich einſt mein ganzes Glück! — Ich bin nicht dein Landsmann; ich heiße nicht d'Alembert; ich bin ein Spanier und mein Name iſt Alfonſo d'Alhambra! Ich wurde von reichen Eltern geboren, und von meinem Vater, der ſelbſt Officier in der ſpaniſchen Armee war, von früher Jugend an zum Kriegsdienſte erzogen. Er war ein leidenſchaftlicher, wilder Mann und glaubte, ein unbezähmtes Gemüth ziere den Soldaten! — Deßhalb wuchs ich auch in voller Freiheit des Willens auf und kannte keine Geſetze. Meine Mutter war das Gegentheil vom

Vater, sie war sanft und sehr bigott, und sah mit tiefem Kummer ihres Gatten tolles Treiben und mein wildes Aufwachsen. Sie mag wohl wenig ruhige und glückliche Stunden in ihrer Ehe verlebt haben, denn ich sah gewöhnlich ihre Augen voll Thränen. Da sie mir nun, wo sie nur wußte, immer unendlich wohlthat, so hegte ich eine große Liebe zu ihr und erhielt nach und nach eine Scheu vor meinem Vater, dem ich die Ursache dieser stillen Thränen zuschob. Er wurde mir aber bald auf eine unglückliche Weise entrissen, denn als er ein junges, wildes Pferd bändigen wollte, sprang dieses mit ihm von einer Brücke hinab und Mann und Roß ertranken in dem Strome.

„Meine arme, fromme Mutter hielt diesen gewaltsamen Tod für eine Strafe Gottes, und versank in tiefe Schwermuth. Sie ließ Messen für den Vater lesen und verdoppelte ihre Andachtsübungen. Auch ich lag oft auf meinen Knieen neben ihr und betete; doch mehr in Furcht als in Andacht, denn sie hatte mir die ewige Verdammniß meines Vaters schrecklich genug geschildert.

„Ich war jetzt ein Knabe von vierzehn Jahren, kräftig aufgewachsen, in allen körperlichen Uebungen gewandt; übrigens aber noch höchst unwissend, denn ich konnte kaum lesen und schreiben. Mein Vater wollte es nicht anders, und hatte mir immer gesagt: ein Soldat brauche nichts zu wissen, als wie er den Degen zu führen habe, und ich wollte nichts anders werden, als Soldat. Aber meiner Mutter war das ein Gräuel, sie brachte mich zu den Dominikanern und übergab mich ihrer Erziehung. Das war mir sehr segenreich, denn ich fand herrliche Männer in diesem Kloster, die sich väterlich meiner annahmen, meine Leidenschaften zu zügeln, mein Herz zu bilden suchten und mich weit vorwärts in den Wissenschaften brachten. Der Trübsinn meiner Mutter hatte aber indeß noch mehr zugenommen; sie behauptete, daß ihr mein Vater allnächtlich im Traume erscheine und die Errettung seiner Seele von ihr verlange. Hierzu kam noch, daß meine Schwester, die viel jünger als ich und der Liebling der Mutter war, in eine sehr schwere Krankheit verfiel und oft in ihren Phantasien von der Schreckensgestalt meines Vaters sprach, von der sie ja oft genug meine Mutter hatte reden hören. Die Mutter war in Verzweiflung; sie wußte nicht, wie sie ihre eigne Seele beruhigen und das Leben des geliebten Kindes retten sollte; sie wendete sich, da die Aerzte zu dem letztern wenig Hoffnung mehr gaben, deßhalb an ihren Beichtvater. Dieser rieth ihr dann, als das einzige Rettungsmittel, ein Gelübde für das Leben des Kindes zu thun, und einen Theil ihres bedeutenden Vermögens der Kirche zu Seelenmessen für meinen Vater zu übergeben. Die arme

geängstigte Frau gab willig eine große Summe, und weil sie überdieß meinen Hang zum Soldatenleben für sündlich hielt, auch mich dem Himmel zu retten und ihn zu versöhnen gedachte, so nahm sie die Gelegenheit wahr und schwur, daß ich mich der Kirche weihen und ein Priester werden sollte, wenn ihr der Liebling erhalten würde! —

„Ich schauderte zusammen, als meine Erzieher mich von dem Gelübde der Mutter unterrichteten und, es höchlich billigend, mir die Erfüllung desselben zur Gewissenssache machten; ja, ich hegte oft den Wunsch, daß meine Schwester lieber sterben, als mich durch ihre Wiedergenesung in das freudenlose Mönchsleben stürzen möchte; denn mein leidenschaftliches Gemüth paßte nicht für die Stille des Klosters, und mein Hang zu dem freien, ungebundenen Soldatenleben, das ich nun bald zu beginnen gedachte, war unbesiegbar. Doch meine Schwester genas wirklich, und von allen Seiten drang man nun in mich, das Gelübde der Mutter zu erfüllen. Aber die Ermahnungen und das Drohen der Geistlichkeit, das Flehen meiner Mutter und ihr mir endlich angedrohter Fluch — alles vermochte nichts gegen meinen unbesiegbaren Hang zu einem freien Leben in der schönen Welt und gegen die unauslöschbaren Flammen, die schon in meinem Busen aufschlugen!“ —

Alfonso hielt hier inne; er stand sehr bewegt auf und knüpfte die Vorhänge des Zeltes fester zu, die leise wie ein Nachthauch rauschten.

„Philipp!“ fuhr er dann fort, „ich vermag dir nur mit wenig Worten zu sagen, was in meinem Herzen vorging. In deinen Jahren versteht man ja leicht das heiligste Gefühl einer fremden Seele — ich liebte! Zufällig hatte ich die Bekanntschaft eines holden Mädchens aus einer angesehenen Familie gemacht, die auch den Schleier nehmen sollte. Gleiches Schicksal führte uns näher zu einander und aus der gegenseitigen Theilnahme ward endlich eine heiße Liebe. Wie konnte ich über diese Gluth im Herzen die Mönchskutte werfen, wie zugeben wollen, daß hinter dem ewigen Schleier die Schönheit meiner Isabella verblühen sollte. In dieser Noth und bei dem Drängen von allen Seiten, gab ich endlich, um nur Zeit zu gewinnen, scheinbar nach und trat wirklich das Noviciat im Dominikaner-Kloster an. Aber während dieser Zeit sann ich auf Mittel, mir und meiner Geliebten zu helfen, und bereitete alles höchst vorsichtig zu unserer Flucht vor. Auch Isabella willigte endlich dazu ein und ihre treue Kammerfrau Anna, die ihre Gebieterin in meinen Armen glücklicher als im Kloster glaubte, half mir den Plan der Entführung ausführen. Vergessen waren die Ermahnungen meiner Lehrer, vergessen der Zorn der Kirche, vergessen das Gelübde, die Angst und der Fluch der Mutter.

Sieh, Philipp, dort liegt der Ring! als ihn mir Isabella in der Nacht unserer Flucht aufsteckte, trug ich nichts im Herzen, als sie allein! — Den Tag vor meiner Einkleidung als Mönch entkamen wir glücklich. Ein einsames, nur von Hirten bewohntes Thal in den Pyrenäen, nahm uns auf, und da ich mit kluger Sorgfalt jede Spur hinter uns verwischt hatte, so glaubte ich hier mit meiner Geliebten ganz sicher zu seyn. Wir vernahmen auch von keiner Verfolgung und lebten in Ruhe und in der Liebe.

„Philipp! hätte mir das Schicksal mit der Seligkeit jener Tage das Glück langer darauf folgender Jahre abkaufen wollen, ich würde den Preis damals nicht zu hoch gefunden haben! Aber ich selbst zerstörte mir diesen Himmel. Es ward mir nach und nach doch zu einsam in dem bloßen Umgang dieser beiden Frauen, ich fühlte meine Freiheit beschränkt; das männliche Gefühl erwachte in mir, das sich nach einer gewissen Weltbestimmung sehnt, und nicht allein bloß im Gefühl der Liebe, von einem Tage zum andern fortleben, sondern auch weit aussehende, stolze Pläne für die Zukunft entwerfen und ausführen mag. Hierzu kam, daß Isabellens Frohsinn jetzt oft durch die stillen Vorwürfe, die sie sich über unsere Flucht und unser Verhältniß zu machen anfing, getrübt wurde und daß in den düstern Wolken, die deßhalb über uns aufzogen, auch mir das drohende Bild meiner armen, tiefgeängstigten Mutter oft wieder erschien. Ich versprach, zu Isabellens Beruhigung, einen Geistlichen aufzusuchen, der unsere Trauung vollzöge; es war mir aber weniger darum zu thun, als vielmehr um außer unserer Hütte Zerstreuung zu finden. So wagte ich mich denn nun aus unserem verschwiegenen Felsenthale und knüpfte Bekanntschaften in den benachbarten Orten an. Aber ich Unvorsichtiger zeigte unsern Nachspürern den Weg zu unserem Asyl. Als ich eines Tages über das Gebirge zurückkehren wollte und vom Gipfel desselben in unser Thal hinab schaute, sah ich zu meinem Entsetzen unsere Hütte mit Soldaten umringt; ich sah, wie man Isabella und Anna auf einen Wagen setzte und mit Bedeckung abführte, und wie die Uebrigen theils die Zugänge des Thals besetzten, theils sich im Gebirge zerstreuten, wahrscheinlich um auch meiner habhaft zu werden. Mein ganzer Muth sank bei diesem Anblick. Isabellen konnte ich nicht mehr helfen, und so, in der Furcht vor der gewiß nicht ausbleibenden, gräßlichen Strafe, ergriff ich die Flucht, und rannte in der größten Angst unausgesetzt, bis ich die französische Grenze erreicht hatte.

„In einer Grenzstadt fand ich französische Werber. Das war mir höchst erwünscht; ich war ihrer Sprache völlig mächtig, gab mich für einen Eingebornen aus und ließ mich anwerben. Meine vielseitigen, bei

den Dominikanern erlangten Kenntniſſe, kamen mir hier trefflich zu ſtatten, man ward aufmerkſam auf mich, zeichnete mich bald aus, und da ich mich meinen Obern ſehr brauchbar zu machen wußte, ſo beförderte man gern mein Glück und ich ſtieg von Stufe zu Stufe. Hier war ich nun in meinem Elemente, meine Wünſche waren erfüllt und ich fühlte mich höchſt glücklich. Ich hatte meinen Namen verändert und nannte mich Alfons d'Alembert; keine Nachſtellungen beunruhigten mich mehr, und Iſabella ſtand in dem luſtigen Gewühle der Welt auch bald nur noch wie ein halb vergeſſenes Traumbild vor mir. Schon nach einer zehnjährigen Dienſtzeit war ich Kapitän, und von dem Marſchall Villars, bei deſſen Regiment ich ſtand, beſonders wohl gelitten. Ich würde ein glänzendes Glück gemacht haben, wäre ich auf dieſer Laufbahn geblieben; aber ein ſonderbarer Zufall führte mir eine Erſcheinung in den Weg, die meine ſtolzen Pläne umwarf, indem ſie mir noch einmal die Hoffnung auf ein ſchönes Glück zeigte."

Alfonſo ſchwieg, als verſänke er in ein ſüßes Träumen. — „Philipp!" fragte er dann mit glühenden Augen; „Philipp! kennſt du die Liebe?" —

„Nein," ſagte dieſer unbefangen freundlich, „noch kenne ich ſie nicht."

„O! auch du wirſt ſie kennen lernen!" fuhr Alfonſo begeiſtert fort; „auch in dein Herz wird ſie einziehen und dich grüßen mit ſüßer Stimme, wie die Nachtigall am erſten Frühlingsmorgen die Heimath; dann denke an mich und an dieſe einſame Stunde! — Sieh, ich war Kapitän; ich hatte die Gunſt des Feldherrn, die Achtung meiner Kameraden und war dem Anſchein nach ein glücklicher Menſch. Allein, es kamen doch Stunden, wo mitten in meinem wilden, luſtigen Leben das traurige Schickſal der verlaſſenen Iſabella mir vor das Auge trat, und der Fluch der Mutter, das unerfüllte Gelübde von mir fordernd, wie die Mitternachtglocke dumpf an mein Herz ſchlug.

„Da verfiel ich in eine ſchwere Krankheit und hatte niemand, der mich liebend pflegte und wartete. Ich kam mir oft ganz verlaſſen vor, und während mich die Bilder der Vergangenheit furchtbar ängſtigten, bat ich den Himmel, er möge mir einen Engel ſchicken, mich zu entſündigen, oder den Tod! — Aber er ſendete mir den Engel. Ein Zigeunerweib, mit Namen Biorenka, und, daß ich dir es offen bekenne, eben jenes alte Schenſal, das hier als Marketenderin ſpukt, war mit einem wunderſchönen Mädchen von etwa dreizehn Jahren früher ſchon in das Haus gezogen, worin ich wohnte. Die holden Züge des halberwachſenen Kindes hatten für mich etwas unerklärbar Anziehendes, und als das liebliche Weſen auch mich aufzuſuchen und ſich an mich anzuſchließen ſchien, fühlte ſich mein Herz wunderbar bewegt und ihm ergeben. Dieſer Engel ward

meine Pflegerin. Ihre Gegenwart verscheuchte immer jede düstre Stimmung und ein unbeschreiblich seliges Gefühl goß sich in meine Seele aus, wenn ich das Mädchen um mich hatte. Die Alte schien unser zartes Verhältniß gern zu sehen, ob sie sich gleich selbst zurückgezogen hielt. Kaum aber war ich genesen, so trat sie eines Morgens in mein Zimmer und sagte mir, daß sie mich verlassen müsse und von mir Abschied zu nehmen käme. Das fuhr mir wie ein Dolchstich durch das Herz, denn ich konnte ohne das Mädchen nicht mehr leben, und indem ich sie beschwor, mir ihre Tochter zu lassen, warf ich ihr einen schweren Beutel mit Geld hin. — „„Nein, Herr,““ sagte sie und sah mich freundlich an, „„verkaufen werde ich mein Kind nicht; aber wenn ihr euch seiner als Vater annehmen wollt, so mag sie bei euch bleiben; in Jahr und Tagen komme ich wieder zurück und hole sie ab!““ — Ich steckte beschämt mein Geld wieder ein, versprach alles mit Freuden und die Alte reiste heimlich fort. Das Mädchen war im ersten Augenblicke außer sich, von der Mutter sich verlassen zu sehen; allein meine Vorstellungen und Liebkosungen beruhigten sie endlich wieder und sie hing sich nun mit aller Liebe an mich. Aber auch mein Herz war mit aller Kraft des Gefühls nur dem Mädchen zugethan. Sie galt mir mehr als alles übrige, sie erfüllte mich allein und ich hatte keinen andern Gedanken, als sie mir zu erhalten. Mit Angst und Beben dachte ich an den Augenblick, wo die Alte zurückkehren und sie mir wieder nehmen würde. Ich faßte deßhalb den Entschluß, mich mit dem Mädchen vor der Welt so lange verborgen zu halten, bis ich sie unwiderruflich mein Eigenthum nennen dürfte. Ich nahm ihretwegen meinen Abschied und verbarg mich mit meinem Kleinod in einem Winkel Frankreichs. Hier habe ich sie dann zur Jungfrau auferzogen, für mich ist sie in ihrer Schönheit aufgeblüht, für mich habe ich ihr Herz so zart und rein, ihren Geist so reich gebildet, denn sie liebt mich, ich zweifle nicht mehr und an ihrer Brust will ich das Glück und den Frieden noch finden, den ich so lange vergeblich suchte!“ —

„Und dennoch hast du die Geliebte wieder verlassen können,“ sagte Philipp, „und bist in den Krieg gezogen?“

„Der Marschall Villars,“ fuhr Alfonso fort, „kam aus Deutschland zurück und erhielt das Oberkommando dieser Armee. Durch einen Zufall erfuhr er meinen geheimen Aufenthalt, lud mich zu sich und bot mir den ehrenvollen Posten seines Adjutanten an. Da erwachte die alte Lust zum Soldaten noch einmal in mir, und ich glaubte diese Gelegenheit zum Ruhme nicht ausschlagen zu dürfen; denn, Freund! man mag vor der Geliebten wohl gern als Held erscheinen. Ich ließ sie unter sicherer Obhut

zurück und schied trotz ihrer Thränen. Sieh, nun bringe ich ihr zwei Orden mit und manche Narben, die mich nicht verstellen und bald gedenke ich wieder zu ihr zurück zu kehren, um sie mein Eigenthum zu nennen. Wenn nur die alten Bilder der Vergangenheit nicht wären!" — Er schwieg. Nach einer langen Pause fuhr er auf: „Wo hat die Hexe den Ring herbekommen? — woher kennt sie meinen Namen? — Ist sie mir aus Spanien nachgesendet, um mich auszuspüren und zu verderben? — Er riß den Degen aus der Scheide und rief wüthend: „Sie soll sterben! erst will ich die Gespenster alle verjagen, ehe die Brautnacht aufdämmern soll!"

Philipp suchte ihn zu begütigen und versprach, der Zigeunerin ihr Geheimniß selbst abzudringen.

„Gut!" sagte Alfonso, „gut! ich habe aber noch eine andere Bitte an dich, Philipp, an deren Erfüllung meine Ruhe hängt, so schwer sie dir auch immer fallen möchte."

„Fordre!" sprach Philipp; „für dein mir heute bewiesenes Vertrauen bin ich dein großer Schuldner."

„Du bist reich und unabhängig!" fuhr Alfonso fort; „du dienst als Freiwilliger und wirst doch nicht immer in Kriegsdiensten bleiben. Wenn der Krieg nun vollendet ist, dann gehe nach Spanien, suche meine Verwandten und Freunde auf, forsche nach Isabellen und versöhne mich mit ihnen. Ich scheue kein Opfer, nur ich selbst kann nicht wieder zurück und doch wage ich kaum von der Zukunft neues Glück zu fordern, ehe ich meine Abrechnung mit der Vergangenheit geschlossen habe. Versprichst du mir dieß Philipp? Willst du meinem Herzen endlich die Ruhe wiedergeben?"

„So lieb mir meine eigne ist!" rief dieser; „ich schwöre dir, wenn mir der Himmel das Leben fristet, nach beendigtem Kriege die Reise nach Spanien mein erstes Geschäft seyn zu lassen!"

„Wohlan!" sprach Alfonso; „so ist der Stein vom Herzen gewälzt! Dort liegt Isabellens Ring; nimm ihn, mein Freund, und laß ihn nicht vom Finger; er soll dich an die Erfüllung deines Versprechens mahnen, denn ich sage kein Wort mehr darüber. Und nun stoß an, Bruder! Ein glückliches Wiedersehen am Siegermahle nach der morgenden Schlacht! ein glückliches Wiedersehen im Arm der Liebe, nach der Versöhnung."

Des Jünglings Seele war tief bewegt und wie von fernen Ahnungen erschüttert, steckte er sehr ernst Isabellens goldenen Ring an den Finger; dann stieß er rasch auf ein glückliches Wiedersehen die Becher zusammen.

„Wo habt ihr denn den dritten Becher? — ich will auch mittrinken!" sprach eine Stimme dazwischen, und als sie sich umsahen, schaute das Gesicht der Zigeunerin durch die auseinander gezogenen Zeltvorhänge.

„Ach! Biorenka, bist du da? — Du kommst zur rechten Zeit!“ rief Alfonso, öffnete schnell das Zelt und zog die Alte gewaltsam hinein.

„Nur sachte, sachte!“ sprach diese. „So führt man seine Gäste nicht zur Tafel!“

„Du bist mir ein sauberer, erwünschter Gast!“ entgegnete Alfonso; „den ich aus lauter Gastfreundschaft so lange traktiren will, bis ich ihm tief ins Herz geschaut oder es ihm aus der Brust gerissen habe!“

„Das würde euch wenig helfen!“ sagte die Alte; „ihr versteht ja doch nicht mit Herzen umzugehen. Aber ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich euch euern Wein wegtrinken will!“ setzte sie ruhig hinzu. „Ich habe selbst noch ein Fläschchen mitgebracht und will mit euch auf eine liebe Gesundheit anstoßen!“

Bei diesen Worten zog sie eine Flasche hervor, nahm den dritten Becher aus dem Korbe, schenkte alle drei voll und nöthigte die beiden Männer zum Trinken. Aber Alfonso schlug ihr den Becher aus der Hand, den sie ihm reichte und rief: „Ich will keine Gemeinschaft mit dir haben und eher soll auch deine Lippen kein Tropfen netzen, bis du mir Rede gestanden!“

„Ich könnte das letztere wohl von euch zuerst fordern,“ erwiederte die Alte; „doch was begehrt ihr denn von mir zu wissen?“

„Wo du den Ring her hast, den du mir heut auf den Finger geschoben und weßhalb du den Namen d'Alhambra aussprachst?“ fragte Alfonso dringend.

„Herr!“ entgegnete sie, „ich habe beide nicht gestohlen. Sie waren aber verloren gegangen und ich weiß, daß ich beide Kleinodien dem rechten Herrn wieder gebracht habe.“

„Ich mag deine Geschenke nicht!“ schrie Alfonso aufgebracht; „du entkommst mir nicht, Gauklerin! treibe mich nicht aufs Aeußerste und gestehe, wer du bist und was du von mir weißt.“

„Wir wollen tauschen,“ meinte Biorenka; „steht ihr mir Rede, so will ich auch euch Antwort geben. Wo habt ihr meine Tochter gelassen?“

„Was fragst du jetzt nach deiner Tochter?“ antwortete Alfons; „du hast sie Jahre lang vergessen, und nun ist sie mein! Oder willst du sie etwa auch in dein schändliches Gewerbe einweihen?“

„Das kümmert euch nichts!“ sprach die Alte; „ihr wißt, daß ich es gut mit euch meinte, allein jetzt verlange ich ernstlich, daß ihr mir den Aufenthalt meiner Tochter entdeckt, und ich fordere sie als Mutter von euch zurück!“

Alfonso lachte grimmig auf. „Nein!“ rief er; „so weit wollen wir

das Spiel nicht treiben! Mein bleibt das Mädchen und keine Gewalt der Erde soll es mir nehmen!"

„Gebt sie mir immer wieder zurück, ich lasse euch noch einmal in dieß Auge schauen!" sagte die Zigeunerin, eine goldene Kapsel aus ihrem Busentuche ziehend und sie ihm offen hinhaltend.

Alfonso riß ihr das Bild aus der Hand, starrte es an und der Name Isabella entfuhr seinen Lippen; aber die Kapsel mit Abscheu von sich werfend und auf Biorenka eindringend, rief er: „Bekenne, Zigeunerin, woher kennst du meine Schicksale?"

„Herr, ihr seyd sterblich!" sagte sie sehr ernst; „vielleicht hat euch morgen schon der Tod den Mund versiegelt. Deßhalb verlange ich zur Stunde jetzt erst Nachricht von meiner Tochter, sonst gehe ich von hier aus zum Feldherrn und fordere seine Hülfe, und morgen kennt das ganze Lager den entlaufenen Dominikanermönch! Ihr seyd in meiner Hand!"

„Nein, das bin ich nicht!" schrie Alfonso wüthend; „von deinen Gespensterkrallen will ich mich bald befreien!" — und hiermit zog er den Degen, warf die Alte zu Boden und würde sie in seiner Wuth wahrscheinlich durchstochen haben, wenn nicht Philipp ihm in die Arme gefallen wäre.

In diesem Augenblick trat eine Ordonnanz ins Zelt und rief den Adjutanten zum Marschall. Alfonso faßte sich schnell und eilte ihr zu folgen. Auch Biorenka raffte sich still wieder auf und sagte zu Philipp: „Ich danke euch, junger Herr; aber getödtet hätte er mich doch wohl nicht! Er denkt nur, ich werde ihm mein Mädchen wieder entreißen; das macht ihn wild, weil er sie lieb hat. Eigentlich wäre mir das nun wohl schon recht, allein er verdient das Kind nicht, denn sein wildes Gemüth kennt keine Liebe und Treue, und ich habe heilige Rechte, nach ihr zu fragen. Ihr seyd der Freund des stolzen, trotzigen Mannes; ich beschwöre euch, schafft mir Nachrichten von meiner Tochter; es hängt der Friede manches Herzens davon ab, denn ich ahne das Heranschreiten einer furchtbaren Leidenschaft!"

Philipp, den Alfonso's Benehmen gegen die Alte empört hatte, versprach es ihr; worauf sie sich dann ruhig fortschlich.

Es war schon Mitternacht, aber in des Feldherrn Auge war kein Schlaf gekommen. Alfonso fand beide Marschälle beisammen und erfuhr von ihnen, daß durch Deserteure so eben die Nachricht eingegangen sey, die Feinde wären von dem morgen mit dem frühesten zu wagenden Angriff unterrichtet und wollten ihm sogar zuvorkommen. Der Marschall Villars hatte deßhalb beschlossen, einen Menschen, der sich gestern früh durch die Vorposten zu ihm hatte bringen lassen, um über den Tod des Prinzen

Eugen zu unterhandeln, den er, bei der ſorgloſen Sicherheit, in welcher der Prinz ſich glaubte, in der nächſten Nacht aus dem Wege zu ſchaffen verſprach, ſofort durch ein Kommando dem Prinzen ſelbſt zu überſenden und ihm ſagen zu laſſen: „Er ſchicke ihm hier ein Wild für ſeine Küche, das er nicht brauchen könne, werde ihn aber des nächſten ſelbſt beſuchen!“ Villars, der den Meuchelmörder wirklich haßte und dem Prinzen durch die Auslieferung deſſelben einen Beweis ſeiner ritterlichen Geſinnungen geben wollte, dachte zugleich, durch dieſes Kommando die ſicherſten und ſchnellſten Nachrichten von den Bewegungen des feindlichen Heeres ſelbſt einzuziehen und ſeinen Gegner durch Ueberlieferung dieſes Verbrechers für den Augenblick zu beſchäftigen. Deßhalb befahl er dem Adjutanten, in der größten Eile durch einen unternehmenden Officier dieſen Menſchen an den Prinzen zu ſenden. „Kommandiren Sie,“ ſetzte der Marſchall hinzu, „den Lieutenant St. Goudran; er iſt Ihnen der Nächſte und ich vertraue ihm!“ Als nun Alfonſo gehen wollte, rief ihm der Marſchall nach: „Wenn das Kommando die feindliche Armee ſchon in vollem Aufbruch finden und es nicht mehr möglich ſeyn ſollte, den Arreſtanten abzuliefern, ſo mag man ihn dann ohne weiteres auf der Stelle erſchießen laſſen, mir aber ſchleunig Nachricht geben!“

Alfonſo ließ den gefeſſelten Menſchen herbeiführen und eilte, ſeinem jungen Freunde die Befehle des Feldherrn zu überbringen. Indeß dieſer ſich nun eiligſt rüſtete und ſein Pferd ſatteln ließ, fragte Alfonſo erzürnt, weßhalb er die Zigeunerin entlaſſen habe?

„Weil ich ſie deinen Mißhandlungen entziehen wollte,“ entgegnete Philipp; „und es über mich genommen habe, in ihrem Namen dich ernſtlich nach ihrer Tochter zu fragen.“

„O!“ lachte Alfonſo, „erſpart euch die Mühe! Das ſoll mir keine Gewalt abdringen, wo ich mein Kleinod vor den Schlingen der Welt verborgen halte. Wenn es erſt ganz mir zu eigen gehören wird, dann könnt ihr wieder nachfragen!“

„Alfonſo!“ rief Philipp erſtaunt, „iſt der tapfere, edle Krieger ein Mädchenräuber worden?“

„Laß das gut ſeyn!“ antwortete dieſer; „wir ſprechen wohl ein andermal davon! Jetzt erfülle, was dir der Feldherr aufgetragen!“ und mit dieſen Worten zeigte er auf Philipps Pferd, das eben vor das Zelt geführt wurde.

Der Jüngling ſchied ernſt und unzufrieden von ihm und beſtieg ſchweigend ſein Roß, indeß man den Arreſtanten auf ein Pferd geſetzt hatte, welches zwei Reiter zwiſchen ſich nahmen und ſo, noch von einem

Trompeter begleitet, ging der Zug durch das ſtille, dunkle Lager. Man war ſchon über die letzten Vorpoſten hinaus und ſah nun die Wachfeuer des Feindes vor ſich. Da fing der Gefangene gar jämmerlich an, um Erbarmen zu flehen. Er ſah ſeinen gewiſſen Tod vor Augen und ſtellte ſo dringend vor, daß er ja nichts, als ihnen den Sieg habe verſchaffen wollen, daß mit dem einen Leben, welches er zu opfern gedacht, viele Tauſende gerettet worden wären; er geſtand, daß er im Auftrag einer mächtigern Hand habe handeln ſollen und daß er nur zur Unterſtützung ſeiner armen Familie den Lohn des franzöſiſchen Feldherrn geſucht hätte. Philipp ritt ſchweigend weiter, als höre er es nicht, aber im Stillen verwünſchte er dieſen Auftrag. Da ſagte einer der beiden Reiter zu dem Gefangenen: „Ja, ja, du armer Teufel! du hatteſt es gut mit uns im Sinne, aber es wird dir ſchlecht gelohnt. Unſer eins treiben ſie zu Haufen in den Tod, da kräht kein Hahn darnach; aber Prinzenblut iſt theurer, ob's gleich nicht röther und wärmer iſt, und wenn ſich die Feldherren gegenſeitig das Leben ſchonen, da gibt es dann recht ſchöne, volle Schlachtfelder!"

„Ruhe!" gebot Philipp und man ritt ſchweigend weiter vor, gegen das feindliche Lager. Aber man ſtieß auf keine Vorpoſten, ja man fand ſogar die Wachfeuer verlaſſen, in welche abſichtlich viel Holz geworfen zu ſeyn ſchien, um ſie lange noch brennend zu erhalten. Als ſie nun an einem ſolchen Platze ſtill hielten, vernahmen ſie in der Ferne ein Getöſe wie von vorüberziehenden Truppen und überzeugten ſich bald, daß die feindliche Armee wirklich ſchon im Aufbruch war und dem verrathenen Angriff der Franzoſen zuvorkommen wollte. Philipp bedachte ſich keinen Augenblick; er befahl ſeinem Trompeter, eiligſt nach dem Lager der Seinigen zurückzuſprengen und dem Marſchall die Nachricht vom Anrücken der alliirten Truppen zu bringen; aber ihn faßte nun mit Schauder der Gedanke, da es nicht mehr möglich war, den Verbrecher in die Hände der Feinde zu liefern, daß er das Todesurtheil jetzt werde vollziehen laſſen müſſen. Er befahl ihm deßhalb, vom Pferde zu ſteigen und fügte hinzu, was ihm bevorſtehe. Der arme Menſch warf ſich heulend vor ihm auf den Boden und flehte für ſein Leben. Ach! jedes Wort durchſchnitt Philipps Herz, allein die Pflicht ſtand mahnend neben ihm; er wendete ſich mit Thränen in den Augen ab und indem er den beiden Reitern ihre Piſtolen aus den Halftern zu ziehen befahl, hieß er den Unglücklichen zu Gott beten.

„Herr Lieutenant!" ſagte ernſt beſcheiden der alte Reiter; „zur Exekution ſind wir nicht ausdrücklich kommandirt; ich ſchieße nicht! Laßt den Kerl laufen, was hat er uns gethan? Der Trompeter iſt fort,

ehe wir ins Lager zurück kommen, ist der Teufel schon losgegangen, kein Mensch fragt euch dann mehr und sollten sie euch doch fragen, so beruft euch auf uns; wir haben ihn niedergeschossen!"

Der Gefangene bekam Hoffnung und flehte von neuem; aber Philipp zögerte und schwieg. Da sprach der alte Reiter: „Herr! es wird euch nicht wieder so leicht vorkommen, daß ihr ein Menschenleben zu verschenken habt, nehmt die Gelegenheit wahr; ich merke, es wird heute ein heißer Tag werden. Ihr werdet auch nicht der letzte seyn und wenn man da auf dem Felde steht, wo das Leben so wohlfeil ist, da macht es sogar der Segen eines armen Sünders theurer. Laßt den Kerl laufen; ich werde ihm die Banden zerschneiden! — darf ich?"

„Du darfst!" sprach Philipp und wendete sein Pferd. Der alte Reiter aber sagte, indem er dem Gefangenen die Banden zerschnitt, „Kerl! wenn du betest, so vergiß nicht den Namen Philipp de St. Goudran auszusprechen!" — und hiermit flogen die beiden Reiter ihrem Officier nach, dem Lager zu.

Hier fanden sie schon alles in Allarm! — Trompeter riefen, Trommeln wirbelten, die Regimenter sammelten sich und auf der einen Seite hatte das Vorpostengefecht schon begonnen. Der Morgen des blutigen Tages dämmerte bereits. Philipp fand Alfonso nicht mehr in seinem Zelte, er war schon an der Seite des Marschalls und so schloß auch er sich kampflustig seinem Regimente an.

Die Schlacht entwickelte sich bald auf der ganzen Heereslinie. Man focht auf beiden Seiten mit vieler Tapferkeit, und es wurde einer der blutigsten Tage in diesem Kriege. Philipp sah mit Bewunderung, wie Alfonso in seiner stolzen Heldengestalt oft die Linie hinunterflog, die Befehle des Feldherrn weiter vertheilend und ruhig an den gefährlichsten Orten vorüber galoppirte, als wolle der gewaltige, kühne Mann die Gefahren niederreiten, die sich ihm in den Weg stellten. Bald verbreitete sich durch Gefangene die Nachricht im französischen Heere: der Prinz Eugen sey gefallen. Das gab den Franken die sichere Hoffnung des Sieges; sie drangen jauchzend, mit neuem Muthe vorwärts und das Glück des Tages schien sich wirklich auf ihre Seite zu neigen.

Prinz Eugen war allerdings hart getroffen, und die an seiner Seite fechtenden Officiere drangen in ihn, sich aus dem Kampfe zu entfernen und verbinden zu lassen. Allein der Held, der wohl wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, antwortete stolz: „Was hilft es, sich verbinden zu lassen, wenn wir hier sterben sollen? und wenn wir von hier zurückkommen, so wird sicher auf den Abend Zeit genug dazu seyn." — Mit

diesen Worten setzte er sich an die Spitze der Reserve und führte sie den Franzosen selbst entgegen. Dieß Heldenbeispiel wirkte mächtig auf das ganze Heer; alles drängte von neuem wüthend auf die Franken ein, die aber auch standen und nicht weichen wollten, und so ward der Kampf immer blutiger! — Endlich fiel der Marschall Villars; seine Getreuen trugen ihn halbtodt aus dem Gefechte. Mit ihm sank den Franken der Muth zum fernern Widerstand. Der vorsichtige Marschall Bouflers sah bald ein, da überdieß die Alliirten an Truppenzahl ihm weit überlegen waren, daß der Sieg nicht mehr zu erringen seyn dürfe und ein ehrenvoller Rückzug das einzige Rettungsmittel bleibe. Er begann ihn also mit solcher Klugheit und in so großer Ordnung, daß er nur sehr wenig Gefangene und nicht eine einzige Kanone verlor. Die Reiterei mußte ihn decken. Philipps Regiment machte bei dieser Gelegenheit mehrere sehr tapfere Angriffe, verlor aber viel dabei. Als er nun bei einem derselben mit den dicht geschlossenen Reiterhaufen, dem nachdringenden Feinde über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld entgegen sprengte und der Tod unter den eingreifenden Rosseshufen manche langsam verblutende Brust rasch zusammendrückte; da bemerkte er in einiger Entfernung vor sich ein Weib, knieend bei einem gefallenen Krieger, und als er in schnellen Sätzen näher kam, erkannte er seinen Freund Alfonso im Blute liegend und neben ihm die Zigeunerin, die sich das Haar ausraufte, und als sie Philipp erkannte, die Hände, Beistand flehend, nach ihm ausstreckte. Aber er durfte nicht weilen, er mußte vorüberjagen, dem Feinde entgegen und da das Regiment auf einer andern Seite zurückgeworfen wurde und der Feind immer weiter das Schlachtfeld einnahm, so ward ihm auch nicht einmal der Trost, seinem sterbenden Freunde die Augen zudrücken zu können.

Endlich ließ die Nacht ihren Vorhang vor dem Trauerspiele niederfallen. Die geschlagenen Truppen hatten an einem Dorfe Halt gemacht und ihre Wachfeuer angezündet. Philipp schlich in düsterer Trauer nach einer Hütte hin, in welche man den Marschall Villars gebracht hatte. Hier lag der alte Held, mit Todeswunden bedeckt, auf einigen Kissen. Ein stiller Kreis seiner getreuen Officiere stand um ihn, mit nassen Augen an seinem immer matter werdenden Blicke hangend. „Wer von meinen Freunden ist mir heut vorangegangen?“ fragte der Marschall. Man nannte ihm die Namen vieler Tapfern und unter ihnen auch Alfons d'Alembert; er war kurz nach dem Marschall gefallen. „Auch dieser?“ sagte der Held; „dem war das Leben wohl noch manches schuldig!“

Die Aerzte hatten indeß die Wunden untersucht, zuckten die Achseln und sprachen mit dem anwesenden Beichtvater. Dieser eröffnete dann dem

Marſchall im geheim, daß er dem Tode nahe ſey und es wohlgethan ſeyn werde, wenn er ſich die letzte Oelung geben ließe; zugleich aber rieth er ihm, das insgeheim vollziehen und die Anweſenden abtreten zu laſſen, weil die Nachricht von ſeinem nahen Tode nicht gut auf die Armee wirken möchte.

„Nein, nein!“ ſagte Villars, da die Armee mich nicht als einen braven Mann auf dem Schlachtfelde ſterben ſehen konnte, ſo iſt es gut, wenn ſie weiß, daß ich als Chriſt geſtorben bin!“ — und ſomit ließ er ſich in Gegenwart aller Anweſenden zum Tode vorbereiten.

Philipp verließ ſtill die Hütte und ging hinaus in die einſame Nacht. Wo war nun das Wiederſehen am Siegesmahle, oder im Arm der Liebe, auf welches er den letzten Becher geſtern mit Alfonſo anſtieß? Des Lebens Neige war nun in den Purpurtropfen ſeines Herzens zwecklos ausgeſtrömt. Eine lange, tiefe Trauer um den väterlichen Freund ergoß ſich in ſeine Seele! —

Der Sieger feiert das Gedächtniß ſeiner gefallenen Freunde wohl ſehr verſchieden von dem Beſiegten. Jedes Leben, womit dem Schickſal der Sieg abgekauft wurde, ſcheint ihm ein nöthiger Grundſtein zu dem Prachtgebäude, worauf der Sieg ſeine Fahnen wehen läßt. Der gemeinſam errungene große Preis heiligt jedes einzelne Opfer; er ſieht ja die Seinigen auf dem kalten, blutigen Bette der Ehre ſchlafen, und ein ſtolzer Troſt zieht in ſein Herz, wenn er im Schuldbriefe des Vaterlands die Namen der Freunde nennen hört. Aber der Beſiegte ſteht, unſäglich verarmt vor dem Schickſale und fordert die Seinigen zurück; denn Hoffnung, Glück und Sieg ſind zu dem Feinde übergegangen und haben ihn um das koſtbare Leben der Freunde betrogen.

Der hartnäckige Kampf hatte viel Menſchen gekoſtet. Die Armee mußte wieder ergänzt werden, und es wurden deßhalb von allen Regimentern Officiere in das Innere von Frankreich geſchickt, um friſche Truppen anzuwerben. Auch Philipp de St. Goudran erhielt dieſen Auftrag. Er betrieb ſein Geſchäft mit Eifer, hatte ſchon mehrere Transporte junger Mannſchaften der Armee zugeſendet und ſich endlich in ein kleines, an einem waldigen Gebirge gelegenes Städchen auf Werbung begeben. Hier wurde wieder eine bedeutende Anzahl Rekruten, theils um Handgeld angeworben, theils von den Obrigkeiten geliefert, und er wollte eben einen neuen Transport abgehen laſſen, als ihm einer der ſchönſten Burſche entſprang. Er bot alles auf, ſeiner wieder habhaft zu werden und verfolgte ſelbſt mit mehrern von ſeinem Commando die Spur des Entflohenen ins Gebirge. Man durchſuchte hier alles; jede Schlucht, jede Hütte; aber vergeblich. Endlich

erblickte man in einem entlegenen, ganz einſamen Thale ein hübſches freundliches Landhaus, und eilte in der nämlichen Abſicht darauf zu. — Unter dem Schatten eines großen Kaſtanienbaumes ſaßen zwei Frauenzimmer, in Trauer gekleidet, vor der Thür. Sie ſahen ſehr betreten aus, als Philipp mit ſeinen Begleitern nahte und indeß die Aeltere der Jüngern heftige Vorwürfe zu machen ſchien, trat dieſe ſchüchtern auf die Krieger zu und fragte ängſtlich freundlich nach ihrem Begehr?

„Seyn Sie nicht bange vor uns, meine Damen!“ ſagte Philipp; wir werden Ihnen nicht lange beſchwerlich fallen, unſer Beſuch iſt nur kurz; wir ſind einem Ausreißer auf der Spur und müſſen um Erlaubniß bitten, auch Ihr Haus durchſuchen zu dürfen!“

„Das hab' ich vermuthet,“ ſagte das Mädchen, „und eben deßhalb wünſche ich mit Ihnen vorher ein paar Worte allein zu ſprechen!“ — Sie flüſterte hierauf der Alten ins Ohr, worauf dieſe den Soldaten einige Flaſchen Wein und Erfriſchungen auftrug, während ſie ſelbſt den Officier in das Haus führte.

„Ich will Ihnen die Mühe des Suchens erſparen,“ ſagte ſie bebend, als ſie vor Philipp allein daſtand; „denn der junge Menſch iſt wirklich in unſerm Hauſe verborgen. Ich geſtehe Ihnen dieß offen, im Vertrauen auf Ihre Großmuth, ob Sie ihn gleich in ſeinem Schlupfwinkel wohl ſchwerlich auffinden würden.“

Philipp verſtand das Mädchen falſch und antwortete raſch: „Sie irren auch nicht, denn ich bin beauftragt, jeden reichlich zu belohnen, der mir gegen die Menſchen, die das Vaterland verläugnen, beiſteht. Fordern Sie! was verlangen Sie für die Auslieferung des Deſerteurs?“

Das Mädchen ſah ihn erſt mit hocherröthenden Wangen ernſt an, dann ſagte ſie nach einer Pauſe: „Ich halte Sie beim Wort, ob Sie mich gleich mißverſtanden haben und fordere einen hohen Preis!“

„Nun, und welchen?“ fragte Philipp.

„Die Freiheit des armen Jünglings!“ erwiederte ſie ſchnell.

„Oh!“ lachte Philipp laut auf; „ſo war es nicht gemeint, mein ſchönes Kind! Der Geliebte muß heraus, ſonſt fange ich an zu ſuchen und führe am Ende das Liebchen ſelbſt mit fort.“

Da trat das Mädchen ſtolz zurück und ſagte feierlich: „Ich habe auf keine Weiſe irgend einen Theil an dem Jüngling; aber er hat ſich in meinen Schutz begeben, und wenn ich zu kühn auf Ihre Großmuth gebaut habe, ſo ſchreiben Sie das jenem armen Flüchtling zu, der mir ſo viel von Ihrer Menſchlichkeit erzählt hat.“

„Das iſt ſchon gut!“ erwiederte Philipp; „allein ich kann hier

nicht nach meinem Herzen, ſondern nur zum Beſten des Vaterlandes handeln!"

„Gut," ſprach das Mädchen freudig; „wenn Sie dieß bloß im Auge haben, dann will ich Sie bald überzeugen, denn das Vaterland bedarf ſeiner guten Bürger eben ſo ſehr, als ſeiner Soldaten!" Sie erzählte ihm nun, wie der junge Menſch ſich den Haß eines Generalpächters zugezogen habe, deſſen Bedrückungen er ſeine kühne Stirn entgegen geſtellt; wie er und ſeine Familie durch die Rache dieſes Mannes ganz verarmt wären; wie zwei Brüder ſchon in den Krieg hätten ziehen müſſen und er, der einzige, letzte Ernährer ſeiner alten Eltern, eben jetzt, als er ihnen eine Tochter habe zuführen wollen, beinahe vom Altare weggeriſſen und zur Befriedigung der Rachſucht als Rekrut abgeliefert worden ſey. Sie ſchilderte das Elend der Eltern, der verlaſſenen Braut mit naſſen Augen und ſchloß mit der Verſicherung, daß, wenn Philipp nicht zufällig hierher gekommen, ſie feſt entſchloſſen geweſen wäre, ihn ſelbſt aufzuſuchen, um Freiheit und Schutz für den Jüngling zu erbitten.

Philipp hörte ihr bewegt zu und ging dann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Sie können wohl Recht haben, ſchönes Kind!" ſagte er endlich; „allein der Menſch iſt öffentlich an mich abgeliefert worden und ſo kann ich ihn im geheimen nicht wieder entlaſſen."

„Auch dafür weiß ich Rath," fuhr ſie freudig fort; „wenn er nun zwei andere junge Leute ſtatt ſeiner ſtellte? Er hat mir verſichert, daß er mehrere kenne, die gerne Soldat werden würden, wenn man ihnen nur ein bedeutendes Handgeld reichen wollte."

„Ja!" meinte Philipp, „wenn er zwei andere ſchöne Leute für ſich ſtellt, will ich ihn entlaſſen. Da er aber arm iſt, wo will er das Handgeld hernehmen? Doch wohl von ſeiner ſchönen Fürſprecherin?"

„Nein!" ſagte das Mädchen und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Ich kann ihm nicht helfen! ich bin jetzt ärmer als er; aber ich habe nun einmal den Glauben gefaßt, er werde es von Ihnen erhalten!"

„Von mir?" rief Philipp verwundert; die Gelder, die ich bei mir habe, gehören dem Könige und ich darf ſo willkürlich nicht darüber ſchalten."

„Ich hatte auch nicht an dieſe Kaſſe gedacht," erwiederte ſie ſchüchtern; „aber man ſagte mir, Sie wären ſelbſt ſehr reich und auch ſo gut, und wer die Mittel und das Herz hat, den Menſchen beizuſtehen, an den, glaubte ich, dürfe man ſich auch getroſt wenden!"

Philipp ſah ſie überraſcht an und fragte prüfend: „Wer aber ſteht mir dafür, wenn ich nun auch das Geld geben wollte, daß der Menſch nicht damit fortgeht und mich auslacht?"

„Ich!“ antwortete das Mädchen; „ich habe Ihnen vertraut, fordere ich zu viel, wenn Sie auch mir vertrauen ſollen? Schlagen Sie ein!“ bat ſie und hielt ihm die ſchöne Hand hin.

Philipp ſchlug ein, ſah ihr bewegt und lange in das große dunkle Auge und ſagte: „Ich vertraue Ihnen! Hier iſt meine Börſe! geben Sie ſie dem jungen Manne und führen Sie ihn her zu mir; aber ich will kein Wort von ihm darüber hören.“

„Das verſpreche ich!“ rief ſie froh und ſprang zur Thür hinaus.

Bald darauf kehrte ſie mit dem armen Flüchtling zurück. Philipp faßte dieſen raſch bei der Hand, führte ihn hinaus zu ſeinen Kameraden und ſagte: „Dieſer junge Menſch hat ſich mir von ſelbſt wieder geſtellt. Seine Verhältniſſe erlauben ihm nicht, mit uns ins Feld zu ziehen, allein er bringt uns an ſeiner Statt zwei andere tüchtige Leute, und ſomit haben wir weiter keine Anſprüche an ihn!“

Alle waren es zufrieden und lobten den jungen Mann, der ſich dann ſchnell entfernte. Philipp aber weilte noch; er konnte ſeine Blicke nicht von dem lieblichen Mädchen abziehen, die oft ihr großes, feuchtes Auge dankbar auf ihn heftete und deren ſchöne Lippen, wenn ſie ſprach, noch in leiſer Rührung bebten. Endlich ſchied er und bat um die Erlaubniß, ſie in dieſem ſtillen Aſyl wieder beſuchen zu dürfen. Die Alte geſtand ſie ihm freundlich zu, das Mädchen aber ſchlug die Augen nieder und reichte ihm nur ſchweigend die Hand zum Abſchied.

Philipp konnte das holde Weſen nicht vergeſſen; er eilte, das einſame Landhaus bald wieder zu ſehen und wurde freundlich empfangen. Der Tag war heiß und da er ſich durch den raſchen, weiten Gang ſehr erhitzt fühlte, bat er zur Abkühlung um etwas Wein und Waſſer. Das Mädchen ſah die Alte verlegen an, die mit den Achſeln zuckte und ging erröthend in das Haus. — Als ſie fort war, nahm die Alte das Wort und ſagte: „Das arme Kind fühlt ſich ſehr verlegen, daß ſie Ihnen keinen Wein vorſetzen kann, denn wir haben Ihren Soldaten neulich die letzten Flaſchen gegeben. Sie finden hier bei uns zwar alles ſehr elegant eingerichtet, allein wir haben unſern Wohlthäter, von dem dieß alles herrührte, verloren und ich muß Ihnen bekennen, daß wir jetzt in einer Dürftigkeit leben, zu der wir früher nicht gewöhnt waren.“

In dieſem Augenblicke trat das Mädchen wieder heraus und brachte ein Glas Milch. — „Dieß iſt unſer Wein!“ ſagte ſie freundlich, indem ſie es Philipp reichte; „er wird Sie auch erquicken.“

Philipp trank begierig die Milch und verſicherte: ſie ſey viel köſtlicher als Wein. Er erzählte nun, daß der junge Menſch ſein Wort gehalten

und ihm zwei tüchtige Rekruten geliefert habe. Der ganze Vorfall wurde noch einmal besprochen und so in traulicher Unterhaltung zogen ihm die Stunden wie leichte Zugvögel vorüber und der Abend kam wie ein unerwarteter Gast. Als nun Rosa, so hieß das Mädchen, hinein ging, um einige Früchte zur Abendmahlzeit herbei zu holen, nahm die Alte abermals Gelegenheit, von ihrer bedrängten Lage zu sprechen, so daß Philipp dreist genug wurde, ihr einen Beutel mit Geld aufzudringen. Sie nahm ihn, doch wie sie sagte, nur als ein Darlehen und lud den Geber sehr freundlich auf morgen Mittag ein, wo sie ihm nun ein gutes Mahl zu bereiten versprach. — Als Rosa zurück kam, erzählte ihr die Alte von ihrem morgenden Gast. Sie schüttelte sanft mit dem schönen Haupte und sagte: „Wir sollten Sie eigentlich nicht einladen, doch wenn Sie mit sehr wenigem vorlieb nehmen wollen?“ — Philipp versprach alles gern und die Alte sagte triumphirend: „Laß mich nur machen, mein Kind; ich werde schon sorgen, daß es nicht fehlen soll!“

Des andern Tages erschien Philipp bei guter Zeit; Rosa empfing ihn dießmal sehr ernst und niedergeschlagen. Man setzte sich zu Tische; die Alte hatte das Geld nicht gespart, die Tafel gut besetzt und auch für Wein gesorgt. Rosa aber genoß nur etwas Milch und nur von einem einfachen Gemüse. Auch ihm wollte es nicht schmecken und die Unterhaltung stockte oft, weil man gegenseitig in Verlegenheit war. Die Alte aber langte tapfer zu und forderte endlich das Mädchen auf, den lieben Gast zu nöthigen. — „O!“ sagte Rosa sanft erröthend, „ich kann ihm ja nur geringe Kost vorsetzen und sehe wohl, daß er es besser gewohnt war.“

„Nein!“ rief Philipp und faßte ihre Hand; „was deine Purpurlippen netzt, du holdes Geschöpf, was die Rosen auf deinen Wangen erzieht, das ist auch mir die allersüßeste Kost!“ und somit schob er alles übrige zurück und theilte mit Rosa nur die Milch und ihr Gemüse. Die Alte schüttelte lächelnd den Kopf, ließ sich aber im Genuß nicht stören. Philipp hingegen meinte jetzt, noch nie ein köstlicheres Mahl gehalten zu haben.

Er wiederholte nun seine Besuche oft, und es wurde ihm immer nur dann erst wieder leicht um's Herz, wenn er auf den einsamen Gebirgspfaden zu dem stillen Landhause hineilte, wo Rosa wohnte. Dieses lag nun zwar in einem ganz abgeschiedenen Thale, aber die schönen Gartenanlagen umher, und die fast prachtvolle Einrichtung des Innern machten es zu einem sehr lieblichen Aufenthalte, und zeugten überall von Reichthum und Geschmack. Auch schien die Dürftigkeit, in der die beiden Frauen jetzt lebten, nur eben erst hier eingezogen, denn aus den Aeußerungen der Alten ging hervor, daß Rosa mir vor kurzer Zeit ihre

Dienerſchaft bis auf eine einzige Magd entlaſſen habe. Je näher aber Philipp das Mädchen ſelbſt kennen lernte, deſto mehr erſtaunte er über ihre hohe Geiſtesbildung. Neben der Reinheit und Einfalt ihrer Sitten, neben der Kindlichkeit ihres Gemüths, beſaß ſie ſeltene weibliche Vollkommenheiten, und in verſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaften ausgebreitete Kenntniſſe. Philipp gab ihr ſeine Verwunderung hierüber zu erkennen, und da ſprach ſie denn mit Begeiſterung von ihrem Wohlthäter, dem ſie dieß alles zu verdanken, der ſich ihretwegen ganz von der Welt zurückgezogen, ſich nur ihrer Bildung geweiht und durch unbeſchreibliche Liebe ſie an ſich gefeſſelt habe.

„Ach!“ rief ſie dann oft mit Thränen und rang die Hände; „alles dieß habe ich nur ihm zu danken, und niemanden hat der ſchreckliche Krieg ſo arm gemacht als mich, denn ich ſtehe nun mit einemmal ganz fremd und verlaſſen auf der weiten Erde!“ —

Philipp aber ſchwor ſich im ſtillen, daß ſie nicht verlaſſen ſeyn ſollte; denn hier in dieſem einſamen Thale grüßte ihn nun die Liebe, wie die Nachtigall am erſten Frühlingsmorgen die Heimath. — In dieſer Lieblichkeit und Vollendung hatte noch kein weibliches Weſen vor ihm geſtanden, und ſein Inneres war von ihrem Engelsbilde ſo erfüllt, daß er den Himmel im Buſen zu tragen glaubte. Aber wie ſollte er ihr Beſchützer werden? Die Zeit ſeines Aufenthalts war bald verlaufen; er erwartete täglich Ordre zur Rückkehr und eine Unterſtützung durfte er nicht zurücklaſſen, denn ſelbſt die Alte nahm nichts mehr an, und dem Mädchen ſein Herz zu eröffnen und ihr ſeine unnennbare Liebe zu geſtehen, dazu vermochte der beſcheidene Jüngling ſich noch nicht zu entſchließen, denn ob er auch ihre Gegenliebe leiſe ahnete, ſo wagte er doch kaum den beſeligenden Gedanken daran feſt zu halten.

So waren ihm ein paar goldene Monate verfloſſen, in denen er faſt täglich ſeine Roſa ſah. Da erſchien endlich der Rückruf zur Armee. Er hatte ihn längſt erwartet, und dennoch traf er ihn wie ein Donnerſchlag. Nachdem er die nöthigen Anſtalten dazu getroffen hatte, eilte er am frühen Morgen des andern Tages, mit Kummer im Herzen, zu Roſa. Er überraſchte ſie in der Beſorgung ihrer häuslichen Geſchäfte. Ach, ſie war ſo unendlich reizend, wie eine Roſe im Morgenthau, und in ihrer Freude über ſeine frühe Ankunft bemerkte ſie nicht die Wolke, die auf ſeiner Stirne lag. „O, das iſt ſchön, daß Sie ſo früh kommen!“ rief ſie ihm entgegen; „heute bleiben Sie gewiß den ganzen Tag bei uns!“

„Ja,“ antwortete Philipp traurig; „aber es iſt wohl der letzte!“ und nun erzählte er ihr, daß er wieder zurück in den Krieg ziehen müſſe.

Rosa hielt ihre Thränen nicht auf, und als Philipp ahnend sie fragte, warum sie weine, und sie erst schweigend sanft mit dem Haupte schüttelte, und er sie immer dringender beschwor, ihm die Ursache ihrer Thränen zu sagen, weil er wohl fühlte, der entscheidendste Augenblick seines Lebens sey gekommen, und sie mit kindlicher Offenheit ihm endlich gestand, sie müsse weinen, weil sie nichts fest halten dürfe, was ihr theuer geworden sey; so streckte er sehnend seine Arme nach der Geliebten aus, zog sie sanft an seine Brust, und bei dem heiligen Geständniß gegenseitiger Liebe und den süßen Thränen der Wonne sah jeder tief in der verschwiegenen Brust des andern sein Bild, von den Strahlen der Liebe erhellt. So schaut die Erde, wenn der Himmel sie, die Geliebte, mit seinen Thränen benetzt, und die Sonne ihre Strahlen der ewigen Liebe durch die Tropfen wirft, in seinem dunkeln Wolkenbusen das schöne Bild der Liebe und des Friedens.

Unter gegenseitigen süßen Geständnissen schilderte Philipp nun der Geliebten seine unabhängige, freie Lage. Er versprach, bald um seinen Abschied anzuhalten und malte mit lieblichen Farben ihr eine glückliche Zukunft aus. Rosa legte ihr Haupt sanft an seine Brust und sagte: „Ach, ich glaube dir so gern, denn daß du mich um meinetwillen liebst, das fühl' ich; hast du doch nicht einmal gefragt, wer und woher ich bin? O wäre ich doch ein Kind dieses Thales! aber ich kenne selbst meine Heimath nicht; und so steht das unbekannte, dunkle Geheimniß meiner Herkunft mir immer wie ein Gespenst zur Seite!" — Philipp suchte sie zu beruhigen und rief: „Ich halte dich in meinen Armen, du kostbare Perle, und frage nicht, welches Meer dich geboren!"

„Nun, so sollst du wenigstens die Züge des Mannes sehen," sprach sie, „der deine Rosa als ein armes Kind aufnahm, und sie für deine Liebe erzog und bildete!" — Mit diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn in ihr Zimmer, das er noch nicht betreten hatte, und zeigte ihm hier das große, schöne Bild eines Kriegers.

„Mein Gott!" rief Philipp bebend, und schlug die Hände vor die Augen, „das ist Alfonso d'Alhambra!" — Es wurde ihm in diesem Augenblicke klar, daß er in seines Freundes Heiligthum stand, und ein Herz gewonnen zu haben glaubte, das kaum noch den verlornen Geliebten vergessen haben konnte, und in dem ungeheuren Schmerz, der seine Seele faßte, erschien es ihm als ein künstlich auf ihn angelegter Plan, daß Rosa diesen Mann, der ihm selbst das Glück seiner Liebe geschildert, gegen ihn immer nur als Vater betrachtet, und nichts von dem Gefühl ihrer Liebe zu ihm erwähnt hatte. Er schlug beide Hände vor die Augen

und wankte zum Zimmer hinaus. Das arme Mädchen begriff ihn nicht. Sie wollte eben ſich freuen, daß er ihren Wohlthäter kannte, und ſah ihn nun beſtürzt davon gehen. Aber ſie eilte ihm nach, und beſchwor ihn ihn unter den zarteſten Liebkoſungen, ihr den Grund ſeines Kummers zu geſtehen. Da er ihr nun in das ſchöne offne Auge ſah, verſchwand auch jedes Mißtrauen, er erzählte ihr unverholen ſein Verhältniß mit Alfonſo und was dieſer, über ſein Gefühl zu ihr, ihm geſtanden hatte. Roſa wurde ſehr ernſt und ſchwieg lange. „Nein," rief ſie dann; „nein! Ich habe ihn nur als eine dankbare Tochter geliebt! Nein!" fuhr ſie ſchaudernd fort; „ich hätte nie ſeine Gattin werden können, und das Schickſal hat vielleicht wohlgethan, uns beiden die Täuſchung zu erſparen!" — Die Alte trat in dieſem Augenblicke hinzu und Roſa rief ſie als Zeugin ihres kindlichen Verhältniſſes zu Alfonſo auf.

„Ich habe euer Geſpräch vernommen," ſagte ſie; „ihr habt beide Recht. Du mein Kind hielteſt dich für ſeine Tochter; als er aber deine Pflege mir anvertraute und die ſtrengſten Befehle gab, dich niemals in andere Bekanntſchaften zu verwickeln, und ich ſein ganzes Weſen gegen dich belauſchte, da habe ich lange nicht mehr gezweifelt, daß du ihm mehr wareſt als ſeine Tochter."

Indeß nun Roſa traurig vor ſich hinblickte, weil ſie in dem Bilde ihres Wohlthäters, das bisher in ihrer kindlich dankbaren Bruſt zutraulich wie ein Hausvater in ſeiner Wohnung geſtanden hatte, jetzt fremde, ihr widrige Züge gewahrte, und indeß nun Philipp mit liebenden Blicken an ihr hing und der ſüße Glaube wieder in ſeine Seele einzog, daß dieſe holde Blume nur erſt jetzt für ſeine Liebe erwacht ſey und keine früheren Träume zu vergeſſen habe, ſchalt die Alte fortwährend auf Alfonſo, daß er über ſeine ganzen Verhältniſſe ein ſo tiefes Schweigen beobachtet; ſie zwar, ſo lange er gelebt, mit allen Bedürfniſſen des Lebens reichlich verſehen, jetzt aber auch ganz hülflos in der Welt zurückgelaſſen habe.

Roſa bat ſie, zu ſchweigen. „Er war ein edler Mann," ſagte ſie, „der es unbeſchreiblich gut mit mir meinte, und deſſen Andenken mir immer theuer bleiben wird, denn ohne ihn hätte ich nie meines St. Goudrans Liebe gewonnen!" — „Du magſt Recht haben," ſagte die Alte, „du biſt ihm deine Bildung ſchuldig; allein ich kann ihm das doch nicht vergeſſen, daß er dich eigentlich deiner Mutter geſtohlen hat!"

„Nein," rief Roſa, „nein! ich wurde ihm anvertraut; und oft genug hat er mir verſichert, daß er vergebens alle Mühe angewendet, von meiner alten Mutter Nachricht einzuziehen!"

„Er hat dich getäuſcht!" ſagte die Alte; „ich weiß, daß er alle Spuren

von ſich und dir ſorgfältig verwiſcht und dieſes kleine einſame Beſitzthum gekauft hat, um ſich mit dir vor aller Welt zu verbergen, bis du ſeine Gattin geworden wäreſt."

„O, meine arme Mutter!" jammerte Roſa, „wo wirſt du dein Kind geſucht haben!" — Philipp zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß er in jener Zigeunerin Roſa's Mutter geſehen habe, und hielt nicht länger zurück, ſondern erzählte von ihr und Alfonſo, was er wußte, doch ohne deſſen frühere Geſchichte ſelbſt zu berühren. — Roſa überließ ſich ganz der Freude, denn ſie hoffte nun gewiß, daß ſie ihre Mutter bald wieder finden werde und erzählte ihre frühere Geſchichte. Ihr Vaterland, meinte ſie, ſey wahrſcheinlich Spanien. Sie erinnere ſich, in einer großen Stadt erzogen und mit ihrer Mutter oft in einem Nonnenkloſter geweſen zu ſeyn, wo ſie vorzüglich von einer Nonne immer ſehr liebreich aufgenommen worden wäre. Dieß Kloſter ſtehe ihr noch ſo deutlich vor den Augen, daß ſie ſich getraue, es wieder zu erkennen. Als ein Kind von ſechs Jahren ſey ihre Mutter mit ihr in die Welt gereist. Hier habe ſie dieſelbe zuerſt in Zigeunertracht geſehen und ſie ſelbſt ſey von ihr auf ähnliche Weiſe gekleidet worden. An keinem Orte hätten ſie ſich länger aufgehalten als nöthig geweſen wäre, alle öffentliche Plätze zu beſuchen, wo dann die Mutter ſich gern unter die Männer gemiſcht und durch Zigeunerkunſtſtücke ihre Aufmerkſamkeit ſichtbar zu feſſeln geſucht habe. Im Stillen aber ſey ſie von der Mutter in allem Guten unterrichtet und zur Frömmigkeit angehalten worden; auch habe ſie ihr einen Haß gegen die Männer und gegen ihr eignes Gewerbe beizubringen geſucht. Nach einem raſtloſen, viele Jahre langem Umherziehen, wären ſie in einem kleinen Städtchen Frankreichs länger als gewöhnlich verweilt. Hier, in dem Hauſe, das ſie zuletzt bezogen, habe Alfons krank gelegen, und weil er ſehr verlaſſen geweſen, habe die Mutter, wahrſcheinlich aus Mitleid, ſeine Pflege übernommen und auch ſie dazu angehalten. So ſey ſie denn mit ihm bekannt und vertraut geworden und habe endlich, da die Mutter, aus unbegreiflichen Urſachen, ſie heimlich verlaſſen, mit kindlicher Liebe ſich nur an ihn gehangen und in dieſem einſamen Thal in ſeinem einzigen vertrauten Umgange ſich höchſt glücklich gefühlt.

So erzählte Roſa. Aber die wachſenden Schatten der Berge erinnerten Philipp, daß er ſcheiden müſſe. Die heiligſten Schwüre ewiger Liebe und Treue verſiegelten den Bund; er verſprach nochmals, bei der erſten möglichen Gelegenheit, die Kriegsdienſte zu verlaſſen und als ihr Eigenthum nur für ſie zu leben, und ſchied nun mit dem ſüßen Bewußtſeyn, daß er unausſprechlich geliebt werde.

Rosa schlich sich stillschweigend auf ihr Zimmer und hing zitternd einen Vorhang über Alfonso's Bild; denn sie konnte nicht mehr in die glühenden Augen schauen, mit denen es auf sie herabblickte.

Der Marschall Villars, der genesen war und das Kommando wieder übernommen hatte, war mit St. Goudrans Werbung sehr wohl zufrieden, denn er hatte der Armee besonders schöne Leute gesendet. Er wurde sehr liebreich empfangen und der Marschall überreichte ihm selbst einen Pack Briefe mit den Worten: „Indeß Sie, mein lieber St. Goudran, für uns gearbeitet haben, ist das Schicksal auch für Sie nicht unthätig gewesen. Ich kenne den Inhalt dieser Briefe und wünsche Ihnen Glück!“ — Die Briefe waren von einem sehr entfernten, reichen Verwandten, der ihn unvermuthet zum Erben seines großen Vermögens und seiner schönen Güter einsetzte, dabei ihm aber zur unerläßlichen Bedingung machte, daß er die Armee sofort verlassen und zu ihm eilen solle, um die Erbschaft mit seinem letzten Segen von ihm selbst zu empfangen. Philipps Herz war voll Freude; weniger wegen des erlangten großen Vermögens, denn er war selbst reich, als daß der Wille seines Verwandten ihm eine schnelle Veranlassung gab, seinen Abschied zu fordern. Der Marschall entließ ihn ungern. Philipp aber eilte mit frohem Herzen aus dem Waffengewühle fort zu seinem Verwandten, dessen herrliche Güter nahe am Fuße der Pyrenäen lagen. — Kurz nach seiner Ankunft starb der Greis in seinen Armen und Philipp, der den Aufenthalt auf diesen Gütern sehr reizend fand und die Zeit nicht erwarten konnte, wo er Rosa als sein geliebtes Weib in dieß Paradies einzuführen gedachte, eilte sein väterliches Gut in der Gegend von Amiens schnell zu verkaufen und in das einsame Thal zu fliegen, wo seine Liebe wohnte.

Ach! Rosa hatte wohl lange schon, aber immer vergeblich, auf Nachricht von ihm gehofft. Sie hatte jetzt gar große Noth mit ihrer alten Aufseherin, die todtkrank lag und ohne Hülfe und Beistand war. Welches Entzücken ergriff daher ihre Seele, als unvermuthet der Geliebte vor ihr stand und ihr sagte: er sey nun ganz der Ihrige! —

Nach der ersten Wonne des Wiedersehens beschlossen die Liebenden ihre Vermählung ohne Aufschub vollziehen zu lassen, um bald aus dieser Abgeschiedenheit, weit fort, auf Philipps Güter zu ziehen. Unter den Zurüstungen zur Hochzeit, welche das zarte Mädchen selbst besorgen mußte, indeß Philipp in dem zunächst gelegenen Dorfe, in der Hütte jenes Jünglings seine Wohnung aufschlug, durch dessen Freilassung er Rosa's Bekanntschaft erlangt hatte, und der nun ein glücklicher Gatte und Vater geworden war, starb die Alte. Rosa ließ sie unter dankbaren Thränen

begraben, und als wenige Tage darauf ein Prieſter den Segen über den Bund der Liebenden ausgeſprochen und Roſa das kleine einſame Landhaus mit allem Zubehör den armen, aber glücklichen Eheleuten, in deren Hütte Philipp jetzt wohnte, geſchenkt hatte, verließen ſie das öde Thal, nahmen nur Alfonſo's Bildniß daraus mit und zogen hinaus in die freie, heitere Welt.

Indeß nun Philipp mit ſeiner jungen Gemahlin in ſüßem Frieden in ſeinen reizenden Beſitzungen lebte und bei dem nie geahneten Glücke, das er in ihren Armen fand, die Welt um ſich her vergaß, war das Jahr 1714 über Europa aufgegangen und ſchenkte ihm den Frieden wieder, der am 6. Mai zu Raſtatt geſchloſſen wurde. Alle Truppen zogen, unter dem Jubel der Bürger, in ihre Standquartiere, alle Gefangene wurden freigelaſſen und eilten in die lang erſehnte Heimath zurück.

Auch Alfonſo d'Alhambra befand ſich unter ihnen. Schwer verwundet, war er auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und in die Hände der Sieger gerathen, die ihn, als einen bedeutenden Gefangenen, tief in das Innere von Oeſterreich geſchafft hatten. Mit der glühenden Leidenſchaft für die holde, ſelbſterzogene Blume im Herzen, eilte er nun in freudiger Erwartung dem Thale zu, dem er ſein größtes Kleinod anvertraut hatte. Aber wer beſchreibt ſein Gefühl, als ihm aus jener Wohnung, wo er von Liebe und Sehnſucht empfangen zu werden hoffte, fremde Menſchen entgegen traten, als er in wenig Worten vernahm, daß von den frühern Bewohnern die Alte geſtorben und die Jüngere, deren Schönheit und Tugend man ihm nicht genug zu preiſen vermochte, mit einem jungen Manne, Philipp de St. Goudran, vermählt worden und mit ihm fortgezogen ſey, man wiſſe nicht, wohin! — Bleich und ſtarr und wie ein abgewieſener Bettler, ſchlich ſich Alfonſo fort und warf ſich auf dem Gebirge unter einem Baum nieder, von wo er das Thal überſehen konnte.

Die Wunden, die uns die Liebe ſchlägt, halten wir immer für die ſchmerzlichſten und unheilbarſten und glauben im erſten Augenblick, daß ihrer Allgewalt, wenn ſie zum erſtenmale in unſer Herz einzieht, kein ſpäteres Gefühl mehr gleiche. — Heil dem, deſſen erſte Liebe auch ſeine letzte war! — Heil auch dem! deſſen letzte Liebe alle Schulden einer frühern wieder bezahlte! — Aber dich, du armer Verlaſſener, der du nichts an deinem treuen Herzen feſthalten konnteſt, dich frage ich, ob die Wunden deiner ſpätern Liebe nicht immer noch heiß blutend offen ſtehen, indeß die frühern wie grüne Grabhügel leicht überwachſen und eingeſunken ſind? Durch die offene Pforte des jugendlichen Herzens ziehen die Himmelsboten alle, wie frohe Gäſte, leichter aus und ein, und hat auch der freundlichſte von

ihnen, die Liebe, wirklich treulos sein schönes Asyl einmal verlassen, tritt auch ein brennender Schmerz an die leergewordene Stelle, so weiß die Hoffnung doch, mit ihren Ammenmährchen, das weinende Kind wieder zu beschwichtigen und indeß in bunten Farben immer neue Bilder des Lebens lächelnd vorüber wallen, schickt die Zeit ihre Dienerin Vergessenheit, um die alten Bilder mit leichtem Flor zu überhängen. Aber wenn von den unzähligen Täuschungen des Lebens, von den unerfüllt gebliebenen Hoffnungen, von der ungestillten Sehnsucht gewarnt, der Mensch endlich kalt sein Herz verschließt und lieber die süßen Gäste nicht mehr einlassen will, damit unter ihnen nicht auch der Schmerz sich einstehle, und wenn dann doch noch einmal die Liebe an die eiserne Pforte klopft und er nicht widerstehen kann, das flehende, liebliche, unschuldvolle Kind einzulassen, als seinen Liebling aufzunehmen, mit seinem letzten Herzblute zu nähren und ihm noch einmal die heiligen Quellen seines tiefen Gefühls zu eröffnen, das in seiner langen Verschlossenheit, wie alter Rheinwein, nur feuriger und köstlicher geworden ist; was steht diesem Armen noch für ein Trost zur Seite, wenn auch diese letzte Liebe nur Täuschung war? Der Rest des Lebens ist zu kurz zu neuen Hoffnungen und das Herz zu stark und zu arm zum Vergessen.

So gänzlich und auf ewig verarmt fühlte sich Alfonso, und seine Hand griff nach einem Dolche, um mit einemmale allen Täuschungen ein Ende zu machen. In seiner leidenschaftlichen Seele stieg aber auch bereits die Sucht nach Rache empor, und erhielt in ihm die Lust zum Leben. — „Nein!“ rief er aus; „ihr Treulosen sollt mein mühsam erbautes Glück nicht als eine leichtsinnige Beute davon tragen! Ihr sollt ungestraft mir nicht mein Heiligthum entweiht und meine letzten Hoffnungen zertrümmert haben! Ich werde euch finden, und wie der Racheengel über euch Gericht halten!“ — Er schlich fort und machte sich auf den Weg nach einer benachbarten Stadt, wo er bei einem angesehenen Handlungshause sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen stehen hatte, und ließ sich alles in gültigen Papieren auszahlen. Nun kaufte er sich Waffen und eilte mit dem festen Vorsatze nach dem Thale zurück, sein ihm jetzt fremd gewordenes Eigenthum durch Geld oder durch Gewalt noch einmal wieder zu gewinnen. Er stellte sich den jetzigen Bewohnern des Landhauses als einen Fremden vor, dem dieser einsame Aufenthalt vor allen andern gefalle, weßhalb er ihn zu kaufen wünsche, und bot eine so große, den Werth der Besitzung bei weitem übersteigende Summe, daß keine Gewalt vonnöthen war. Er zahlte die Kaufsumme sogleich, doch mußte das Haus schnell geräumt und ihm mit allem überlassen werden, was früher ihm darin gehört hatte.

Als er nun in dem öden Hause aus einem Zimmer in's andere ging und auch in Rosa's Schlafgemach trat, wo sein Bild nicht mehr über ihrem Bettchen hing, da überwältigte seine starke Seele dennoch der Schmerz, und laut weinend sank er auf der heiligen Stelle nieder, wo unter süßen Träumen der Unschuld die Geliebte aufgeblüht war. Aber von Verzweiflung und Rache geweckt, raffte er sich bald wieder auf. Er erfaßte eine scharfe Axt und eilte hinaus, um die schönen Anlagen zu zerstören. Mit unbeschreiblicher Wuth hieb er alles nieder; die herrlichen Fruchtbäume fielen, die Blumen wurden zertreten, die Lauben eingerissen, und als er nun wie ein Wahnsinniger, ohne sich Ruhe zu gönnen, den ganzen Tag gewüthet hatte, und sich Abends an dem einsamen Platze fand, wo Rosa's alte Pflegerin begraben lag, rief er schauderhaft: „Alte steh auf! und sage mir, wo ich die Treulose finde! Nur noch einmal öffne deinen verwesten Mund, dann kannst du auf ewig schweigen!“ Er schlug vermessen gegen die Rasenwölbung des Grabes und rief und tobte aufs neue — aber die Alte war zu tief entschlafen und hörte ihn nicht mehr. Nur ein Flug Raben, der bei der einbrechenden Nacht dem waldigen Gebirge zueilte, gab Antwort, und zog krächzend über ihm hin. Die Schauer einer dunkeln Ahnung überfielen ihn, und eilig ging er zum Hause zurück. Hier nun schleppte er alle brennbaren Sachen in Rosa's Zimmer zusammen, und als die Nacht eingebrochen war, steckte er das Haus in Flammen. „Hier soll keine Schwalbe mehr nisten!“ rief er mit entsetzlicher Stimme, „denn verflucht sey von jetzt an diese Stelle!“ Als nun der dicke, schwarze Dampf sich durch die schönen Zimmer wälzte, und die Gluth bald genug aus dem Dache empor schlug und die Nacht erhellte, eilten aus der benachbarten Gegend viele Menschen zur Rettung herbei. Aber wie ein Ungethüm der Hölle umrannte Alfonso das brennende Gebäude, trieb mit blankem Schwerte die Rettenden zurück, und schützte die Flammen bei ihrer furchtbaren Arbeit. Der Tag brach endlich an, und beleuchtete den dampfenden Aschenhaufen.

Alfonso verließ die zerstörte Stätte, und wanderte in der Verkleidung eines Bauern und mit dem festesten Entschluß zur Rache, nach St. Goudrans väterlichem Gute, das ihm wohlbekannt war, und wo er das junge Paar sicher anzutreffen hoffte. Allein der jetzige Besitzer wußte ihm weiter nichts zu sagen, als daß St. Goudran im Begriff gewesen sey, nach einem Gebirgsthale zu reisen, um sich dort zu vermählen; wo er aber jetzt sich aufhalte, wußte ihm niemand anzugeben. So trieb denn die Rachsucht den unglücklichen Alfonso d'Alhambra immer weiter fort, und er durchstrich vergeblich den größten Theil Frankreichs.

Philipps Güter lagen glücklicherweise nahe der Gegend, wo Isabella einst mit Alfonso gelebt hatte, und wo sie ihm wieder geraubt worden war. In seinem jetzigen Gemüthszustande vermied er sorgfältig alle Erinnerungen daran, deßhalb auch diese Gegend und fand daher das glückliche Paar nicht.

Da er nun überall vergeblich gesucht und nachgeforscht hatte, kam er endlich auf den Gedanken, daß Rosa ihre Mutter vielleicht wieder gefunden, und dann gewiß mit ihr nach Spanien gegangen wäre. Er beschloß nun, sich dorthin eiligst auf den Weg zu machen, und zog so in sein altes Vaterland wieder ein. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit ging er durch die Thore seiner Vaterstadt, wo ihn niemand mehr kannte. Seine Mutter und Schwester waren gestorben; auf dem Platze seines väterlichen Hauses waren neue Gebäude aufgeführt; unbekannte fremde Menschen gingen ihm in den alten bekannten Gassen vorüber. Erschöpft setzte er sich auf einen Stein am Markte nieder, und große schwere Thränentropfen drängten sich aus seinen Augen, denn dieses Bild des steten Wechsels und der Veränderlichkeit machte einen gewaltigen Eindruck auf sein überdieß so unruhiges Gemüth. Endlich sah er die Kirche des Dominikanerklosters offen, in welchem er einst erzogen worden war, und sehr bewegt trat er hinein. Und als er nun hier, statt jenes Wechsels draußen, alles noch festbestehend fand, als er die alten heiligen Gebräuche noch in der nämlichen Ordnung wie sonst verrichten sah, und als er selbst noch mehrere seiner ehemaligen Lehrer erblickte, die, als rüstige Greise, immer noch an ihrem Platze standen; als er das Bild seiner hier verlebten, sorglosen Tage mit seinen später in der Welt gemachten Erfahrungen verglich und der heilige, hier einheimische Friede ihm überall einladend zuwinkte, da überzog sein starres Gemüth eine so tiefe Wehmuth, daß er vor dem Altare niedersank, seine heiße Stirn auf die Stufen niederbeugte und sich recht innig ausweinte. Der Sacristan erinnerte ihn endlich, daß es Zeit sey die Kirche zu verlassen, weil sie verschlossen werde. Ach! auf Alfonsos Lippen schwebte die Bitte: daß er ihm lieber eine stille Zelle in ihrem friedlichen Kloster anweisen möchte; aber er vermochte noch nicht sie auszusprechen; er schlich fort und miethete ein Stübchen in der Vorstadt, wo er sich sehr erschöpft auf ein dürftiges Lager warf. Je lebendiger die alten, süßen Erinnerungen aus seiner sorglosen Jugend wieder in sein Herz einzogen, desto schneller legte sich der Sturm furchtbarer Leidenschaften, die ihn in der Welt herumgejagt und seine Kräfte in steter Spannung erhalten hatten. Er fühlte sich sehr matt und krank und in dem sonst heimathlichen Orte ganz verlassen und allein. Er konnte seine

Wanderungen nicht fortsetzen und beschloß, hier auszuruhen und sich zu erholen. Des andern Tages schlich er mühsam wieder nach der Kirche des Klosters, wohin ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht zog. Er trat hinein, als gerade Seelenmessen gelesen wurden und hörte, wie der Geistliche die Namen seiner Eltern aussprach. Das erschütterte sein Gemüth gewaltig. Er glaubte ihre Geister zu erblicken, die drohend vorüberschritten und ihm die Schuld beimaßen, daß sie noch nicht eingegangen waren zu den Wohnungen der Seligen. Es wurde ihm klar, daß der Fluch der Mutter ihn verfolgt und all sein Glück und seine Hoffnungen zerstört habe, und nun faßte ihn eine solche Gewissensangst, daß er fast ohnmächtig niedersank. In diesem schrecklichen Gemüthszustande sah er nur ein Rettungsmittel vor sich: die Reue! und wie er alles leidenschaftlich ergriff, so zögerte er auch hier keinen Augenblick, eilte zu dem Abt des Klosters, gab sich ihm zu erkennen, und indem er sich, als ein reuiges Kind, allen Strafen unterwarf, bat er um die Aufnahme in den Orden. Er erhielt Verzeihung und nach einem kurzen Noviziate, weil dieß vor seiner Entweichung bereits vollendet gewesen war, die Tonsur; denn der Kirche war das Beispiel eines aus der Welt freiwillig wieder zu ihr zurückkehrenden Sünders zu werth, als daß sie ihn, statt aller Strafen, nicht mit offenen Armen hätte empfangen sollen.

So wie nun im Anfange die Ruhe des Klosterlebens und das stille, in wissenschaftliche Studien und heilige Gebräuche fest eingetheilte Fortschreiten der Zeit, seinem kranken Gemüthe eine kostbare Arznei war, so fing er doch, je mehr sein von der großen Anstrengung zerrütteter Körper sich wieder erholte, nach und nach zu fühlen an, daß sein unruhiger Geist hier zu wenig Nahrung finde, und kaum war ihm hier ein Jahr verstrichen, als er sich im stillen wieder aus dem Kloster hinaus und in ein thätigeres Leben sehnte.

Nun traf es sich, daß sein Kloster in der Hauptstadt wichtige Geschäfte abzumachen hatte und deßhalb einen geschäftskundigen, gewandten Mann aus seiner Mitte dorthin senden mußte. Die Wahl fiel auf Alfonso; man kannte seine vielseitigen Welterfahrungen, wie seinen Muth, und so reiste er, mit den gehörigen Aufträgen versehen, nach Madrid ab. Indeß er nun hier mit Gewandtheit und Kraft die Sachen seines Klosters betrieb, während man auf den klugen muthigen Mönch allenthalben aufmerksam wurde und seinem Kloster zu einem solchen Mitgliede Glück wünschte, machte er die nähere Bekanntschaft des Cardinal-Großinquisitors, der bald eine so hohe Meinung von ihm faßte, daß er ihm eine Stelle bei dem Inquisitionstribunale antrug. Seit die Liebe aus Alfonso's Herzen

entflohen war, schien er zu einem kalten, grausamen Richter, der nicht menschliche Handlungen, sondern nur die tiefsten Gedanken der Seele wägen und richten soll, wie geschaffen. Die große Gewalt über Menschenglück und Leben, die dadurch in seine Hand gelegt wurde, reizte sein stolzes Gemüth; er nahm den Antrag mit Freuden an, wußte sich die Zustimmung seines Klosters zu verschaffen und trat in jenes furchtbare Gericht als Mitglied ein. Die Schreckensarbeiten ergötzten seine mit Haß gegen die Menschen erfüllte Brust, und lange hatte die Inquisition sich keines so kalten und strengen Richters zu erfreuen gehabt.

Aber, ob er gleich meinte, über seinen jetzigen schrecklichen Wirkungskreis die Vergangenheit völlig vergessen zu haben, so wurde seine mühsam errungene Fassung doch umgestürzt und die alten, fast ganz verlöschten Flammen schlugen noch einmal gewaltig wieder empor.

Philipp de St. Goudran hatte indessen mehrere Jahre in Glück und Frieden mit seiner Rosa verlebt. Sie ahneten nicht, welch ein böser Geist umherging, sie aufzusuchen und zu verderben, und feierten oft in dankbarer Rührung Alfonso's Gedächtniß, den sie längst vermodert glaubten. Ach! hätten sie gewußt, daß die alten drohenden Erinnerungen aus seinem Leben wie schützende Engel an den Grenzen ihres Paradieses bisher gestanden und ihn davon zurückgescheucht hatten, sie würden gern auf diesem geheimen Fleckchen Land, wie zwei Fruchtbäume auf einer Stelle festgewurzelt, jeden Sturm ertragen und jedem Frühlinge, bis zum leisen Vergehen, ihre Blüthen entfaltet haben. Aber ein Knabe, den Rosa geboren und den man Alfonso genannt hatte, wurde nur wenige Monate alt, und zu dem Kummer, der das Herz der armen Eltern faßte, gesellte sich in Rosa's Seele noch eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihrer Mutter, nach der sie bisher überall vergeblich geforscht hatten; denn sie war seit der Schlacht bei Malplaquet nirgends mehr gesehen worden. Rosa glaubte sie nun in Spanien sicher wieder zu finden, und auch Philipp erblickte nie ohne innern Vorwurf Isabellens Ring, den er heilig bewahrte und meinte, sein gethanes Versprechen, über Alfonsos Familie Nachricht einziehen und ihn mit derselben versöhnen zu wollen, auch dem todten Freunde noch halten zu müssen. Ueberdieß war Spaniens Grenze ihnen ja so nahe und der Zweck ihrer Reise so heilig, daß sie sie ohne Sorge und mit Freude unternahmen. Sie kamen glücklich in Madrid an und beschlossen hier eine Zeit lang zu verweilen, um ihre beiderseitigen Nachforschungen anzustellen. Als sie eines Tages bei dem Kloster der barmherzigen Schwestern vorübergingen, blieb Rosa vor dem Portale desselben wie eingewurzelt stehen und gestand ihrem Gemahl, dieß und kein anderes

müsse das Kloster seyn, in welches man sie oft als Kind geführt habe. Sie zog ihn ungeduldig hinein und in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde, und in der süßen Hoffnung, daß hier das Räthsel ihrer Geburt sich lösen werde, kniete sie mit ihm nieder und betete inbrünstig.

Da fühlte sich Philipp leise bei der Hand ergriffen und erblickte, als er sich umsah, eine Laienschwester des Klosters. Verwundert sah er sie erst an, als sie ihn aber freundlich beim Namen nannte, da erkannte er an der Stimme Rosa's Mutter. Auch Rosa hatte sie bei den ersten Worten wieder erkannt und flog ihr in die Arme und nannte sie bei dem süßen Mutternamen. Aber Biorenka zog sie schnell mit sich fort, aus der Kirche, in ein nahgelegenes Zimmer des Klosters, wo auch sie sich nun erst ganz ihrem Entzücken überließ. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem blühenden, wunderschönen Weibe, streichelte und küßte ihr die Wangen und ließ sich erzählen, was während ihrer langen Trennung vorgefallen war. Sie hörte der Tochter in größter Spannung zu und sagte endlich: „Ich preise Gott, daß er alles so herrlich gemacht hat und daß ich dich glücklich wieder sehe. Aber jetzt verlaßt mich, meine Kinder! ich habe heilige Pflichten zu erfüllen, von denen euer künftiges Glück abhängt. Nennt mir eure Wohnung, morgen mit dem frühsten bin ich bei euch!" und hiermit entließ sie sie unter tausend Liebkosungen, mit der dringenden Bitte, sich bis dahin ruhig zu verhalten.

Mit dem Entzücken des Wiedersehens im Herzen wollte Philipp seine Gemahlin in ihre Wohnung zurückführen. Sie mußten an dem Palast der Inquisition vorüber, und sahen auf den Stufen desselben ein armes Weib mit einem schönen Kinde sitzen, welche die Vorübergehenden um eine Gabe ansprach. Rosa ward durch den Anblick des Kindes gerührt, trat hinzu und beschenkte die Frau reichlich. Aber das Schicksal wollte nun alles zum Ende führen, und so geschah es denn, daß Alfonso in diesem Augenblicke aus dem Palast trat und die beiden wohlbekannten Gestalten dicht vor sich erblickte. Bleich, zitternd und wie eingewurzelt stand der Schreckliche und starrte sie mit Basiliskenblicken an. Rosa's hohe Schönheit und der heitere Blick ihres glücklichen Gatten zeigte ihm, was er verloren hatte und alle aufs neue erwachten Leidenschaften riefen ihn auf zum furchtbarsten Entschluß. — „Das sind sie!" stammelte er mit bleichen Lippen, als sie ruhig weiter gingen; „aber sie sind in meine Hände gegeben."

Die Schergen verstanden seine Winke, und ehe die Schuldlosen noch ihre Wohnung erreicht hatten, ereilte sie in einer einsamen Straße ein Wagen, in den man sie einzusteigen zwang, und ehe sie nur ahnen konnten, was man mit ihnen vornehmen wollte, hatten sich die eisernen Thore

schon hinter ihnen geschlossen und die Diener der Inquisition hatten sie, schon getrennt von einander, in tiefe Gefängnisse geworfen.

Alfonso jauchzte insgeheim auf, daß die beiden, sonst von ihm so geliebten, jetzt so gehaßten Menschen, nun in seiner Gewalt waren und schwur, sie zu verderben.

Ach! warum blühen die beiden Himmelsblumen, Liebe und Freundschaft, so nahe bei den giftigen Gewächsen Haß und Rache? Warum steht das Menschenherz offen vor ihnen, wie die goldene Pforte des Westens, durch welche leise Abendwinde wandeln und Stürme toben?

In dem Gefühl seiner furchtbaren Gewalt, zauderte Alfonso nun keinen Augenblick länger, den Durst nach Rache zu stillen. Die Liebe, die zuletzt seine ganze Seele erfüllt und die er verstanden und erwiedert geglaubt hatte, sie sollte nicht ungestraft ihn getäuscht, das Glück, welches ihm das Schicksal für die letzte Hälfte des Lebens gezeigt, und das er tief vor den Augen der neidischen Welt verborgen hatte, sollte ihm ungerächt niemand gestohlen haben. Er übergab die beiden unglücklichen, schuldlosen Menschen dem Inquisitionsgericht, und stellte selbst die Anklagepunkte wider sie auf, worin er als Hauptverbrechen angab: daß Rosa die Tochter einer verruchten Zigeunerin sey, und daß Philipp sich habe bewegen lassen, sie zu heirathen und ihre gotteslästerlichen Meinungen anzunehmen. Sie wurden vor Gericht gestellt und ihnen die Klagepunkte vorgehalten. Da sie nun nicht läugnen konnten, daß sie die Mutter Biorenka größtentheils unter der Verkleidung einer Zigeunerin gesehen hätten, so wurden sie weiter nicht gehört und für schuldig erkannt, und es bedurfte keines andern Beweises, um sie unter die Zahl derer aufzuzeichnen, denen das Todesurtheil gesprochen werden sollte.

In seine Kutte verhüllt und ohne sich zu erkennen zu geben, saß Alfonso selbst mit zu Gericht, und weidete sich an der Verzweiflung seiner Opfer, deren blühende Gesichter in der dumpfen Kerkerluft schon einzufallen anfingen, und deren stolzes Gefühl der Unschuld dennoch die Schrecken vor dem nahen grausenvollen Ende nicht zu verscheuchen vermochte. Aber ihm war dieß nicht genug. Die Unglücklichen sollten auch wissen, von welcher Hand sie starben; sie sollten den Rächer erkennen, der wie eine Gestalt des Grabes wieder aufgestanden war, um ihr schuldloses Glück zu zertrümmern. Als man sie nach dem letzten Verhör in die Kerker abführen wollte, wohin die zum Tode Verurtheilten gewöhnlich gebracht werden, ließ er sie vorher in ein Zimmer führen, worin er allein sich befand, und als sie nun hier zu verschiedenen Thüren hineintraten und sich wieder erblickend mit offenen Armen auf einander zueilten, sprang er

wüthend dazwischen, rieß sie auseinander und schrie: „Kennt ihr mich, ihr Schändlichen?“

Da erkannten sie ihn wieder, aber sie erschraken nicht, denn sie hofften in ihrer Unschuld vielmehr, der wiedergefundene Freund solle ihr Retter seyn. Als nun aber Philipp vertrauend seine Hand faßte, und Rosa ihn kindlich umschlingen wollte und flehend rief: „Mein Vater, rette deine armen Kinder!“ — da sachte der sonst so süße Vatername von neuem seine Wuth an, denn er hatte nur ihr Geliebter seyn wollen; da stieß er sie von sich und Vorwürfe und Verwünschungen strömten über seine zuckenden Lippen, und mit der furchtbaren Bestätigung, daß nur seine gewaltige Hand es sey, die sie dem Tode rächend weihe, verließ er die Unglücklichen, die starr vor Entsetzen wieder in ihre dunkeln, getrennten Kerker abgeführt wurden. Am Abend dieses Tages, als Philipp auf seinem feuchten Strohlager in tiefen Gedanken saß und sich vergeblich bemühte, Trost aus der eignen Brust zu schöpfen, trat der Gefangenwärter mit Licht und einem Korbe Essen und Wein in das Gefängniß. Er setzte es vor Philipp hin, und als er ihn lange aufmerksam betrachtet hatte, sagte er: „Ja, ich zweifle nicht mehr, ihr seyd de St. Goudran, der einst in französischen Kriegsdiensten stand?“ und da Philipp dieß bejahete, gab er sich ihm als jenen Spion zu erkennen, dem Philipp vor der Schlacht bei Malplaquet das Leben geschenkt hatte. „Herr,“ sagte er, „ich will nun wiedervergelten; ihr seyd in schreckliche Hände gerathen! Ich frage nicht auf welche Weise und ob ihr schuldig seyd, allein wenn ich nicht augenblicklich für eure Rettung alles wage, so seyd ihr verloren, denn aus diesen Gefängnissen geht es nur zum Tode!“ — Philipp freute sich zwar des Freundes in der Noth, aber er wollte nicht allein, sondern nur mit Rosa der Gefahr entfliehen oder mit ihr sterben. Doch der dankbare Mann wußte dringend zu sprechen und ihn endlich zu überzeugen, daß sie beide nur einzeln auf dem Wege einer geheimen Flucht zu retten wären und das Wagestück bei ihm begonnen werden müßte. Er versprach ihm heilig, auch für Rosa's Rettung alles zu wagen, obgleich sie einem andern harten Gefangenwärter übergeben sey. Gelänge es ihm, dann wolle er selbst mit ihr entfliehen, sie zu ihm führen und bei ihm leben und sterben!

Philipp gab endlich der süßen Hoffnung wieder Raum, und ließ den Gefangenwärter gewähren. Dieser nahm nun aus dem Korbe schnell einen Krug mit Blut; Philipp mußte sich wie todt auf seinem Lager ausstrecken, einen Dolch in die Hand nehmen und sich mit dem Blute übergießen lassen. Hierauf eilte der Gefangenwärter den Arzt herbeizurufen, der so eben die Gefängnisse besuchte, um ihm den Leichnam des Selbstmörders

zu zeigen. Dieser kam, und als er Philipp regungslos und im Blute liegen sah, untersuchte er ihn nicht weiter, sondern stellte den Todtenschein aus. Da nun dergleichen Selbstmörder ohne weiteres von den Wärtern in den geheimen Begräbnißkellern der Inquisition verscharrt zu werden pflegten, so war es diesem Gefangenwärter ein leichtes, da er den ärztlichen Todtenschein in Händen hatte, einen fest vernagelten Sarg, mit Erde angefüllt, vergraben zu lassen, indeß er Philipp, als Mönch verkleidet, unaufgehalten durch alle Wachen führte. So hatte ihm denn die Dankbarkeit das Leben erhalten, und unter der schützenden Hülle eilte er, die schrecklichen Grenzen Spaniens zu verlassen.

Die Todesurtheile über Philipp und Rosa waren indeß gesprochen. Der Tag war angesetzt, wo bei dem großen Autodafé auch diese beiden kostbaren Leben im Flammentod zerfallen sollten. Philipp war ihm durch den scheinbaren Selbstmord glücklich zuvorgekommen. Die arme Rosa aber lag krank und verlassen in ihrem schauderhaften Gefängnisse. An die dumpfe feuchte Nacht die sie umgab, an das harte kalte Strohlager, an die grobe elende Kost nicht gewöhnt, mußte ihr zarter Körper unterliegen, und wenn auch das fromme Bewußtseyn ihr Trost zuflüstern wollte, so war doch die Angst um den Geliebten und der Schauder vor Alfonsos schrecklicher Wiedererscheinung so groß, daß sie nur von diesen Bildern fortwährend geängstigt wurde. Keine freundliche Stimme sprach ihr Trost zu, kein liebendes Auge wachte bei ihr; nur ein furchtbares Fieber fuhr ihr bald wie Eis und bald wie Flammen durch die Adern, indeß in der Grabesnacht ihres Kerkers leise der Tod schon seine sichere Beute umschlich.

Alfonso konnte den Tag der Hinrichtung nicht erwarten, denn die unbeschreibliche Unruhe, die seine Seele folterte, seit das Todesurtheil unwiderruflich gesprochen war und seit er Philipps Selbstmord vernommen hatte, scheuchte allen Schlaf von seinem Lager und ließ ihm den Hauptmoment herbei wünschen, in welchem er alle seine verzehrenden Leidenschaften abzukühlen glaubte. Endlich lag nur noch ein Tag dazwischen. Alfonso war am Morgen dieses letzten Tages vor der Hinrichtung früh schon aufgestanden, denn er hatte auch diese Nacht wieder schlaflos durchwacht, als ihn die Laienschwester eines Nonnenklosters zu sprechen verlangte und ihm, da sie vorgelassen wurde, die Bitte ihrer Aebtissin mündlich überbrachte, sich unverzüglich zu ihr zu begeben, weil sie Dinge von großer Wichtigkeit mit ihm zu besprechen habe. Alfonso zögerte nicht, ihr im Augenblicke zu folgen. Sie führte ihn in das Kloster der barmherzigen Schwestern und wies ihn hier mit der Bedeutung in das Sprachzimmer, daß sie die Aebtissin sogleich herbeirufen wolle.

Während sich Alfonso nun hier allein befand, warf er seine Blicke auf ein Gemälde an der Wand, das ein schönes Weib in Nonnentracht darstellte. Aber je länger er es betrachtete, desto unruhiger fing sein Herz an zu schlagen, denn die Züge waren ihm bekannt und vertraut, und es war ihm, als wollten sich die schönen Lippen öffnen und ihn beim Namen rufen. Und als er stand und zweifelte und nicht zu entscheiden wagte, ob er Rosa's Bildniß vor sich sähe, oder ob eine Gestalt aus langer Vergessenheit ihm wieder nahe träte, klopfte ihm jemand auf die Schulter und fragte: „Wie gefällt euch das Bild?“ — Alfonso schrack zusammen, denn hinter ihm stand die Zigeunerin Biorenka.

„Hebe dich weg von mir, du Scheusal!“ rief Alfonso entsetzt; „mit dir habe ich nichts mehr zu schaffen. Ich komme, mit der Aebtissin des Klosters zu sprechen, und wie darfst du dich in dieß Heiligthum drängen?“

„Ehrwürdiger Herr!“ sagte Biorenka, „eben die Aebtissin schickt mich zu euch, denn ehe sie euch sprechen kann, habt ihr mir noch manches zu sagen. Herr!“ fuhr sie fort, „bei allem was euch heilig ist, fordere ich die Wahrheit; wißt ihr nichts von Rosa und ihrem Gemahl? Wie eine Erscheinung habe ich sie hier wieder gefunden, aber auch wieder verloren, und nachdem ich sie in unnennbarer Angst lange vergeblich überall gesucht, habe ich endlich nicht ohne Grund den schrecklichen Gedanken fassen müssen, daß die Schuldlosen in die Hände eures furchtbaren Gerichts gefallen sind!“

Alfonso sah sie mit stolzem Lächeln an und sagte: „Ja! für dich sind sie nun verloren! Meine gewaltige Hand hat endlich die Schändlichen getroffen und wird auch dich vernichten!“

„Herr!“ flehte Biorenka, „bei dem Andenken an jenes Bild dort, beschwöre ich euch, mir zu sagen, was meine armen Kinder verbrochen haben?“

„Und das kannst du noch fragen, Zigeunerin?“ rief Alfonso. „Sie haben mich um meine Seligkeit bestohlen, drum will ich ihr Leben zerdrücken. Siehe! deine Tochter war mir einst das Theuerste auf der Welt; ich hatte sie zu einem Engel erzogen und du solltest sie nur als mein glückliches Weib erst wiedersehen. Da bricht der treulose St. Goudran, der einzige, dem ich, schwach genug, mein Geheimniß anvertraue, während meiner unglücklichen Gefangenschaft als Räuber in mein Heiligthum und stiehlt mir die Liebe meiner Braut, sie läuft ihm nach in die Welt und ich bin mit meinem treuen Herzen vergessen, muß mich abweisen lassen wie ein Bettler, muß sie überall vergebens suchen und endlich dieß heiße, glühende Herz unter der Mönchskutte verbergen!“

„Und dieß ist ihr einziges Verbrechen?“ fragte Biorenka.

„Es ist die Schuld, die mich zur Rache ruft!“ sagte Alfonso. „Doch weil sie deine Kinder sind, du sündhaftes, ketzerisches Weib, hat sie das heilige Gericht zum Tode verdammt. Der feige St. Goudran hat sich bereits selbst entleibt und deine Tochter wird morgen gerichtet.“

„Heiliger Gott!“ rief eine Stimme hinter dem Sprachgitter und Alfonso erblickte die Aebtissin, die auf ihre Kniee gesunken, flehend die Arme nach ihm ausstreckte. Aber Biorenka faßte ihn, und indem sie ihn dicht vor das Sprachgitter hinzog, fragte sie ihn: „Kennst du dieß Weib?“ — Da sah er, daß es das Original jenes Gemäldes war, und die Vergangenheit hob ihren Schleier und die Hand vor die Augen schlagend, rief er: „Isabella!“

„Erkennst du mich wieder?“ fragte sie sanft; „hast du den Namen der armen, treuen, verlassenen Isabella noch nicht vergessen? — Muß ich hier vor dir auf den Knien liegen, um das Leben unseres Kindes von dir zu erflehen?“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, schweig!“ rief Alfonso zurückbebend; „schweig! was wollen deine Lippen bekennen?“

„Das theuerste und heiligste Geheimniß meines Lebens!“ sprach sie, „daß Rosa meine und deine Tochter ist!“ —

Alfonso sank bei diesen Worten wie vernichtet auf einen Sessel und verhüllte sein Gesicht.

„Als sie mich wieder fort führten aus unserm glücklichen Thale,“ fuhr Isabella fort, nachdem sie sich erhoben hatte, „und du mir nicht zu Hülfe eiltest, brachte man mich, zur Strafe für meine Flucht, in dieses Kloster. Hier gebar ich insgeheim deine Tochter und mußte den Schleier nehmen. Meiner treuen Anna vertraute ich unser Kind, und nachdem sie es wie eine Mutter auferzogen, ging sie mit meiner Bewilligung, unter der Verkleidung einer Zigeunerin, mit dem schönen Kinde in die Welt, um dich aufzusuchen und wenn sie dich gefunden, dich zu prüfen, ob du es noch werth seyst, daß wir dir die Tochter zuführten. Als dich endlich nach jahrelangem vergeblichen Suchen Anna in Frankreich gefunden hatte, als Rosa deine Pflegerin geworden war und sich dein Herz mit zarter Liebe an das Mädchen gehangen, wollte Anna mit dieser frohen Botschaft erst zu mir eilen, um meiner Bewilligung gewiß zu seyn, ehe sie dir die Tochter an das Vaterherz legte. Allein dein wildes Gemüth kannte die reine Flamme der Liebe nicht, und im Wahnsinn deiner schrecklichen Leidenschaft stahlst du dir die eigene Tochter!“

„Ach! warum verschwiegt ihr es mir denn, daß es meine Tochter war?“ rief Alfonso.

„Weil wir dich für treulos hielten!“ fuhr Isabella fort, „und dich erst prüfen wollten, ob du mich vergessen hättest; denn wer die Mutter vergißt, kann dem Kinde kein guter Vater seyn!“

Anna, die indeß ihre Verkleidung abgeworfen hatte, trat in der Tracht einer Laienschwester wieder herein und fragte ihn: „Wißt ihr noch, wie ich euch am Abende vor der unglücklichen Schlacht bei Malplaquet Isabellens Ring aufsteckte, nachdem ich euch und unsere Rosa in unbeschreiblicher Angst jahrelang gesucht hatte; wißt ihr noch, wie ich euch in den letzten Stunden beschwor, mir den Aufenthalt meines Kindes zu gestehen, und wie ich die alten Erinnerungen alle in euch zu wecken suchte? Aber ihr warft mir Isabellens Bild vor die Füße; ihr wolltet mich ermorden, und da ich das Geheimniß eurer sündlichen Liebe ahnete, flehte ich zu Gott, er möchte euch lieber auf dem Schlachtfelde ein Ziel setzen! — Der Himmel schien mich erhört zu haben; ich sah euch sinken! Keine Gefahren konnten mich abhalten, zu euch zu eilen, um euch im Todeskampf das Geheimniß eures Kindes noch zu offenbaren und das Geständniß ihres Aufenthalts von euch zu verlangen. Allein ihr waret schon bewußtlos und die Feinde rissen mich von euch. Bis zum Frieden bin ich in der Gefangenschaft der Engländer gewesen. Dann eilte ich wieder hierher zu meiner Gebieterin und fand auch euch endlich, zu meinem Erstaunen, in der Mönchskutte wieder. Alles hätte sich nun gar erfreulich lösen können, da das Schicksal auch eure Kinder herführte; wohnte nur in eurem unbezähmten Gemüthe ein heiligeres Gefühl, als glühende Leidenschaften. Ach! in dem Augenblicke, wo ich euch nun alle zu vereinigen gedachte, habt ihr selbst eure Kinder verurtheilt!“ — „O! meine armen unschuldigen Kinder!“ schrie Alfonso in Verzweiflung; „ja, ich habe meine Tochter heiß geliebt, ob ich gleich die Quelle dieser Liebe nicht verstand und in ihr nur dein verjüngtes Bild, Isabella, erblickte!“

Da streckte Isabella gegen den sonst ihr so theuren Mann die Arme aus und flehte um das Leben ihres Kindes. Aber er saß mit krampfhaft gefalteten Händen und gesenktem Haupte da, weinte laut und stammelte: „Es ist vorbei!“ — Und als nun Isabella ihn bei ihrer alten heiligen, nie erloschenen Liebe beschwor, ihr Kind zu retten und auch Anna vor ihm sich niederwarf und ihn mahnte, sein Leben an das Leben seines Kindes zu setzen, da faßte endlich die alte Kraft aufs neue sein Gemüth und er rief aufspringend: „Ich will sie retten oder mit ihr untergehen!“ — und ohne ein Wort weiter verließ er das Kloster und eilte in den Palast der Inquisition.

Bleich und verstört trat er in das Zimmer des Cardinal-Großinquisitors, bei welchem er stets freien Zutritt hatte und bat um eine geheime Unterredung. Der Greis gestand sie ihm zu, erstaunt, den sonst so kalten, verschlossenen Mann in einer solchen Gemüthsbewegung zu erblicken. Aber seit mit dem Vatergefühle der Geist einer uneigennützigen reinen Liebe in Alfonso's starke Seele eingezogen war, der die furchtbaren Gespenster seiner Leidenschaften verjagt hatte; seit die verzehrende Gluth seines Herzens untergegangen war, in der treuen heiligen Liebe zum Kinde, seit er nicht mehr arm und verrathen, nein! so unendlich reich und geliebt auf der Welt stand — seitdem war er wieder Mensch geworden und wollte sich das retten, was er so eben gewonnen hatte. Er zögerte nicht, dem Großinquisitor die Hauptpunkte seines Lebens unverholen zu erzählen und sich selbst mit furchtbarer Offenheit anzuklagen, damit sein Kind desto reiner und schuldloser erscheinen möchte. Der alte Cardinal hörte ihm theilnehmend zu, aber als er geendigt hatte, reichte er ihm die Hand und sprach: „Unglücklicher Vater! dein Kind ist doch verloren!" — Da umschlang Alfonso seine Kniee und flehte laut heulend um das Leben seines Kindes. — Doch der Greis blieb unerbittlich. „Das Urtheil, welches von unserem Gerichte gesprochen und vom Könige selbst schon unterzeichnet worden ist, kann ich nicht abändern!" sagte er, sich von Alfonso losmachend; „du hast deine Tochter uns selbst überantwortet, erkenne des Himmels weise Fügung darin; ihr Tod soll deine und Isabellens Schuld versöhnen." — „Hochwürdiger Vater!" rief Alfonso verzweifelnd, „wenn ein Opfer fallen muß, so laßt mich für sie sterben!" — „Nein!" sagte der Greis, „deine Prüfung ist noch nicht zu Ende. Je reiner und schuldloser dein Kind wirklich ist, desto ruhiger und freudiger laß es vollenden! Ich hielt den Tod sonst auch für eine Strafe; aber seit ich ihn vergeblich für mich selbst herbeisehne, ihn, den ich verschwenderisch an Tausende ertheilt habe, seitdem fühle ich, daß er nur der Weg aus der Nacht zur Klarheit des ewigen Vaters ist — nur der Sonnenblick, in welchem die reife Frucht abfällt!" —

Als nun Alfonso sah, daß nichts mehr seine Rosa zu retten vermochte, da ging sein leidenschaftliches Gemüth vom tiefsten Jammer zur höchsten Wuth über. Er riß einen Dolch aus dem Gewande und hielt ihn unter vermessenen Schwüren zum Himmel empor, daß ehe sein Kind von Henkers Hand stürbe, er das Entsetzlichste begehen werde! Der Großinquisitor verließ ihn ernst drohend und befahl seinen Leuten, auf ihn Acht zu haben und ihn nicht eher wieder in die Gebäude der Inquisition einzulassen, bis das morgende Autodafé vollzogen seyn würde.

Alfonso rannte wie ein Rasender umher. Er wollte in die Gefängnisse der Inquisition zu seiner Tochter dringen, allein man wies ihn zurück. In der entsetzlichen Angst, sie nicht mehr retten zu können und von ihr selbst verkannt zu bleiben, lief er zu seinem Beichtvater, einen der Geistlichen, die man zu den Verurtheilten vor der Hinrichtung noch einmal zu senden pflegte, vertraute diesem sein Geheimniß und beschwor ihn, es der Tochter zu offenbaren und sie mit dem unglücklichen Vater zu versöhnen. Der Geistliche versprach es und hielt Wort.

Auch der dankbare Gefangenwärter hatte sein Versprechen lösen und Rosa befreien wollen. Allein seine oft wiederholten vergeblichen Versuche zu ihrer Rettung machten ihn endlich selbst verdächtig, und wenige Tage vor der Hinrichtung vermochte er selbst nur durch eine schnelle Flucht sich vor einer harten Strafe zu retten.

Der Morgen war endlich aufgegangen, an welchem das Blutgericht gehalten werden sollte. Auf einem großen freien Platze vor Madrid waren Scheiterhaufen aufgeschichtet. Der spanische Hof im vollen Glanze und fast alle Einwohner der Stadt eilten, dem Trauerspiele beizuwohnen. Auch die ernsten Richter der Inquisition standen an ihrer Stelle, und selbst Alfonso fehlte unter ihnen nicht. Der alte Cardinal-Großinquisitor glaubte, er habe nach hartem Kampfe mit sich selbst endlich sein Herz besiegt, und warf einen zufriedenen Blick auf ihn; allein er entsetzte sich vor den gräßlichen Augen, mit denen Alfonso ihn anstarrte. Endlich nahete unter starker militärischer Bedeckung der Zug, in seiner Mitte die Verurtheilten, die still daher zogen wie die Schwäne, wenn sie der kalte Nord in ein wärmeres, schöneres Land hintreibt. Ganz zuletzt sah man ein weibliches Wesen, zu schwach zum eigenen Fortschreiten, von zwei Gerichtsdienern geführt — es war Rosa. Aber kaum wankte sie bei Alfonso vorüber, als er wie ein wüthender Löwe, der seine Jungen vertheidigt, unter die Wache sprang, die Gerichtsdiener auf die Seite schleuderte, die geliebte Tochter in seine Arme faßte und im Wahnsinn der Verzweiflung sich mit ihr nach dem Haufen des Volkes hindrängte, ihm zuzurufen: es solle ihn und sein Kind retten aus den Händen der Henker! — Doch das schüchterne Volk blieb ruhig und wagte nicht das verurtheilte Opfer zu schützen, und als der Großinquisitor winkte, stürzten die Wachen hinzu und wollten Vater und Tochter gewaltsam aus einander reißen. Aber sie hielt ihre zarten Hände fest um seinen Nacken geklammert und flehte matt: „Gib mir den Tod, mein Vater!“ — und er drückte den ersten heiligen Vaterkuß auf ihre bleichen bebenden Lippen, stieß ihr den Dolch in das reine kindliche Herz und — sank bewußtlos mit ihr zu Boden.

Nach langem dumpfen Todesschlaf erwachte Alfonso wieder. Sein zurückkehrendes Bewußtseyn knüpfte sich an die letzten Auftritte und mit geballter Faust fuhr er auf und schaute mit rollenden Augen umher. Aber die Scene hatte sich sehr verändert. Er sah sich bei dem matten Schein einer Lampe in einer kleinen stillen Kammer auf einem Bette liegen, und neben ihm sitzend eine Frauengestalt, in der Laientracht der barmherzigen Schwestern, die auf ihrem Stuhle sanft entschlummert war. Es war Anna. Der Großinquisitor hatte den unglücklichen, halbtodten Mann in das zunächst am Richtplatze liegende Hospital der barmherzigen Schwestern bringen lassen, indeß Rosa's Leichnam in der Stille fortgeschafft und beerdigt worden war. Hier nun hatte die Aebtissin seine Pflege ihrer Anna anvertraut.

Er erkannte sie, und das Gefühl, daß nach alledem, was vorgegangen, dieses treue Wesen ihn dennoch nicht verließ, erweichte sein vom Jammer zusammengezogenes Herz dergestalt, daß er still zu weinen anfing, und auf die Hand der Schlummernden leise seine Lippen drückte. Da erwachte Anna. Ihre Freude, ihn wieder am Leben zu sehen, war groß, denn man hatte gezweifelt, daß er wieder zu sich kommen würde.

Als der Tag angebrochen war, kam die Aebtissin selbst in das Hospital, und trat allein in seine Kammer. Alfonso streckte ihr die Arme entgegen und rief: „Isabella! weißt du, was ich gethan habe?"

„Ich weiß alles!" sagte sie sanft und sank an seinem Bette nieder. „Du hast unser Kind selbst hinüber geführt!"

Langsam, aber endlich doch genas Alfonso unter der zarten Pflege dieser Frauen. Seine starke Natur, an der alle Leidenschaften, wie an einem Felsen, sich gebrochen hatten, konnte auch der Jammer noch nicht vernichten. Als er das Zimmer wieder verlassen konnte, ließ ihn der Cardinal-Großinquisitor zu sich rufen. Er empfing ihn allein, und nachdem er lange schweigend die bleiche, eingesunkene Gestalt betrachtet hatte, hob er endlich an: „Ihr könnt, nach alledem was vorgefallen, nicht mehr mit uns zu Gericht sitzen. Die heilige Inquisition hat euch durch einen Spruch aus ihrer Mitte gestoßen. Eilt nun die Stadt und Gegend zu verlassen, denn das Volk ist gegen euch aufgebracht!"

„Und ihr entlaßt mich auch im Zorn, mein Vater!" rief Alfonso. „Ich soll noch einmal hinaus in die Welt pilgern, von euch verstoßen, und auch von eurem Fluch belastet?"

„Nein, mein unglücklicher Sohn!" sagte der Greis. „Ich fluche dir nicht. Gott sey mit dir! Du findest vielleicht fern von uns sicherer den Weg zu ihm als hier. Ich gebe dir ein Schreiben mit, das in jedem

Kloſter, in welches du einzutreten wünſcheſt, dir eine gute Aufnahme bereiten wird. Zieh hin im Frieden!"

Alfonſo ging. Und nachdem er auch Iſabellen das letzte Lebewohl geſagt, verließ er die Stadt und zog als Bettler büßend von Ort zu Ort. Er hatte Spaniens Grenzen endlich überſchritten und wanderte nun ziellos in Frankreich umher. Ach! es zog ihn wohl mit ſtiller Gewalt noch einmal nach jenem Thale hin, wo er mit Roſa gelebt hatte, und doch wagte er es kaum, die alte, heilige, von ihm zerſtörte Stätte wieder zu betreten. Raſtlos umher getrieben, ohne Ruhe, ohne Heimath, ſehnte er ſich unbeſchreiblich nach einem ſtillen, einſamen Orte, wo er unter harten Bußübungen ſich heiligen und ſein Leben beſchließen könnte; aber ſo manche Gegenden er auch durchzog, ſo viele Klöſter er auch beſuchte, nirgends fand er die Stätte, die ihn freundlich ernſt dazu eingeladen hätte.

Eines Tages war er auf ſeiner endloſen Pilgerſchaft von dem Städtchen Seez in der Normandie ausgegangen und hatte ſich, weil er auf den Weg nicht achtete, dergeſtalt in den großen Waldungen verirrt, daß der Abend ſchon zu dämmern begann, ohne noch vom frühen Morgen an die geringſte Erquickung zu genießen. Erſchöpft warf er ſich am Fuße einer waldbewachſenen Hügelreihe nieder, die er heut nicht mehr erſteigen zu können glaubte und war entſchloſſen, die Nacht hier zu verweilen. Da vernahm er jenſeits ein feierliches Abendläuten, und als er nun freudig wieder aufſprang und mit Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte den Gipfel endlich gewann, erblickte er, von oben hinabſchauend, in einem waldigen Thale die Thürme eines einſamen Kloſters. Der Anblick dieſer finſtern, abgeſchiedenen Wohnung bewegte ſein Herz gewaltig, denn ein ſolches Aſyl hatte er ſich oft geträumt, und mit ausgebreiteten Armen rief er aus: „O nehmt mich auf, in eure ſtillen Mauern! hier laßt mich büßen, hier laßt mich ſterben!" — Da erklang die Abendglocke noch einmal, und ſchien ihm Antwort zu geben und ihn hinabzurufen. Es war faſt dunkel geworden, als er an die Kloſterpforte klopfte und um Herberge bat. Man ließ ihn ein, und auf ſein Befragen berichtete ihm der Pförtner, daß er ſich in dem Kloſter la Trappe befinde.

Nach einer kurzen Ruhe ließ er ſich des andern Tages freudig dem ehrwürdigen Abte vorſtellen. Er machte ihn mit dem ſeltenen, ſchrecklichen Gange ſeiner Schickſale bekannt; er überreichte ihm das Schreiben des Großinquiſitors, und bat um die Aufnahme in dieſes Kloſter ſo dringend, wie um das letzte Almoſen. Der Abt ſagte ihm ſeine Bitte zu, und weil er ihm die harten Prüfungen ſeines Lebens hoch anrechnete, und die heißen Wünſche des armen, unglücklichen Mannes gern bald

erfüllen wollte; so suchte er es dahin zu vermitteln, daß er ohne weiteres als Mönch eingekleidet wurde.

So legte denn Alfonso nun öffentlich das Gelübde der strengsten Bußübungen ab; so schwor er denn, den harten Gesetzen des Ordens gemäß, fortan zu schweigen bis an das Ende! —

Als die Feierlichkeit seiner Einweihung vorüber war, und er zum erstenmal unter seine schweigenden, abgehärmten Klosterbrüder trat, wer beschreibt sein Entsetzen, als er mitten unter ihnen unverkennbar Philipp de St. Goudran erblickte! — Philipp hatte ihn schon früher bei der Einweihung wieder erkannt, und auch er bebte vor den scheuen Blicken des Mannes zurück, der sein ganzes Glück zertrümmert hatte und mußte wankend den Saal verlassen.

Der Gefangenwärter nämlich war, da er selbst entfliehen mußte, zu Philipp geeilt, und hatte ihm die Nachricht von Rosa's unvermeidlichem Tode gebracht. Hierauf hatte Philipp alle seine Güter seinen Verwandten übergeben, und weil er meinte, fortan nur weinen, nicht mehr sprechen zu wollen, so hatte er sich hier zum Mönche weihen lassen.

Aber die beiden, vor einander zurückbebenden Gestalten, mußten sich dennoch täglich oft wieder begegnen. Mit niedergeschlagenen Augen und fast ohne die Speisen zu berühren, saßen sie an der Tafel sich gegenüber. Mit geheimem Grauen knieeten sie oft neben einander in der Kirche beim Gebet. Hätten sie ihre Herzen sich gegenseitig eröffnen können, sie wären versöhnt einander in die Arme gesunken. Aber sie mußten schweigen. Den Blick voll Thränen der Reue und voll unaussprechlicher Vaterliebe, den Alfonso auf den Gatten seiner Tochter heftete, verstand Philipp nicht und wich ihm aus; und das stille Mitleid und die milde Verzeihung, womit Philipp den unglücklichen, tief gebeugten Freund anschaute, blieb für Alfonso ein Geheimniß — denn sie mußten schweigen. Und dennoch, je öfter sie sich sahen, desto mehr zog es sie wieder zu einander, und in stiller Sehnsucht suchte bald einer des andern Nähe, denn die Last des Herzens wurde doch leichter, wenn die Seele, obgleich vielleicht unverstanden, ins Auge treten konnte.

An der Pforte des Kirchhofs, auf welchem die Mönche sich selbst ihre eignen Gräber graben müssen, sind zwei alte steinerne Sitze angebracht. Hier pflegte Philipp oft bei einbrechendem Abend zu verweilen, und die stillen, theils schon grün überwölbten, theils noch offenen Gräber betrachtend, an seine Rosa zu denken, die, wie er glaubte, nicht unter dem Rasen schlief, sondern deren zarte Hülle die Flammen in Asche verwandelt und die Winde wie Blüthenstaub über die Erde verweht hatten.

Hierher folgte ihm oft Alfonso, setzte sich still auf den andern leeren Sitz, und dachte auch an seine Tochter. Wenn man nun die beiden bleichen Gestalten, die sich so viel zu sagen hatten, dennoch schweigend und unbeweglich im Mondlicht einander gegenüber sitzen sah, wie sie die Hände still gefaltet hielten, und mit unbeschreiblicher Sehnsucht einander unablässig in die tiefen Augen schauten; so meinte man, zwei alte steinerne Heiligenbilder zu erblicken, die, wie auch die Zeit mit ihren Jahren an ihnen vorüberzieht, nicht ihre Augen von einander abwenden können.

Herbst und Winter waren endlich verstrichen, und der Frühling stieg auch in dieses öde Thal hinab. Philipp erging sich an einem schönen Morgen einsam im Garten des Klosters, und blieb in tiefer Wehmuth vor einer Rose stehen, der ersten, die sich so eben wieder entfaltete, gedachte der lieblichern Namensschwester, und bethaute die Blume mit stillen, heißen Thränen.

Da trat auch Alfonso leise hinzu, und die geheimen Gedanken seines Freundes errathend, pflückte er die Rose, und nachdem er sie leise geküßt, steckte er sie an Philipps Brust. Da öffnete dieser, überwältigt, ihm die Arme und laut weinend sanken sie einander wieder an den Busen — aber sie schwiegen.

So im treuen Schweigen und frommen Dulden, verständigt und versöhnt durch eine zartere Sprache, wandelten sie noch viele Jahre neben einander, bis sie endlich der Tod aus dem Schweigen der Klosterzelle, in das noch viel tiefere, ewige Verstummen der seinigen führte. Aber freudiger hat ihn wohl niemand begrüßt, als sie, denn er war ihnen der Bote, der sie aus dem Kerker des Lebens vor Gericht bestellte, wo vor einem milden Richter alle Räthsel sich lösen.

Die Todtenhand.

Eine Criminalgeſchichte.

Der Jahrestag der Schlacht bei G. war aufs neue erſchienen, und wurde in dem Städtchen dieſes Namens von allen Bewohnern feſtlich begangen. Die Kirche war am Nachmittage, während des Gottesdienſtes, gedrängt voll; viele Fremde hatten ſich weither eingefunden, denn alle wollten den Diaconus Thomas Reinhagen predigen hören, der weit und breit für den trefflichſten Kanzelredner galt. Und auch dießmal ergriffen ſeine einfachen und gehaltvollen Worte die Herzen aller Zuhörer; er erhob ſie über das dunkle Schlachtfeld voll Blut und Thränen, und führte ſie den Berg des Glaubens hinan, von wo aus er ihnen die damals ſo finſtern und jetzt von der Sonne des Friedens ſo hell beſtrahlten Wege des Schickſals zeigte. Nicht mit Wehmuth, nein, in erhabener Freude, ſuchte er das Andenken der auf der Wahlſtatt Gefallenen zu begehen, und es gelang ihm, allen Troſt zu geben, die in banger Trauer über den Verluſt ihrer Geliebten in das Gotteshaus getreten waren. Nur als er am Schluſſe den Segen über jene Todten ausſprach und ſeine Augen feſt auf der ſchwarzen Tafel hafteten, welche in großer goldener Schrift auch den Namen ſeines Sohnes unter den Gefallenen nannte, da zuckte wie ein elektriſcher Funke aus ſeiner vollen Bruſt der Strahl der Wehmuth durch alle Herzen, und ein leiſes Schluchzen erhob ſich in der Kirche, während er ſelbſt bebend die Kanzel verließ.

„Laß uns ein wenig ins Freie gehen!“ ſagte Reinhagen zu ſeiner Tochter, als ſie aus der Kirche zurückgekommen waren, und er ſich umgekleidet hatte. „Wir haben heute noch eine heilige Stätte zu beſuchen!“

— Ada folgte dem Vater, und ſo gingen ſie hinaus auf das Schlachtfeld und erſtiegen daſelbſt einen Hügel, von dem ſie es frei überſehen konnten.

„An jener Waldſpitze alſo?“ fragte der Alte.

„Ja, dort iſt er gefallen!“ entgegnete Ada; „im tiefen Dickicht erhebt ſich dort der große Grabhügel, wo unter den vielen Tapfern auch unſer Joſeph ruht!“

Um den Hügel, auf dem ſie ſtanden, wogte jetzt das reife Korn, auf den grünen Angern weideten die Heerden, und auf den vielen Wegen im Thale ſah man bunte Gruppen von Menſchen wandeln, die auch dieß Feld beſehen wollten. Der Friede hatte das blutige Bild des Krieges ausgelöſcht und auf dieſelbe Tafel ſein liebliches, kindlich frohes Antlitz gemalt. Doch Reinhagen ſtand unbeweglich und blickte ſchweigend nach der Waldſpitze hin, während ihm große Thränen über die bleichen Wangen rollten.

Ein Wagen hielt unten am Hügel und zwei Fremde ſtiegen ebenfalls hinauf. Der Prediger und ſeine Tochter bemerkten ſie nicht, und indeß Ada liebend und beſorgt ihre Arme um den Vater ſchlang und dieſer einen Kuß auf die Stirn des Mädchens drückte, ging der Aelteſte der beiden Fremden freundlich auf ſie zu, bot dem Alten die Hand und ſagte: „Ich bin auch Vater! haben Sie einen Sohn dort unten verloren?“

„Ja,“ antwortete dieſer, zeigte nach der Waldſpitze und wendete ſich ab, um ſeine Thränen zu verbergen.

„Armer Vater!“ ſprach der Fremde; „waren Sie heute nicht in der Kirche? Haben Sie aus jener trefflichen Predigt nicht auch reichen Troſt geſchöpft?“

„Ich bin getröſtet!“ erwiederte Reinhagen und ſah ihn mild und freundlich an. Da erkannte der Fremde den Prediger wieder, der von der Kanzel auch zu ihm geſprochen hatte; er breitete ſeine Arme aus und zog ihn an die Bruſt.

Die beiden Alten vertieften ſich bald in ein ernſtes Geſpräch, indeß ſich der junge Mann, ein ſchöner ſchlanker Jüngling, von Ada erzählen ließ, was ſie von der Schlacht wußte. Er lächelte zuweilen bei ihrer begeiſterten Schilderung und ſagte endlich: „Wie ſchön es nicht aus Ihrem Munde klingt, wenn Sie die Heerhaufen ſo muthig anrücken laſſen! Aber es war auch ein großer, heiliger Tag, und ich bin ſtolz, unter jenen Freiwilligen mitgefochten zu haben, die Sie die kühnen Retter des Vaterlandes nennen.“

Es fand ſich nun, daß der junge Mann Ada's Bruder gekannt hatte und daß ſie Freunde geweſen waren. Sie erfuhr von ihm, daß

auch er dort, an jener Waldspitze, wo das Gefecht am hartnäckigsten gewesen, an ihres Bruders Seite gestritten und eine schwere Wunde an der Hand erhalten habe.

Die Sonne war dem Sinken nahe; der Fremde wollte scheiden; er faßte die Hand des Predigers und sagte: „Mir ist der heutige Tag durch Ihre Bekanntschaft sehr werth geworden, deßhalb erlauben Sie mir eine theilnehmende Frage: wie kommt es, daß ein Mann von solchem Geist und Gemüth sich auf dieser dürftigen Stelle befindet?"

„Ich bekleide sie erst seit zwei Jahren!" entgegnete Reinhagen bescheiden; „aber ich muß glauben, daß ich hier an meinem Platze stehe, denn sonst würde das Schicksal mich wohl anderswo gelassen haben!"

„Waren Sie denn einst glücklicher und ist diese Stelle nicht Ihre freie Wahl?"

„Ja, ich war einst viel glücklicher!" antwortete der Geistliche sehr bewegt; „aber jetzt steht mir keine Wahl mehr frei! — Haben Sie denn niemals," fuhr er nach einer Pause fort, „von dem Pfarrer aus Immenhain gehört, der, wie ein Kain, seinen Bruder erschlagen haben sollte?"

„Wie?" fragte der Fremde erstaunt, „Sie sind der unglückliche Thomas Reinhagen?"

„Ja!" sprach der Prediger, „ich bin's!"

Der Fremde schien betroffen und schwieg einige Augenblicke; dann sagte er: „Leben Sie wohl! Sie sind gewiß unschuldig; ich hoffe, wir werden uns froher wiedersehen!" und hiermit stieg er nebst dem Jünglinge den Hügel hinab, und der Wagen rollte davon, aus welchem der letztere oft noch zurück grüßte.

Thomas Reinhagen bekleidete einst die schöne Pfarrstelle zu Immenhain. Sein alter Vater, der früher Oberamtmann gewesen und durch weise Thätigkeit reich geworden war, hatte sich nach dem Tode seiner treuen Hausfrau von allen größern Geschäften zurückgezogen und sich zu Immenhain eine nicht unbedeutende Besitzung gekauft, wo er in der Nähe des braven Sohnes seine Tage zu beschließen gedachte. Zwar besaß er noch einen ältern Sohn, mit Namen David, aber dieser war dem Vater so fremd geworden, daß er nur mit Sorge an ihn dachte.

Nicht das Weltmeer, das zwischen ihnen lag, sondern das kalte, stolze, geizige Gemüth des Sohnes, hatte ihn vom Vaterherzen entfernt. Schon im Knaben zeigte sich der unbesiegbare Hang nach Erwerb, und trieb ihn oft zu regerem Fleiße, als den sanftern Bruder Thomas; dann pflegten die Freunde wohl zu sagen: „Der David wird ganz das Ebenbild

des Alten, eben so thätig und einsichtsvoll, und unter seinen Händen werden die Groschen des Vaters zu Thalern wachsen!" — Aber der Oberamtmann schüttelte dann immer den Kopf und meinte: „Nein, der David nicht! Rechnen und erwerben wird er wohl, aber das Hineindividiren mit der Menschenliebe, das lernt er niemals. Thomas aber, der wird, wie ich, fröhlich säen und reichlich ernten, und wenn auch nicht auf dem Felde, doch im Garten Gottes, der noch viel herrlichere Früchte trägt." Der Alte hatte recht. David wurde Kaufmann und erwarb sich bald eine unabhängige Lage. Er fragte wenig mehr nach Eltern und Bruder und ging gegen den Willen der Seinigen zur See. „Ach!" sagte seine fromme Mutter, „er wird die Zufriedenheit nirgends finden, und schifft ihr auch wohl über's Meer vergeblich nach!"

Viele Jahre verstrichen ohne Nachricht. Endlich kamen Briefe aus Surinam; dort hatte David glückliche Geschäfte gemacht, und die Tochter eines der reichsten Plantagenbesitzer geheirathet. Er entwarf ihnen ein stolzes Bild seines prächtigen Lebens, seiner großen Reichthümer und vielen Sklaven, und schloß mit der Bemerkung: „so weit könne es der Mensch bringen, wenn er seinen Weg mit Klugheit zu gehen wisse."

„Mag ihn der liebe Gott segnen mit Menschenliebe und Weisheit!" sagte der Oberamtmann, „auf daß er das reiche Pfund, welches er ihm zugemessen, recht verwalte!" Er schrieb ihm einen herzlichen, väterlichen Brief; er meldete ihm den Tod seiner Mutter, und gestand ihm recht sehnsuchtvoll, daß er ihn gern noch einmal wieder sehen möchte, ehe der Tod auch ihn abriefe.

Doch es verging ein Jahr nach dem andern, und David kam nicht und schrieb auch nicht wieder. Da säumte der Tod nicht länger und der alte Vater entschlief in den Armen seines Thomas.

Dieser wohnte schon seit zwei Jahren im Hause des Vaters; denn als bei einer im Dorfe ausgebrochenen Feuersbrunst auch die Pfarrwohnung niedergebrannt war, hatte der Vater ihn mit seiner Familie freudig aufgenommen.

Er meldete den Todesfall unverzüglich nach Surinam, gab dem Bruder eine Uebersicht der väterlichen Verlassenschaft, und eröffnete ihm in Betreff derselben freimüthig seine Wünsche, die dahin gingen, daß ihm die Besitzung des Vaters überlassen bleiben möchte; wogegen er sich erbot, die Hälfte des früheren Kaufpreises in billigen Terminen herauszugeben. Hierauf verpachtete er die ganze übrige Wirthschaft und behielt sich nur die freie Wohnung vor.

So verstrich ein Jahr. Da brachte ein Eilbote die Nachricht, daß

David so eben selbst in Hamburg gelandet sey und in wenig Tagen zu Immenhain eintreffen werde. Je unerwarteter diese Nachricht kam, um desto größer war die Freude der Familie Reinhagen.

Mit offenen Armen wurde der langentbehrte Bruder empfangen. Das kleine Haus faßte kaum den reichen Mann mit seinen Leuten; ja, es mußte für einige Sklaven, die er mitgebracht, sogar noch eine Kammer in einem Seitengebäude des Hofes geräumt werden.

David erwiederte die unverstellte Liebe und Freude seiner Anverwandten mit kalter Förmlichkeit, und suchte sich bald von ihren Liebkosungen loszumachen. Er verlangte eine Uebersicht von des Vaters Verlassenschaft; und da ihm Thomas versicherte, daß diese nur in den wenigen Mobilien, dem einjährigen Pachtgelde und dem Gute selbst bestehe, so forderte er kopfschüttelnd alle Rechnungen und Papiere, setzte sich mit seinem alten Schreiber Tage lang hin, schrieb, rechnete, und brachte endlich seine Berechnung dem Bruder, indem er fein lächelnd sagte: „Ich habe denn doch so manches aufgefunden, was zu der Erbschaftsmasse gehören dürfte, und das Ganze hier zusammengestellt. Erstlich gehört dazu dieß Gut cum inventario, und dem einjährigen Pachtgelde; zweitens des Vaters Mobiliarnachlaß, der nicht einmal gerichtlich aufgenommen worden ist; drittens der baare Vorschuß, den dir der Vater, wie ich aus seinen Rechnungsbüchern ersehen, nach dem Brande geleistet hat, und viertens endlich ein Kostgeld, welches du für dich und deine Familie wegen der bis zu des Vaters Tode auf dem Gute hier verlebten zwei Jahre in die Masse zu zahlen dich nicht entbrechen wirst, indem aus den Rechnungen hervorgeht, daß der Vater euch alle in dieser Zeit aus seinen Mitteln beköstigte. Für das letzte seit des Vaters Tode hier zugebrachte Jahr will ich keinen Ersatz verlangen, indem ich mit meinen Leuten auch für jetzt hier gratis zu verweilen gedenke."

Thomas traute seinen Ohren kaum und starrte ihn lange zweifelnd an, weil es ihm so schwer fiel, den kalten Worten aus dem Munde des Bruders zu glauben. Da ihm aber David die Papiere hinreichte, und er sich wohl von dem Ernste der Forderung überzeugte, erwiederte er sehr sanft: „Der Vater hat mir jene Summe geschenkt, um unsere verbrannten Habseligkeiten zu ersetzen und hat auch für den Platz an seinem väterlichen Tische nie ein Kostgeld von uns verlangt."

„Hierzu fehlen dir die schriftlichen Beweise," entgegnete David; „deßhalb bleiben die beiden Posten ad 3) und 4) jedenfalls der Erbschaftsmasse gehörige Activa. Jedoch fällt die Hälfte hiervon dir wieder zu, wie sich dieß durch die Berechnung und Ausgleichung unter uns leicht ergeben wird,

ſobald wir nur erſt das Gut an den Meiſtbietenden verkauft und dadurch baares Geld bekommen haben werden."

„Du willſt das Gut an den Meiſtbietenden verkaufen?" fragte Thomas, und die Augen ſtanden ihm voll Thränen. „Willſt du mir es denn nicht überlaſſen, wie ich dich gebeten?"

„Das ſteht ja in deinem Belieben!" meinte David. „Sey du der Meiſtbietende, und dann nimm es in Gottes Namen; aber baares Geld mußt du ſchaffen, denn ich habe darauf gerechnet, und kann unter keiner Bedingung davon abſtehen; die ganze Erbſchaft iſt überdieß klein genug, und bei weitem unter meiner Erwartung."

Mit dieſer beſtimmten Erklärung verließ er den Bruder, der wie vernichtet ſtand. Das kleine Glut war nun für ihn verloren; denn an Kaufluſtigen konnte es nicht fehlen, und durch die Zurechnungen, die ihm David gemacht, und gegen die er nicht ſtreiten wollte, überſtieg die herauszugebende Summe bei weitem ſeine Kräfte.

Vergebens verſuchte er noch einigemal, den Bruder zu einem andern Verfahren zu bewegen. Der Termin zur Verſteigerung der Mobilien und des Guts wurde ſchlechterdings angeſetzt und in den Zeitungen bekannt gemacht.

Indeß nun David in der Zwiſchenzeit ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte beſorgte und theils ſelbſt mehrere Reiſen unternahm, theils ſeinen alten Schreiber oft verſchickte, und Thomas ſich mit ſeiner Gattin kummervoll nach einer andern Wohnung umſah, beſchäftigten ſich die beiden Kinder des letztern, Joſeph und Ada, viel mit den drei armen Negerſklaven, die der reiche Onkel mitgebracht hatte. Zwei von ihnen mußten die niedrigſten Dienſte verrichten, und wurden von dem alten Schreiber des Abends jedesmal in jene Kammer auf dem Hofe eingeſchloſſen. Der dritte von ihnen, mit Namen Tuaro, genoß ein größeres Vertrauen, bediente ausſchließlich ſeinen Herrn, und bewohnte, neben der Stube des Schreibers, ein eignes Kämmerchen im Wohnhauſe. Die menſchliche, theilnehmende Behandlung, die ſie in Thomas' Familie fanden, fiel wie ein milder Sonnenſtrahl in ihre kalte Nacht, und mit einer kräftigen, unbeſchreiblich innigen Liebe hingen ſie ſich vorzüglich an die beiden Kinder. Tuaro ſprach deutſch, und durch ihn erfuhren ſie gar viele ſchauderhafte Beiſpiele von der Härte und Grauſamkeit ihres Oheims. Der alte Schreiber war früherhin Sklavenvogt geweſen, und nur, weil er ſich in unmenſchlicher Behandlung und liſtigem Ankaufe der Sklaven ausgezeichnet, von ſeinem Herrn zu dieſem höhern Poſten erhoben worden. Der Tag ihrer Abreiſe nach Europa, verſicherte Tuaro, ſey der größte Feſttag in der ganzen

Pflanzung gewesen, denn Davids Sohn, ein guter, menschlicher Jüngling, habe einstweilen des harten Vaters Regiment übernommen.

Obgleich die weichen Herzen der Kinder von diesen Erzählungen tief erschüttert und verletzt wurden, so drangen sie dennoch in den Neger, ihnen nichts zu verschweigen, denn sie hatten wohl bemerkt, daß er, trotz der mancherlei Vorzüge, die er vor den beiden andern Sklaven genoß, dennoch in viel trüberer Stimmung beharrte als jene. Tuaro zögerte auch nicht, den gutmüthigen Kindern sein ganzes Herz aufzuschließen und erzählte folgendes.

„Dort, wo die Sonne die Erde lieber hat, weil sie sie inniger erwärmt als hier, und wo die Menschen alle meine dunkle Farbe tragen, dort ist meine Heimath. Ach! es war so freundlich und schön in den kleinen Hütten, in den großen Wäldern, an den rauschenden Strömen, an dem Ufer des Meeres. Ich hatte auch Eltern und Geschwister, ich besaß auch ein eigenes Hüttchen, zwar leicht gebaut, wie das Nest eines Vogels, aber auch wie dieß die Freistatt der Liebe, und ein Weib war mein, mir theurer als mein Leben, meine Gumilla. O hättet ihr sie nur gekannt, wie lieblich sie war! Solch ein volles, freundliches Antlitz mit dem dunkeln Sammet unserer Farbe überzogen, ist gar schön. Da sieht man nicht die vielen wechselnden Schatten, wie in den Gesichtern der weißen Menschen; nein! da stehen die blitzenden Augen wie Sterne, und die rothen Lippen wie die Streifen der Morgenröthe am Himmel der Nacht. Wir liebten uns beide so innig, wir waren so reich und glücklich in unserer Armuth und Einfalt. Da trug das Meer große fremde Schiffe an unsere Küste. Neugierig eilten wir, sie zu beschauen, bewirtheten gutmüthig die weißen Fremdlinge, und ließen uns für ihre elenden Kleinigkeiten, die wir für große Schätze hielten, in einen Tauschhandel mit ihnen ein. Ich befand mich einst, mit vielen meiner Landsleute, eben deßhalb auf den Schiffen, und stand mit meiner Gumilla an einer Kiste voll Glaskorallen, um ihr den schönsten Schmuck auszuwählen; da erhob sich plötzlich ein gräßlicher Lärm. Die Weißen hatten die Anker gehoben und zu den Waffen gegriffen und drangen auf uns ein, um sich unserer zu bemächtigen. Wir waren wehrlos, zu sehr überrascht, und wurden leicht überwältigt. Man band uns die Hände und stieß uns hinunter in den finstersten Raum des Schiffs. Lebe wohl, Vaterland! ich habe dich nicht wieder gesehen! — Ich will euch nichts von der langen schrecklichen Nacht erzählen, die auf uns lag, während Gottes Sonne für jene Unmenschen oft aus dem Meere aufstieg.

„Wir wurden nach langer Fahrt endlich wieder an das Tageslicht

hinauf gezogen, doch nur, um auf den Sklavenmarkt geſchleppt und dort verkauft zu werden. Wir ſahen, wie Mann und Weib hier auseinander geriſſen und an verſchiedene Käufer verhandelt wurden und zitterten vor einem gleichen Schickſale. Doch es ſchien uns beſſer beſchieden; mein jetziger Herr kam und kaufte uns beide.

„Unter den Peitſchenhieben des alten Schreibers, der damals noch Sklavenvogt war, lernten wir die ſchwerſte Arbeit. Denkt euch nur, ich mußte oft Zeuge ſeyn, wenn Gumilla grauſam geſchlagen wurde, und dennoch waren wir glücklich vor allen andern, denn wir liebten uns und waren nicht getrennt.

„Meine Gumilla gebar mir endlich eine Tochter. Als ich, vor Freude weinend, das Kind am Herzen hielt, ahnete ich nicht, daß dieſes ſchuldloſe Weſen unſer letztes Glück zertrümmern würde. Mein Weib blieb ſeit der ſchweren Stunde der Geburt ſchwach und kränklich, und unter den harten Arbeiten, zu denen ſie dennoch ſchonungslos angetrieben wurde, ſchwand ihre Geſundheit immer mehr. Was menſchliche Kräfte geſtatten, nahm ich auf mich; was die Liebe vermag, habe ich für ſie gethan. Aber dieß genügte unſerem Tyrannen nicht; er entfernte Gumilla von mir und gab ſie unter beſſere Pflege, um die kränkliche Mutter mit ihrem ſchwächlichen Kinde auf dem nächſten Sklavenmarkte noch vortheilhaft genug zu verkaufen. Ich aber hoffte doch durch Ergebung das kalte Herz zu rühren; ich drängte mich an die ſchwerſten Arbeiten, ich ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, ich lernte eure Sprache, und als bei grauſamer Mißhandlung einiger neuen Sklaven dieſe über den Herrn herfielen und ihn erwürgen wollten, rettete ich ihm das Leben. Er ſah mich lange erſtaunt an, reichte mir dann die Hand und ſprach: „„Tuaro ich danke dir! Du ſollſt von jetzt an mein Leibſklave ſeyn und es gut haben!““

„Da umſchlang ich ſeine Knie und rief: O, ich will ja arbeiten mehr als alle, und es nicht gut haben, aber gib mir nur meine Gumilla wieder! Doch er kehrte mir kalt den Rücken und ſagte: „Das kann nicht ſeyn! Ich will dir wohl ein geſunderes Weib geben; Gumilla iſt mit dem elenden Kinde ja ſchon verkauft!“

Tuaro ſchlug die Hände vor die Augen. „Habt ihr es gehört?“ ſchrie er dann mit furchtbarer Stimme; „ſie war verkauft!“ — und hiermit warf er ſich zur Erde und heulte laut, und als die Kinder mit ihm weinten und ihn liebkoſten, drückte er ſie an ſeine Bruſt und rief: „Ja, euch hab' ich lieb, ihr ſeyd gut wie Gumilla! und für euer Glück wollte ich in den Tod gehen.“

Zwei Monate waren nun verſtrichen und der Tag, an welchem das

Gut ausgeboten werden sollte, in der Nähe. Viele Kauflustige hatten es bereits besehen, und da nicht zu zweifeln war, daß es um einen hohen Preis weggehen würde, so schien Thomas im Betreff desselben seine Wünsche völlig aufgegeben zu haben. Er fing auch wirklich an, seine Habseligkeiten nach dem Schulhause hinüber schaffen zu lassen, wo man ihm, weil die Brandstätte des Pfarrhauses noch wüste lag, eine Stube eingeräumt hatte.

Nicht so gefaßt wie er waren Frau und Kinder. Sie saßen eines Abends in der schönen dichten Gartenlaube und weinten, denn die Mutter hatte eben erst den Kindern erzählt, daß fremde Menschen bald hier einziehen, und sie selbst den geliebten Aufenthalt verlassen sollten, als der Neger Tuaro in die Laube trat, und in großer Bewegung fragte: „Ist es wahr, daß man euer Eigenthum, dieß Haus, verkaufen und euch hinaus weisen will? Ich sehe ja schon die Sachen fortschaffen!"

Die Kinder hingen sich an ihn und bejahten es weinend. Da hob er mit flammenden Augen die geballte Faust gen Himmel, und seine vor Wuth bebenden Lippen stammelten Worte in seiner Muttersprache, die wohl einen furchtbaren Sinn haben mochten.

„Ich muß von euch scheiden!" sprach er dann und umschlang die Kinder. „Morgen früh schickt mich mein Herr nach Hamburg, um seine Abfahrt nach Amerika dort vorzubereiten. Eure Thränen und Flüche werden uns verfolgen, Schreck und Verwünschungen werden uns an Amerika's Küste wieder empfangen. Aber der dort oben wird gegen uns alle barmherzig seyn!"

Wirklich mußte Tuaro am andern Morgen abreisen, denn gleich nach dem öffentlichen Verkauf des Nachlasses wollte David mit seinem Erbtheile zurückkehren. Ganz außer Fassung nahm der Neger von der Familie Reinhagen Abschied und wollte die Kinder nicht aus den Armen lassen, bis ihn die rauhe Stimme seines Herrn rief; worauf er dann schnell das Pferd bestieg und davon sprengte. Auch den alten Schreiber schickte David an demselben Tage in die Stadt, wo er noch ein Geschäft zu Stande bringen sollte, und da er voraussah, daß jener über Nacht ausbleiben werde, befahl er ihm, sich wenigstens den kommenden Morgen bei guter Zeit wieder einzufinden.

So schlief denn David, nachdem er die beiden Neger selbst in ihre Kammer auf dem Hofe sorgfältig eingeschlossen, mit der Familie seines Bruders allein im Wohnhause.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Seiger 6 Uhr geschlagen, als Thomas todtenbleich aus seiner Thüre über die Straße zur Wohnung des

Dorfrichters hinstürzte und ihn beschwor, sich eiligst zu ihm zu verfügen, denn sein Bruder David schwimme drüben im Blute. Der Richter erschien mit den beiden andern Gerichtspersonen und auch der im Dorfe wohnende Bader, welchen Joseph herbeigerufen, war zugegen, als man in das Zimmer trat. Hier zeigte sich ein schauderhafter Anblick. David lag aufgedeckt, blutig und todt im Bette; in der Brust waren mehrere tiefe Wunden sichtbar, in deren einer noch das Messer steckte. Die rechte Hand schien nach diesem gegriffen zu haben, denn einige Finger waren zerschnitten; die linke Hand aber, an welcher er einen kostbaren Ring zu tragen pflegte, fehlte gänzlich und war im vordern Gelenke abgelöst. Blut floß auf den Dielen umher, und am Bettlaken schien sich der Mörder die Hände abgewischt zu haben. Die Nachtlampe brannte noch; die Papiere und das Geld des Ermordeten lagen unangerührt.

Während dem nun Bestürzung und Entsetzen die Anverwandten des Ermordeten betäubte und die Gerichte das Nöthige verfügten, kam der alte Schreiber von seiner Reise zurück. Er trat vor das Bette des Ermordeten, sah ihn lange scharf an und sagte endlich: „Ja, ja! du bist stumm; aber ich verstehe dich wohl!“ und indem er sich mit einem widrigen Lächeln zu Thomas wendete, der bleich und wie vernichtet neben ihm stand, fuhr er fort: „Nicht wahr, mein Herr Pastor, der nahe Licitationstermin wird nun überflüssig?“ — Thomas verstand ihn nicht und wollte ihm erzählen, wie er den Bruder gefunden; allein der Alte sagte: „Ich will Ihnen das ersparen, und mich von allem selbst unterrichten!“ und hiermit schlich er im Hause umher, fragte die Kinder und Dienstboten aus, und besah das unversehrte Schloß an der Kammer der beiden Sklaven, wozu der Schlüssel noch in Davids Rocktasche steckte. Nachdem er hierauf dem Neger Tuaro einen Eilboten nachgesendet und ihm befohlen hatte, unverzüglich nach Surinam abzureisen, um der Familie die Trauerpost zu hinterbringen, eilte er selbst, zu dem Gerichtshof sich zu begeben, wo er den Pfarrer Thomas Reinhagen als Mörder seines Bruders peinlich anklagte.

Dieser wurde hierauf mit seiner Familie eingezogen und es waren allerdings Umstände genug vorhanden, die ihn dem Verdacht des Mordes aussetzten.

Die Nähe des unseligen Termins, der seine Wünsche und Hoffnungen stören sollte und das harte Benehmen des Bruders konnte wohl einen verzweifelten Entschluß erzeugt haben, und da kein Fremder in dem Hause geschlafen hatte; da, wie Thomas selbst versicherte, die Hausthüre am folgenden Morgen noch fest verschlossen gewesen war, und er das in der

Bruſt ſteckende Mordmeſſer für ein ihm zugehöriges Küchenmeſſer anerkennen mußte, was blieb da auch den Richtern zu glauben übrig, als daß er des Brudermordes wirklich ſchuldig ſey. Nur konnte niemand begreifen, weßhalb man dem Ermordeten die linke Hand abgeſchnitten habe; denn die Behauptung des alten Schreibers, daß es jedenfalls geſchehen ſey, um ſich des koſtbaren, vielleicht feſtſteckenden Ringes zu bemächtigen, ward deßhalb unwahrſcheinlich, weil man übrigens alle vorhandenen Gelder und Papiere unangerührt gefunden hatte. Man hoffte jedoch, dem Mörder mittelſt des Ringes am ſicherſten auf die Spur zu kommen, da nach Angabe des Schreibers auf der Faſſung des köſtlichen Rubins die Buchſtaben D. G. R., als Anfangsbuchſtaben der Namen des Ermordeten (David Gottlieb Reinhagen) ſtehen ſollten.

Die Unterſuchung ging nun ihren Gang. Allein ſo lange ſie auch dauerte, und ſo vorſichtig und einſichtsvoll die Richter auch immer dabei verfuhren, es blieb dennoch bei dem bloßen Verdachte gegen den Prediger; und weil deſſen ſeitheriges, ſo unbeſcholten geführtes Leben, weil die Art, mit der er ſein Unglück ertrug, und das Zeugniß aller Menſchen, die ihn kannten, für ſeine Unſchuld ſprach, ſo wurde er, da man etwas weiteres nicht auf ihn bringen konnte, zwar endlich ſeiner Haft entlaſſen; doch mußte der Unglückliche die Koſten der Unterſuchung tragen und ward, bis zum Erweis ſeiner Unſchuld, vom Predigeramte ſuſpendirt, indeß man die Pfarrſtelle zu Immenhain einem andern übertrug.

Der alte Schreiber nahm eine Abſchrift der ſämmtlichen Unterſuchungsakten, um ſich damit vor Davids Familie zu rechtfertigen, und reiste mit den beiden Negerſklaven nach Surinam zurück.

Während dieſer Criminalunterſuchung hatte die Regierung auch die Erbtheilung der Reinhagen'ſchen Familie fortſchreiten laſſen. Der väterliche Nachlaß war veräußert, und die eine, auf David fallende Erbportion ad depositum genommen worden, bis deſſen Erben ſich als ſolche beglaubigen und darüber verfügen konnten. Die andere, dem armen Thomas gehörige, ging aber faſt gänzlich für Unterſuchungskoſten auf.

Wer den Prediger kannte, hielt ihn für unſchuldig; die Gemeinde beklagte den Verluſt des geliebten Lehrers und Freundes; aber ſeine Geſchichte war das Geſpräch des Tages geworden, und da viele, vom Scheine getäuſcht, dennoch den Stab über ihn brachen, ſo zog der unglückliche Mann, ſeine Sache Gott anheim ſtellend, mit ſeiner Familie weit hinweg und kaufte in einem abgelegenen Dörfchen, vom Reſt des Vermögens, ein Häuschen, wo er kümmerlich von ſeiner Hände Arbeit und nur der Erziehung ſeiner Kinder lebte.

Um dieſe Zeit brach der große, faſt allgemeine Krieg aus, und verheerte Deutſchland. Auch Thomas fühlte den Druck der Zeit, und ward immer vertrauter mit der Armuth. Aber das Schickſal des Vaterlandes ging ihm näher zu Herzen als ſein eignes, und da er ſelbſt in den Kampf nicht mit hinausziehen konnte, ſo gab er ſeinem Joſeph freudig den Segen, der als Freiwilliger ſich in die Reihen der Tapfern zu ſtellen eilte. Allein der blutige Krieg ſchritt immer näher; bei einem Gefechte brannte ein Theil des Dorfes und auch Reinhagens Häuschen ab. Joſeph fiel auf dem Schlachtfelde bei G. und ſeine unglückliche Mutter ſtarb vor Schreck und Gram.

So ſtand denn Thomas, mit dem Herzen voll Liebe und Frömmigkeit, wie ein verſtoßener Bettler da, und hatte nichts mehr auf der weiten Welt, als ſeine holde, liebliche Tochter Ada.

Endlich ſchloſſen die Streitenden wieder Frieden. Da wagte es Reinhagen, ſich an die Landesregierung zu wenden und ihr ſeine Schickſale darzuſtellen.

Er fand Gehör und Theilnahme; denn wie hätte man zu einer ſo frohen Zeit, wo ja ſo vielen Sündern vergeben ward, nicht auch einem Unglücklichen wieder aufhelfen wollen, den ſein Wandel rechtfertigte und freiſprach, obgleich er nicht ſeine Unſchuld vor Gericht beweiſen konnte. Man ertheilte ihm daher das erledigte Diakonat zu G., und hier war es, wo wir ihn zuerſt kennen lernten.

Es mochten kaum einige Wochen ſeit dem Tage verfloſſen ſeyn, an welchem Reinhagen die Fremden auf dem Hügel des Schlachtfeldes geſprochen hatte, als ihm ganz unerwartet, und in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken, die einträgliche Pfarrſtelle auf dem Gute des Generals von W. angetragen wurde. Ein neuer Strahl von Freude glänzte in ſeinem düſtern Blicke auf; nicht das reichlichere Einkommen reizte ihn, jene Stelle anzunehmen, ſondern, daß ihm die Menſchen wieder vertrauten und nach ihm verlangten, erhob und tröſtete ſein Herz. Er willigte auch um ſo freudiger ein, als der kurze Aufenthalt in G. ſchon manchen Kummer über ihn gebracht hatte. Mehrere junge Bürger dort, welche um die Hand der ſchönen Ada geworben hatten, waren von ihr, die mit ſchwärmeriſcher Liebe an dem Vater hing, gegen den Wunſch deſſelben, zurückgewieſen worden, und hatten ihre Liebe nun in Haß und Feindſchaft verwandelt. Und wo ſollte er ſelbſt denn ſeine Schritte hinlenken, wenn er bei ſeiner alten treuen Freundin, der Natur, Troſt und Stärke ſuchen wollte; da ihn das Schlachtfeld rings umgab, auf welchem der geliebte Sohn einſt verblutete. Mit Dank nahm Reinhagen alſo den unerwarteten,

ja ihm unerklärbaren Ruf an, und reiste in Begleitung seiner Tochter nach jenem Dorfe hin, um seine Antrittspredigt zu halten. Die fruchtbare, herrliche Gegend, das schöngebaute, große Dorf, die heitere, geräumige Pfarrwohnung grüßten sie freundlich, wie die Vorboten einer bessern Zukunft, und der herzliche Empfang der Gemeinde erfüllte ihre gerührten Herzen mit Vertrauen und Zuversicht. Sie fanden eine Einladung auf das Schloß, wo viele Gäste versammelt waren, und wie sah sich Reinhagen überrascht, als er in das Gesellschaftszimmer trat, und ihm der General jenen alten Fremden mit den Worten entgegen führte: „Hier, mein lieber Herr Pastor, mache ich Sie mit Ihrem Freunde, dem Präsidenten Grafen R., bekannt. Wenn wir uns beide lieb gewinnen, woran ich nicht zweifle, so haben Sie es der Empfehlung dieses Mannes zu danken!" Auch der Präsident reichte ihm die Hand, und allen Dank von sich ablehnend, freute er sich herzlich des Wiedersehens und bat Reinhagen, ihn unter seine Freunde zu zählen.

Während sich nun die Männer in ein heiteres Gespräch vertieften, erneuerte auch Graf Dietrich, der jüngste Sohn des Präsidenten, eben der Jüngling, welcher mit dem Vater auf dem Hügel des Schlachtfeldes gestanden hatte, seine Bekanntschaft mit Ada. Er hatte den anwesenden Damen, vor Ada's Ankunft, schon so vieles von dem schönen Mädchen gesagt, und dabei mit solcher Begeisterung gesprochen, daß die Neugier aller aufs höchste gespannt war, und sich in manchem Herzen der stille Vorsatz erzeugte, ein wenig streng über die Fremde richten zu wollen.

Als sie aber endlich so anspruchlos und doch so schön, so bescheiden und doch so unbefangen in die Gesellschaft trat, und in den Unterhaltungen, zu denen man sie absichtlich zog, eine gar seltene Anmuth und Geistesbildung entwickelte, da war kein Gemüth, welches sich nicht innig zu ihr hingezogen fühlte, und Graf Dietrich empfing von allen Seiten das Geständniß, daß er viel zu wenig von ihr gesagt habe.

Die Generalin, welche keine Kinder hatte, schloß das Mädchen beim Abschiede recht mütterlich in die Arme und sagte: „Mein Gemahl hat Ihren Vater gewählt, um einen treuen Freund in ihm zu finden; ich hoffe, in Ihnen finde ich eine Tochter, der ich mit Freuden Mutter seyn werde."

Reinhagen fühlte sich bald glücklich in seiner neuen Lage. Er wurde der herzliche Freund des braven Generals und Ada der Liebling seiner Gemahlin; er sah sich von allen geliebt und verehrt, und vor einer so heitern Gegenwart traten die alten gräßlichen Bilder der Vergangenheit allmählig in ein tiefes Dunkel zurück.

Das Gut des Generals lag nahe bei der Stadt, in welcher die Landesregierung ihren Sitz hatte. Der Präſident beſuchte daher oft ſeinen alten Freund, und weil Reinhagen jedesmal von der Geſellſchaft ſeyn mußte, ſo wurde er auch mit dieſem immer näher bekannt. Dietrich, der, ſeit er aus dem Feldzuge zurückgekehrt war, unter der Leitung des Vaters arbeitete, begleitete ihn gewöhnlich und verlebte dann wohl manche ſelige Stunde in Ada's Umgang, und ſo wie die Väter eine immer höhere Achtung gegen einander gewannen, ſo wurden auch die Gemüther der Kinder immer inniger von der Frühlingsſonne des Herzens erwärmt. Dem Präſidenten entging dieſe aufkeimende Liebe nicht, aber er war auf keine Weiſe gemeint, ſie zu ſtören. Er liebte dieſen Sohn mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit, und weil er den Jüngling, der an den Folgen des Feldzugs und den erhaltenen Wunden fortwährend litt, nur einer zarten, weiblichen Pflege anvertrauen wollte, ſo meinte er, daß nur ein von Dietrich herzlich geliebtes und wahrhaft wiederliebendes Mädchen die Gattin deſſelben werden dürfe. Die Frauen ſeiner ältern Söhne, vornehm geboren und erzogen, blieben ſeinem Vaterherzen immer fremd, und wenn er dagegen nun oft bemerkte, wie Ada ihren Vater auf den Händen trug, wie ſie, aus Liebe zu ihm, allem entſagte und er dieß Mädchen, mit der reichen Ausſtattung der Natur, dennoch in ſo lieblicher Anſpruchsloſigkeit vor ſich ſtehen ſah, ſo konnte er ſich des Wunſches nicht erwehren, daß ſie ſeine Tochter werden möchte. Auch Ada vermochte es nicht zu verbergen, daß ihr der Jüngling ſehr theuer war; aber je heller die Flamme in ſeinem Herzen aufſchlug, um deſto ſchüchterner zog ſich das ihrige zurück; ja, ſie hatte ſogar einmal ein paar Worte fallen laſſen, als ſey ſie ſchon verlobt, wobei ihr aber die Thränen aus den Augen geſtürzt waren.

So ſtanden die Verhältniſſe, als das Schickſal von neuem eingriff und alles zerſtören zu wollen ſchien.

Reinhagen war nun ſeit einem Jahre im Amte, als der Superintendent und Schulrath B. zur Kirchenviſitation erſchien. Er war der einzige Menſch, welcher den Paſtor ungern auf dieſer Stelle ſah, die er einem Verwandten vergeblich zuzuwenden ſich bemüht hatte, und erklärte oft mit Bitterkeit, daß er einem Manne niemals vertrauen könne, welcher ſich von jenem frühern ſchweren Verdachte noch nicht gereinigt habe. Das Gaſtzimmer, welches man ihm in der Pfarrwohnung einräumte, lag dicht neben Ada's kleinem Stübchen. Der Superintendent vermuthete ihre Nähe, denn er hörte ſie Abends noch zum Clavier ſingen, und weil ihm das ſchöne Mädchen gar wohl gefiel, und er aus ſeinem Fenſter ſehen

konnte, wie sie früh schon im Garten bei ihren Blumen geschäftig war, so trieb ihn die Neugier, sich in ihrem Zimmer umsehen zu wollen. Er fand die höchste Ordnung und Reinlichkeit; es war alles sorgfältig aufgeräumt, auch das weiße Bettchen schon gemacht; aber in ihrem Schreibtische steckte der Schlüssel, da durfte er ja wohl nachsehen, ob auch das Mädchen noch keine Geheimnisse habe? Er öffnete ihn, und sah in einige Schubladen; sie lagen voll Briefe. „Ei! gewiß Liebesbriefchen!" — aber sie waren alle von ihrem Bruder Joseph.

Da fiel ihm endlich ein Kästchen im Hintergrunde des Schreibtisches in die Augen, dessen Inhalt auch geprüft werden mußte. Aber wer beschreibt sein Entsetzen? — in dem Kästchen lag eine Todtenhand, an deren Knochenfinger ein Ring mit rothem Steine blitzte.

Nun war ja doch sein Mißtrauen gerechtfertigt, hier lag ja die Hand des Ermordeten, und klar genug stand Reinhagen als Brudermörder vor ihm da.

Voll Bestürzung schlich sich der Superintendent auf sein Zimmer zurück, verließ, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, die Pfarrwohnung und erstattete, da der General in ein Bad gereist war, mit den grellsten Farben unmittelbaren Bericht an die Behörde.

Der Präsident war nicht wenig betroffen, gegen einen Mann eine solche Anklage sich erheben zu sehen, dem er so innig vertraut hatte; und ob er dem Berichterstatter gleich wenig Glauben beimaß, so mußte doch ohne Verzug etwas geschehen, das die Sache ins Klare brachte. Er sendete deßhalb den alten Criminalrath Herbst, einen strengrechtlichen, zugleich aber auch sehr discreten Mann, als Commissarius insgeheim dorthin ab, und trug ihm auf, zwar so schonend als möglich zu Werke zu gehen, im Fall sich aber die Todtenhand mit dem bezeichneten Ringe wirklich vorfinden sollte, den Prediger Reinhagen nebst seiner Tochter ohne weiteres in Verhaft nehmen zu lassen.

Der Criminalrath ging noch in derselben Nacht ab, und trat am frühen Morgen mit den Gerichten des Dorfs unerwartet in die Pfarrwohnung. Reinhagen lächelte ruhig, als er ihm seinen Auftrag bekannt machte, und wollte die Tochter rufen lassen, die noch auf ihrem Zimmer war; doch jener verbat es, und ging selbst zu ihr hinauf. Ada hatte eben ihr Morgengebet verrichtet und erschrak nicht wenig, den fremden Mann bei sich eintreten zu sehen; aber sie ward noch sichtlicher bestürzt, als derselbe, freundlich und ernst, die Oeffnung ihres Pultes verlangte, weil er von höherer Behörde beauftragt sey, den Inhalt eines Kästchens zu prüfen, welches sich darin befinden solle. Zitternd und hocherröthend schloß sie auf.

Da ſtand denn im Hintergrunde das bedeutungsvolle Käſtchen, und in demſelben lag wirklich die linke Hand eines Todten, mit dem Stein im Ringe und den Buchſtaben D. G. R. auf der Faſſung.

„O, mein Gott!“ rief der Criminalrath und ſchlug die Hände zuſammen: „So ſind Sie wirklich des Brudermordes ſchuldig?“ Ada ſtand bleich vor ihm und ſtarrte ihn mit großen Augen an, als verſtehe ſie den Sinn dieſer Worte nicht; ſie wollte zu ihrem Vater hinab eilen, aber der Criminalrath ließ ſie nicht aus ihrem Zimmer, und weil er die ſprechendſten Beweiſe der Schuld in den Händen zu haben glaubte, ſo kündigte er er beiden gefängliche Haft an, und ließ ſie, damit ſie ſich vor dem erſten Verhör nicht ſprechen konnten, in zwei beſondern Wagen in der nächſten Nacht unter Bedeckung nach der Stadt abführen.

„Nun ſo fahre hin, du Glaube an die Menſchheit!“ rief der Präſident ſchmerzlich aus, als ihm der Criminalrath berichtet hatte; „und du, blinde Gerechtigkeit, gehe deinen alten, eiſernen Gang.“

Da trat Graf Dietrich bleich und verſtört in das Zimmer. „Iſt es möglich, Vater?“ ſprach er bebend: „Iſt Reinhagen und ſeine Tochter des ſchrecklichen Verdachtes wegen wirklich in Verhaft genommen?“

„Ja,“ ſagte der Präſident; „ſie haben uns mit ihrer frommen Außenſeite ſchändlich betrogen!“

„Laſſen Sie mich das Mädchen ſprechen!“ flehte der Sohn; „ſie iſt ſicher ohne Schuld. Eine einzige Unterredung ſoll mir mehr ſagen, als zehn Verhöre!“

„Nein!“ entgegnete der Präſident; „nein, wir dürfen keinen Schritt mehr thun. Wir ſind durch dieſe Menſchen ſchon mehr als bloßgeſtellt. Die Sache muß ihren Weg gehen!“

„Vater!“ rief der Sohn in höchſter Bewegung und ſank vor ihm nieder: „Ada iſt unſchuldig! das ganze Glück meines Lebens hängt daran.“

„Mein armer Dietrich!“ ſprach der Vater ſanft und nahm den Sohn an ſeine Bruſt: „Ich habe das wohl geahnet und hätte dir, trotz mancher Vorurtheile, meinen Segen gern gegeben. Aber das wirſt du wohl einſehen, daß, wenn auch das Mädchen ſelbſt ſchuldlos ſeyn ſollte, die Tochter eines Mörders immer für dich verloren bleibt!“

Die Unterſuchung ſollte nun auf's neue beginnen. Da aber der Criminalrath Herbſt vorher die Akten der frühern Unterſuchung des Mordes zu Immenhain verlangte, und dieſe alſo erſt herbeigeſchafft werden mußten, ſo verging eine geraume Zeit, ehe man zum Verhör ſelbſt ſchreiten konnte.

Während deſſen war ein junger Mann zu Immenhain erſchienen,

der sich sehr angelegentlich nach Thomas Reinhagen und seinem dermaligen Wohnorte erkundigt hatte. Er kam, da man ihm denselben nachgewiesen, auch hierher und bat, weil er Reinhagen auf's neue in diese Untersuchung verwickelt fand und ihm der Zutritt zu ihm untersagt blieb, den Präsidenten um eine geheime Unterredung.

Dieß geschah gerade am Tage des ersten Verhörs. Der alte Reinhagen hatte in demselben alles geläugnet und durchaus nichts von der Todtenhand wissen wollen; Ada hingegen die bei ihr vorgefundene für ihr Eigenthum zwar anerkannt, jedoch behauptet, daß sie weder die Hand des ermordeten Oheims sey, noch daß ihr Vater das geringste darum wisse. Die Frage aber: wie sie dazu gekommen? hatte das Mädchen unbeantwortet gelassen und dabei dringend gebeten, sie ihrem Vater zuzuführen, weil sie nur diesem das Geheimniß enthüllen könne. Da man aber Bedenken getragen, ihr gleich jetzt zu willfahren, so war das erste Verhör hiermit geschlossen worden.

Nachdem der Präsident mit dem Fremden mehrere Stunden allein gesprochen und die bei dem ersten Verhöre aufgenommenen Protokolle gelesen hatte, kam er mit dem Criminalrath Herbst darin überein, die von der Tochter erbetene Zusammenkunft mit ihrem Vater ohne Verzug auf seinem Zimmer zu veranstalten. Außer dem Präsidenten und dem Criminalrathe war niemand zugegen, als sich jene wiedersahen und einander weinend in die Arme sanken.

„Nicht wahr, mein Kind!" sagte Reinhagen; „wir sind unschuldig?"

„Ja, mein geliebter Vater!" rief Ada, „und vor diesen würdigen Männern will ich dir alles bekennen, was den Schein des Verbrechens auf uns geworfen hat.

Was Ada jetzt freimüthig erzählte, werden wir späterhin erfahren, wenn man es protokolliren wird. Genug, der Präsident hörte sehr gespannt zu und bat das Mädchen, als es geendigt hatte, einstweilen mit ihrem Vater in ein anderes Zimmer zu treten, indeß er selbst sich das in Ada's Schreibtische vorgefundene Kästchen mit dem Corpus delicti herbeiholen ließ. Er sah lange auf die dürre Todtenhand; er zog ihr den goldnen Ring vom Knochenfinger und betrachtete ihn aufmerksam. Der Ring schien neu aufgeputzt, doch waren Blut- oder Moderflecke daran zu erkennen. Die drei Buchstaben D. G. R. standen zwar wirklich auf der Fassung, doch war der Stein kein Rubin, sondern ein bloßer Karneol und die beiden letzten Buchstaben waren also verschlungen, daß man ein kleines v leicht noch dazwischen herausfinden konnte. Als der Präsident den Criminalrath hierauf aufmerksam gemacht hatte, versuchte er an einem

kleinen, kaum ſichtbaren Knöpfchen des Ringes zu drücken, und — ſiehe da! — der rothe Stein ſprang auf, und unter ihm zeigte ſich ein faſt verlöſchtes weibliches Bild.

„Ja, mein Herz hat mich nicht getäuſcht! Du kommſt zur rechten Stunde, du heiliger Zeuge für die Unſchuld deiner Tochter!“ rief der Präſident und bog ſich erſchüttert auf den Ring nieder, und konnte die hervorſtürzenden Thränen nicht länger zurückhalten. „Gehen Sie,“ bat er den Criminalrath, bringen Sie mir eilig meinen Sohn Dietrich und laſſen Sie auch den Fremden rufen, der mich heute geſprochen hat.“

Graf Dietrich trat ins Zimmer. „Ich habe einen ſchweren Auftrag für dich!“ ſagte der Präſident; „allein ich hoffe, du wirſt deiner Gefühle Herr bleiben. Da durch das heutige erſte Verhör in Reinhagens Unterſuchungsſache noch gar wenig Licht gekommen iſt, ſo habe ich, aus alter Vorliebe für dieſe Menſchen, den Vater und die Tochter ſo eben hier in meinem Zimmer confrontirt. Das Mädchen bekannte wichtige Sachen, die zu Protokoll genommen werden müſſen. Ich wünſche nicht, daß dieß von fremder, kalter Hand geſchähe. Willſt du die Führung des Protokolls wohl über dich nehmen? Die Inquiſiten warten im Nebenzimmer.

Dietrich ſtand blaß und zögernd da; endlich faßte er ſich und ſagte: „Ja, mein Vater, ich will!“

Der Criminalrath erſchien nun nebſt dem Fremden und ließ auf einen Wink des Präſidenten die beiden Angeklagten eintreten.

Man bot ihnen Stühle, indeß ſich Dietrich, der nicht die Augen aufzuſchlagen wagte, an den Schreibtiſch ſetzte.

„Sie haben in Betreff der bei Ihnen vorgefundenen Todtenhand mir ſo eben ein wichtiges Bekenntniß abgelegt, und werden Ihre Ausſage, weil ſie aufgezeichnet werden muß, jetzt noch einmal vor uns wiederholen!“ ſagte der Präſident zu Ada, indem er dem Sohne winkte, das Protokoll einzuleiten.

Dieſer ſchrieb mit zitternder Hand und fragte in banger Zerſtreuung den Prediger um ſeinen Namen. „Ich heiße Thomas Reinhagen!“ erwiederte dieſer ſanft lächelnd, denn ihm entging die innere Bewegung des Jünglings nicht. Aber Ada konnte ihm nicht antworten, als er auch nach ihrem Namen fragte, ſondern fing bitterlich an zu weinen, denn ſie meinte, er wolle ihren Namen nicht mehr kennen.

„Schreiben Sie nur Ada Reinhagen!“ fiel der alte Criminalrath ſchonend ein; „ſie hat ſich heut ſchon zu dieſem Namen bekannt.“

Für den Namen des ebenfalls gegenwärtigen Fremden ſollte, ſo verlangte es der Präſident, das Protokoll für jetzt noch offen bleiben.

Ada's Busen hob sich bebend, doch der Vater hielt ihre Hand; er sprach ihr liebreich zu und bat sie dringend, sich zu fassen; und so erzählte sie denn folgendes: „Als mein Vater nach jahrelangem Leiden endlich Diakonus zu G. geworden war, eilte ich, das nahe Schlachtfeld dort zu besuchen, wo mein geliebter Bruder fiel. Ich wollte ja mit dem Orte vertraut werden, wo er verblutete und wo man ihn eingescharrt hatte, und ließ mir deßhalb von den Landleuten, die Augenzeugen der Schlacht gewesen waren, alle Umstände genau beschreiben. Da fand ich den Platz bald heraus, wo sein Regiment gefochten hatte und er gefallen war; und als mir ein alter Bauer erzählte, daß man alle die an der Waldspitze gefallenen Freiwilligen in ein großes Grab gelegt hätte, wobei er selbst geholfen, so blieb mir kein Zweifel übrig, daß auch mein Bruder unter seinen Freunden dort ruhe. Dieß Heldengrab, vom dichtesten Gebüsch umgeben, besuchte ich nun oft, und habe an dieser heiligen Stätte manche wehmüthige Stunde verlebt und mir oft wohl auch Trost geholt."

Ada hielt inne und weinte. Der Vater liebkoste ihr und bat sie, fortzufahren. Dietrich schrieb zitternd weiter.

„Wir wohnten länger als ein Jahr schon in G.," fuhr sie endlich schüchtern fort, „da warben zwei junge Bürger um meine Hand. Es waren wohl brave Männer, denen mein Vater selbst gewogen war, aber ich hatte kein Herz zu ihnen und wußte mir keinen Rath. Bekümmert ging ich hinaus zu meinem Heldengrabe, gedachte dort wieder Trost zu finden und einen Entschluß zu fassen; ich weinte mich satt und wünschte, die Geister der Jünglinge, deren Herzen dort unten in Staub zerfielen, und vielleicht auch gefühlt hatten, was die Liebe sey, möchten mir ein Zeichen geben, was ich thun solle."

„In gespannter Erwartung horchte ich hoch auf — ein Vogel flatterte aus dem nahen, dichten Gebüsch und erschreckte mich; doch weil ich glaubte er möchte sein Nestchen in der Nähe haben, bog ich die dichten Zweige vorsichtig aus einander — und bückte mich, um es aufzusuchen. Da erblickte ich unter dem Strauche im trocknen Laube einen Gegenstand, der meine Neugier reizte, und als ich ihn hervorzog, erkannte ich mit Schaudern eine abgehauene Hand, an deren Knochenfinger ein unscheinbar gewordener goldener Ring steckte. Schnell fuhr mir der Gedanke durch die Seele: dieß sey das Zeichen, das ich von den Geistern verlangt; ich solle nie heirathen, denn nur der Tod biete mir seinen Verlobungsring! — Dieß bestimmte meinen Entschluß; ich wies jede Bewerbung zurück und blieb bei meinem theuren Vater; aber die Todtenhand mit dem Ringe habe ich heilig aufbewahrt!"

Dietrich ſchrieb ſchon lange nicht mehr, und hielt ſeine flammenden Augen auf Ada geheftet. Da ſprach der Präſident, der ſeinen Sohn genau beobachtete, das offene Käſtchen vor ihm auf den Tiſch hinſtellend: „Hier iſt die Todtenhand mit dem Ringe!“ — und Dietrich hatte kaum einen Blick darauf hingeworfen, als er aufſprang, ſich vor Ada auf die Kniee warf und ausrief: „Mir biſt du verlobt, Ada! mir! — Du biſt meine Braut! — Dort im Waldgebüſch verlor ich, im Reitergefecht, die Hand!“ — und als ſie ſich ſtaunend und zweifelnd von ihm zurückbog, riß er den ausgeſtopften Handſchuh herunter und zeigte ihr den Stumpf ſeiner linken Hand. „Zweifelſt du noch?“ rief er; „führt nicht jener Ring meinen Namenszug, Dietrich Graf v. R., und verſchließt er nicht ein noch heiligeres Zeichen ſeiner Aechtheit?“ und hiermit drückte er an dem Knöpfchen des Ringes, und ließ den Stein aufſpringen und zeigte ihr die verblichenen Züge ſeiner ſchon vollendeten Mutter.

„War dieß dein heiliger, unerforſchlicher Wille?“ ſprach Ada und hob die gefalteten Hände zum Himmel auf. Aber der Jüngling umſchlang die Geliebte, und ſie ſank ſelig an ſeine Bruſt. Kein Auge blieb trocken und der Präſident legte die Hände ſegnend auf die Liebenden, und ſchloß den alten Reinhagen in ſeine Arme.

„Wir ſind aber noch nicht fertig; hier ſteht noch jemand, der unſere Umarmung gern theilen möchte!“ ſagte der Präſident und ſtellte jenen Fremden den Anweſenden als den Sohn des David Reinhagen vor, der bei dem eingetretenen Frieden aus Surinam gekommen war, um in Europa ſeine Angelegenheiten zu ordnen, und den Verwandten klaren Aufſchluß über die Ermordung ſeines Vaters zu bringen. Der Mörder war nämlich kein anderer, als der Neger Tuaro. Gumillens Schickſal hatte ihn zum unverſöhnlichſten Haß gegen ſeinen Herrn empört, und er gelobte ſeinen armen Mitſklaven vor ſeiner Abreiſe nach Europa auf's feierlichſte, daß ihr Tyrann nicht wieder zurückkehren ſolle. Weil er aber einſah, daß Davids Leben für deſſen Kinder, welche der Neger ſehr liebte, ſo lange von entſchiedenem Nutzen ſeyn müſſe, bis er ſeine Angelegenheiten in Europa völlig geordnet, ſo verſchob er die Ausführung der That. Er vollzog ſie aber endlich um ſo entſchloſſener, damit ſie auch dem wackern Prediger Nutzen bringen und ihm ſein Beſitzthum erhalten ſollte. Nur zum Schein war Tuaro abgereist und mit einbrechender Nacht aus dem nächſten Walde, worin er ſich den Tag über verborgen gehalten, wieder zurückgekehrt. Hier hatte er das Küchenfenſter, welches er vor ſeiner Abreiſe abſichtlich losgewirbelt, leiſe aufgedrückt, ein dort befindliches Meſſer genommen und ſo den Mord verübt. Um aber ſeinen Landsleuten auch ein

Zeichen der Vollziehung mitzubringen, hatte er dem Ermordeten die linke Hand mit dem Ringe abgeschnitten, worauf er nun wirklich fortgeeilt war, um sich einzuschiffen.

Dieß alles hatte Tuaro auf seinem Sterbelager Davids Sohne gestanden und ihm die Hand mit dem Ringe eingehändigt, denn der Gram um Gumilla, die ihrem Schicksal bald erlag, hatte auch sein kräftiges Leben gebrochen.

„Das ist eine Criminalunterſuchung," sagte der alte Rath Herbst, indem er sich die Augen trocknete: „wie sie mir noch nicht vorgekommen, denn statt des Hochgerichts endigt sie mit der Hochzeit."

Der Präsident führte seinen Freund Thomas Reinhagen im Triumph wieder in die Arme des alten Generals, und die erste Amtsverrichtung des so hart beschuldigten, aber so schön gerechtfertigten, Mannes war die Trauung seiner Tochter mit dem Sohne des Präsidenten.

Dietrich hob seine abgehauene Hand wie ein Heiligthum auf. „Sie war mein Brautwerber!" sagte er, „und meine Ada gab ihr willig das Jawort, obgleich sie wähnte, der Bräutigam sey der Tod!"

Ada aber sprach: „Sie ist das Symbol, daß wir uns lieben werden bis in den Tod, und daß uns auch der Tod wieder zur Liebe führen wird."

Jakob Thau, der Hofnarr.

Eine Erzählung.

In Schlesiens fruchtbaren Gefilden, unweit der Stadt Landshut, sind die großen Gebäude des ehemaligen Klosters Grissan gelegen. Der Reisende verweilt hier gern, um das Innere der prachtvollen Klosterkirche zu bewundern, und die hinter dem Hochaltare befindliche sogenannte Fürstenkapelle zu betreten, allwo der Erbauer dieses Klosters, Bolko I., Herzog von Schweidnitz, nebst mehreren seiner Nachfolger begraben liegt. Der Küster zeigt dem Fremden ihre großen steinernen Särge, und unter verschiedenen Denkmälern auch eine schwarze Marmorplatte, dem Gedächtniß des letzten Prinzen dieses Hauses geweiht, welcher, so erzählt der Küster, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf dem jetzt in Trümmern liegenden Schlosse Bolkenhain, von dem Hofnarren Jakob Thau, durch einen unvorsichtigen Steinwurf erschlagen worden seyn soll.

Auf der Platte selbst liest man in lateinischer Sprache folgende Inschrift: Aetate florente defloruit, et vulnere percussus lethali victima letho concidit Boleslai Ducis Svidnicensis Boleslaus Princeps Filius, inclytae prosapiae spes inclyta, cujus ossa cum fundatorum domus hujus reconditis cineribus, nove in hoc sarcophago grata posteritas Grissena reposuit Anno 1738. [1]

[1] In der Blüthe des Lebens verblühte und fiel, ein Opfer des Todes, tödtlich getroffen, der Erbprinz Boleslaus, des Herzogs zu Schweidnitz Boleslaus Sohn, die große Hoffnung eines großen Regentenstammes, dessen Gebeine mit der gesammelten Asche der Stifter dieses Hauses, die dankbare Nachwelt zu Grissan auf's neue an dieser Grabstätte beigesetzt hat, im Jahre 1738.

Wir wollen jedoch im Buche der Zeit zurückblättern, um zu sehen, ob dem auch wirklich also sey, und getreulich wieder berichten, was wir darin gelesen haben.

Jakob Thau war der Sohn eines armen Webers, dessen Hütte am Abhange des Riesengebirges auf der böhmischen Seite hinter dem Elbthale lag. Sein Vater, ein frommer stiller Mann, arbeitete und webte aber zu emsig, und wurde daher früher schon, als Jakob das zwölfte Jahr erreicht hatte, mit dem Stück Leinwand fertig, woraus sie ihm endlich das Todtenhemde zuschnitten.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse des Vaters saß der arme Knabe eines Abends vor der Hütte und schaute weinend in das Thal hinab, wo die Nacht bereits ihre Schatten auf den Grabhügel legte, während seine Wohnung noch im Glanz des Abendrothes stand; da stieg rüstigen Schrittes Meister Kilian Wolfsheimer den steilen Pfad vom Gebirgsrücken herab und sagte, indem er seinen Kasten voll gesammelter Kräuter und Wurzeln niedersetzte: „Guten Abend, Jakobchen! Sieh, da bin ich einmal wieder! Dein Vater ist doch zu Hause?"

„Ach!" entgegnete Jakob schmerzlich, und reichte ihm die Hand zum Willkommen; „Vater ist nicht mehr zu Hause — er ist todt!"

Wolfsheimer sah den Knaben betroffen an und folgte ihm schweigend in die Hütte. Er war ein Laborant, der, wenn er um Kräuter und Wurzeln zu sammeln, alljährlich das Gebirge selbst einmal durchzog, dann gewöhnlich bei Jakobs Eltern zu herbergen, dort die für ihn gesammelten Vorräthe in Empfang zu nehmen und gut zu bezahlen pflegte, weßhalb seine Ankunft dem Weber jedesmal recht erwünscht war. Allein Jakob und seine kleinere Schwester sahen den Laboranten lieber gehen als kommen, denn er hatte etwas Finsteres, Unheimliches in seinem Wesen, was die Kinder von ihm zurückscheuchte; auch pflegte der Vater, wenn er von ihm sprach, ihn immer nur einen sehr gescheidten Mann zu nennen, da er doch bei seinen übrigen Freunden das Wort rechtschaffen hinzuzusetzen sonst nie vergaß.

Wolfsheimer begrüßte die Mutter mit einigen theilnehmenden Worten, sah ernst auf den leerstehenden Webstuhl hin, holte aber, als ihm die Wittwe die Leidens- und Krankheitsgeschichte des Verstorbenen erzählen wollte, seinen Kasten in die Stube, ließ sich die vom Weber für ihn aufbewahrten Kräutervorräthe reichen, und brachte alles ruhig in Ordnung, während ihm die arme Frau unter heißen Thränen ihr Herz ausschüttete.

„Ja, es thut mir leid um den armen Teufel!“ unterbrach er ſie endlich; „da hat er mir nun gar koſtbare Sachen eingeſammelt und ſie recht verſtändig getrocknet; eine Handvoll davon hätte ihm vielleicht das Leben erhalten, aber er kannte die Kräfte nicht, die unter ſeinem Dache ſchliefen. So geht's der Einfalt, ſie erfriert am Feuer!“

Die Wittwe fuhr fort, ihm ihre trüben Ausſichten in die Zukunft zu eröffnen. Sie ſelbſt und ihre Tochter, meinte ſie, würden ſich wohl vom Spinnen ernähren mögen, allein was ſollte aus Jakob werden, der in dem Vater auch ſeinen Lehrer und Meiſter verloren hatte, und bei der großen Abgeſchiedenheit ihrer Wohnung von jeder Schule weit entfernt war.

Wolfsheimer ſchwieg, verſchloß die geordneten Reichsthlr in ſeinen Kaſten, warf eine reichlichere Bezahlung als gewöhnlich auf den Tiſch und verlangte das Abendbrod. Die Wittwe trug auf was ſie vermochte; als ſie ihm aber auch einen bereits angeſchnittnen Kuchen vorſetzte, ſprang er mit den Worten haſtig auf: „Fort mit dem Gebäck! das iſt der Todtenkuchen, mit dem ihr die Leichenträger vergnügt habt, mir graut vor ihm.“

Und hiermit verließ er die Stube und ſetzte ſich draußen auf die ſteinerne Bank; er wollte auch nicht, als es ſpät geworden, ſchlafen gehen, weil er vernommen, daß der Weber in derſelben Kammer auf dem Brette geſtanden, in welcher man ihm neben Jakobs Bettchen das Lager bereitet hatte, ſondern beharrte darauf, die kurze Sommernacht im Freien zubringen zu wollen, um den Stand der Geſtirne zu beobachten.

Als Jakob des andern Morgens in die Stube trat, ſchloß ihn die Mutter weinend in ihre Arme und entdeckte ihm, während Meiſter Wolfsheimer ruhig ſeinen Morgenimbiß verzehrte, wie dieſer edle Freund ihr das Anerbieten gethan, ihn zu ſich nehmen und ihn in ſeiner Kunſt unterrichten zu wollen, was er bei ſeiner Armuth für ein großes Glück halten müſſe. Dem Knaben ſchien die Trennung von Mutter und Schweſter zwar hart, doch wünſchte er die Welt auch wohl näher zu ſehen, als von ſeinen Bergen herab, und ſo willigte er, da ihm auch Wolfsheimer freundlich zuſprach, denn endlich ein. Dieſer drang auf eine baldige Abreiſe, und Jakob zog wenige Stunden nachher aus dem Vaterhauſe mit ihm fort.

In dem engen Thale, wo jetzt der Queis an den freundlichen Häuſern des großen Dorfes Flinsberg hinrauſcht, ſtanden zur damaligen Zeit nur erſt wenige Häuſer. Hier nun hatte auch Meiſter Wolfsheimer ſeine Wohnung. Ein altes ſchwarzes Blockhaus, größer als die übrigen Nachbarhütten, und ein daran ſtoßender wohleingerichteter Garten war ſein Eigenthum. Er klopfte mehreremale an die verſchloſſene Thüre, bis ſie endlich von einer langen hagern Frauensperſon geöffnet wurde.

„Seyd ihr schon wieder zurück, Kilian? Ihr habt wohl heut den Weg ohne Boten nicht finden können?“ sagte sie streng, indem sie Jakob mit finstern Blicken maß.

Der Laborant hieß den Knaben vor der Thüre warten, und ging mit ihr in das Haus. Nach einer halben Stunde kam sie allein wieder heraus, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, strich ihm die Haare aus der Stirn, fragte ihn über vieles aus und befahl ihm endlich, ihr in das Haus zu folgen. Hier wies sie ihm ein kleines Kämmerchen mit den Worten an: „Ich habe in deine Aufnahme gewilligt; du hast fortan nur mir zu gehorchen; auf das, was dir Meister Kilian sagen wird, achte nicht sowohl, denn er weiß oft nicht was er spricht. Wirst du folgsam, verschwiegen und fromm seyn, dann wird es dir gut gehen, zeigst du aber ein halsstarriges Wesen, so werde ich dich zu bändigen wissen!“

Sie drohte ihm bei den letzten Worten mit ihrem langen dürren Finger, so daß es den armen Jungen eiskalt überlief. Er ging in sein Kämmerchen und weinte, denn diese finstre Gestalt stach doch zu sehr gegen das Bild seiner sanften Mutter ab.

Katharina, so hieß Wolfsheimers Haushälterin, führte hier das Oberregiment, und wußte selbst ihren Brodherrn zu bezwingen; doch hielt sie eigentlich nur auf strenge Ordnung, trieb alles zu der nämlichen Thätigkeit, in der sie selbst immer begriffen war, und sparte hierbei keine Scheltworte. Ein alter buckliger Hausknecht, mit Namen Peter Schmoll, den der Laborant seinen Famulus nannte, und eine Magd, waren die übrigen Hausgenossen.

Es verstrich eine geraume Zeit, ehe Jakob zu irgend jemand in diesem Hause Vertrauen fassen und sich besonders in Katharinens Benehmen finden konnte, die besonders während der Mittagsmahlzeit gegen die freundlichen-Worte des Laboranten oft dergestalt mit furchtbaren Schimpfreden losbrach, daß es dem Knaben ganz ängstlich zu Muth wurde und er sie fast für wahnsinnig halten mochte. Sie hielt sich nämlich sechs schöne Katzen, um, weil sie das finstere Blockhaus niemals verließ, doch etwas zu haben, woran sie die, dem weiblichen Geschlechte angeborene Lust zur Mutterpflege, auslassen könnte. Diese Thiere liebte und pflegte sie wie ihre Kinder und räumte dem Laboranten nur das Recht auf sie ein, die Namen ihnen beilegen zu dürfen, welche dann gewöhnlich von den Gegenständen seiner Kunst entlehnt waren. Wenn Jakob nun mit dem Meister und der Haushälterin an dem kleinen runden Tische das spärliche Mittagsbrod verzehrte, so mußten die sechs Katzen in einer Reihe

hinter ihrer Gebieterin aufwarten und ſich ruhig verhalten, bis ſie einzeln bei Namen hervorgerufen und ihnen Speiſe gereicht wurde. Gewöhnlich ſchien Wolfsheimer gar nicht darauf zu achten; er blickte in Zerſtreuung ſtarr vor ſich hin, ſchlang die Biſſen ſchweigend und haſtig hinunter, und ſprach nur dann und wann einige Worte mit ſeinem alten Famulus, der bei Tiſche bedienen mußte. Zuweilen geſchah es jedoch, daß er einen freundlichen Blick auf die Katzen warf und ſich nach dem Befinden einer oder der andern erkundigte.

„Katharine!“ pflegte er dann wohl zu ſagen, „du haſt recht, eine Katze iſt doch eine ſchöne Kreatur; hat eine gewaltig zähe Lebenskraft! Das liebe Teufelsbärtel iſt wirklich ein ſtarker Kater, oder die Rhabarberl ein allerliebſtes Kätzchen! Sie haben doch noch guten Appetit, ſind doch nicht etwa krank, die lieben Thierchen?“

Aber dergleichen theilnehmende Nachfragen, zu welchen Peter Schmoll ſchlau lächelnd zu nicken pflegte, machten Katharinen allemal zur Furie.

„Ihr Mörder, ihr Würgengel! was geht euch mein Teufelsbart an! Behaltet die verfluchte Suppe aus eurer Küche für euch!“ ſchrie ſie vom Stuhle aufſpringend und auf den Famulus zufahrend, der, wenn er die Thüre nicht zeitig genug erreichen konnte, dann eine derbe Ohrfeige erhielt, und Hui! Hui! ertönte ihr gellender Ruf, und wie bei dem Geſchrei des Hahnes, wenn er den Raubvogel erblickt, alle Hühner ſich flüchten, ſo ſprangen auch dann die Katzen in größter Angſt aus dem Zimmer, und flohen ihrer Gebieterin nach, die für jetzt nicht wieder zum Vorſchein kam, ſondern den Tiſch unverzüglich durch die Magd abräumen ließ, ohne zu fragen, ob man geſättigt ſey. Das Auffallendſte hierbei war jedoch, daß die Katze, nach deren Befinden Wolfsheimer ſich theilnehmend erkundigte, jedesmal bald darauf ſtarb, und Katharina, nachdem ſie den todten Liebling unter Beiſtand der Magd erſt hinlänglich beweint und auf die Männer tüchtig geſchimpft hatte, die Leiche dann immer auf die Thürſchwelle des Laboratoriums legte, vorher aber den Famulus durch Liſt in den Keller zu locken und daſelbſt einzuſperren wußte. Sobald dieß geſchehen, klopfte ſie an die Thüre, und wenn nun Wolfsheimer öffnete, und vor der Katzenleiche ſcheu zurück fuhr, den Famulus vergeblich zu Hülfe rufte, dann gegen Katharinen in die heftigſten Verwünſchungen ausbrach, und während ihm der Angſtſchweiß auf die Stirn trat, mit Bitten und Verſprechungen in ſie drang, ihm doch das Aas von der Schwelle wegzunehmen, die er ſo nicht zu überſchreiten vermöchte; ſo mußte er erſt dulden, daß die Haushälterin mit ihrer Magd ihn ſo lange recht ſchadenfroh auslachten und ausſchalten, bis er zum Ankauf einer

neuen Katze endlich das Geld reichte, worauf die Todte dann aufgehoben und in den Garten begraben wurde.

Jakob erfuhr späterhin wohl den Grund dieser sonderbaren Auftritte. Des Laboranten Lieblingsgeschäft war nämlich die Zubereitung der Gifte; doch konnte er auch nicht widerstehen, ihre Kraft an irgend einem Leben alsbald zu versuchen. Der Famulus mußte hierzu ein Thier herbeischaffen und brachte gewöhnlich eine von Katharinens Katzen, die ihm verhaßt waren. Hatte das arme Geschöpf nun seine Dosis Gift bekommen, dann war sie erst ein dem Laboranten angenehmer und werther Gegenstand, und er erkundigte sich fleißig nach ihrem Befinden, um die Wirkungen seines Trankes zu erfahren. Aber trotz dieser geheimen Luft, dem Tode in die Hände zu arbeiten, war ihm ein unbesiegbarer Abscheu gegen alles Leichenhafte angeboren, welcher seine äußern Sinne zu einer solchen Feinheit anspannte, daß er behauptete, einem Kranken es auf der Stelle anmerken zu können, ob er genesen werde oder nicht. Er galt weit und breit für einen sehr erfahrnen Arzt, weßhalb die Leute oft seine Hülfe verlangten, sobald ihm aber während des Krankenbesuches die Schweißtropfen auf die Stirn traten und er ängstlich nach Hut und Stock griff, so war dieß den Umstehenden ein sicheres Zeichen, daß der Tod nahe sey und der Sarg bestellt werden müsse. Man pflegte ihn daher mit dem Spottnamen „das Leichenhuhn" zu benennen.

Von diesen Menschen nun wurde Jakob erzogen. Ein alter im Orte wohnender Geistlicher ertheilte ihm den nöthigen Unterricht, übrigens aber mußte er im Anfange bloß Katharinen im Hause und Garten an die Hand gehen, und Abends, während sie mit der Magd spann, ihre Katzen kämmen, wobei sie ihm jedoch abenteuerliche Geschichten von den Berggeistern und besonders vom Rübezahl zu erzählen wußte. Erst als sie ihre Zustimmung gab, fing der Famulus, und späterhin der Laborant selbst an, sich mit dem Knaben zu beschäftigen und ihn besonders in der Kräuterkunde zu unterrichten; denn Jakob sollte künftighin die Gebirgsreisen allein unternehmen, weil der Meister daheim alle Hände voll zu thun hatte, und Peter Schmoll, der wegen seines komischen Wesens von den Leuten eben so gern gesehen wurde, als er mit ihnen gut umzugehen verstand, mit dem Arzneikasten auf Verkauf ausziehen mußte.

„Laßt mich nur machen!" sagte dieser zu Wolfsheimern, „ich werde euch den Burschen schon abrichten. Er soll in meine Fußstapfen treten, und wir wollen euch eine Kundschaft bereiten, daß ihr Salben und Tropfen nicht sollt erschaffen können, und euch das Geld haufenweise ins Haus fliegen wird!"

Jakob ging auch viel lieber in die sogenannten Privatstunden des Famulus, als in den Unterricht seines finstern Meisters, so gern er auch immer in dem geheimnißvollen Laboratorium sich aufhalten und dort Hülfe leisten mochte; denn Peter Schmoll lehrte ihm die Schalmeie blasen und unterrichtete ihn, wie er es zu nennen pflegte, im Handel und Wandel.

„Jakobchen!“ sprach er, „wenn du den Handel treiben willst, mußt du vor allen Dingen den Wandel kennen lernen, das heißt: wie du wandeln sollst, und wie die Menschen wandelbar sind. Ich werde dir alle Geheimnisse aufschließen und dir den Menschen in allen seinen Gestalten zeigen, damit du mit ihm umzugehen lernst!“

Er machte dem Schüler hierauf die Lektion erst vor, dann aber mußte dieser selbst hinausgehen, den Arzneikasten auf den Rücken laden und, nachdem er an die Thüre geklopft hatte, in das Zimmer treten und seine Waaren an ihn ausbieten. Der Famulus spielte nun bald einen eigensinnigen Kranken, der sich zu keiner Arzenei entschließen konnte; bald einen eingebildeten Vielwisser, der die Waare zu schlecht fand; bald einen Geizigen, dem sie zu theuer war; ja er verkleidete sich sogar bisweilen in eine alte Frau, schalt und schimpfte auf den Arzneikrämer und fuhr wie eine Katze auf Jakob los und warf ihn zur Thüre hinaus. Aber durch alles dieß durfte sich der Handelsmann dennoch nicht abweisen lassen, und wenn es ihm nun gelang, dem Lehrmeister durch lustige Einfälle ein Lächeln abzunöthigen oder ihn durch Beredtsamkeit dergestalt in die Enge zu treiben, daß er dem Kauf nicht mehr ausweichen konnte, dann fiel ihm der Famulus um den Hals, lobte ihn über die Maßen, und konnte sich der Freudenthränen kaum enthalten.

„Es ist ein außerordentliches Genie, ein kostbarer Junge!“ sagte er einst zu Wolfsheimer, „denn er hat nun auch die Hauptprobe bestanden. „Denkt euch, ich habe heute den Fürsten gespielt, habe euer rothes Tressenkleid angelegt, den Degen angesteckt und ein Gesicht gezogen, stolz wie ein Kaiser. Meint ihr denn aber, der Bengel habe sich vor mir gefürchtet? Nein, nichts weniger! dreist wie ein Haushahn hat er vor mir gestanden, das Lachen hat sich die Bestie kaum verbeißen können, und seine Waare hat er mir richtig aufgehangen. Ich spreche ihn nun los, und bin stolz auf meinen Schüler. Ihr könnt ihn alle Tage ausschicken!“

Daß Jakob in diesen Verhältnissen dennoch reines Herzens blieb und zu einem schönen Jüngling aufblühte, hatte er nur Katharinen zu verdanken, denn so zanksüchtig sie auch gegen den Laboranten und dessen Gesinde schien, und so streng sie ihren Zögling selbst auch zu Arbeit und Gehorsam anhielt, so mütterlich sorgte sie doch auch wieder für ihn und

ermahnte ihn jeden Morgen, nachdem sie mit ihm gebetet, zur Frömmigkeit und Gottesfurcht.

„Nur wenn du fromm bist," sprach sie oft, „wird dir dein tägliches Brod schmecken. Sieh, dem Wolfsheimer schmeckt es nicht, der muß die Bissen alle ungekaut hinunterschlucken, weil er niemals betet!"

Jakob fühlte wohl, daß sie recht habe, denn wenn sie das Gebet vor der Mahlzeit sprach, saß Wolfsheimer schon bei der Suppe, und wenn sie nach Tische dankte, war er schon fortgegangen. Sein finsteres zerstreutes Wesen erfüllte den Knaben bald mit geheimer Scheu gegen ihn, und der Argwohn, daß er wohl gar mit bösen Geistern Umgang pflegen möge, ward dadurch bestärkt, daß er den Meister, der sich Sonnabends jedesmal gewöhnlich in dem Laboratorium einzuschließen und im geheimen zu arbeiten pflegte, dennoch sprechen und Befehle austheilen hörte, obgleich kein menschliches Wesen zugegen seyn konnte.

„Seyd ihr nun fertig?" hörte er ihn einst laut sprechen. „Seyd ihr stark und kräftig genug, um es mit dem Menschen aufzunehmen? — Wohlan, so erfüllt, was ich euch auftrage. Du dort, fahre in den alten Sauerteig, hast ja schon die dunkle Schornsteinfegerjacke an, fege die Esse rein, ehe die Feuersbrunst auflodert. Du in dem feinen klaren Hemdchen, geh und lege deine runden fünf oder zehn Fingerlein auf Kopf- und Herzweh. Und du, in dem rothen Kleide, was siehst du mich so schalkhaft an? Denkst du vielleicht, ich wittere nicht, was unter deinem Rosenduft schläft? Glaubst wohl gar, ich kenne dich nicht, weil du die goldenen Tressen und den Hut mit der Hahnenfeder nicht angelegt hast? Sie werden dir geheime Aufträge geben, vollbringe sie treu, und mache mir keine Schande! — Doch," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „Gold müßt ihr schaffen, das laßt euch gesagt seyn, denn auch der Tod ist nicht umsonst!"

Wolfsheimer sprach aber nicht mit Geistern, sondern nur mit seinen fertigen Medikamenten und Giften.

Sechs Jahre waren nun verstrichen; Jakob hatte mancherlei gelernt und begriffen, und sollte nun mit dem Kräuterkasten seine erste Gebirgsreise antreten. Der Meister gab ihm ein spärliches Jahrgeld und nannte ihm die Gebirgsbewohner, bei denen er umsonst herbergen könne; der Famulus heftete ihm manche Lüge auf, und suchte ihm des Scherzes halber vor den Berggeistern Furcht einzujagen; nur Katharine gab ihm ihren stillen mütterlichen Segen mit auf die Reise und füllte den leeren Kasten noch mit einigen Lebensmitteln.

Wer die ernsten gewaltigen Massen des Riesengebirges kennt, wer in

dem Schatten seiner Wälder, an dem Anblick seiner Wasserfälle, an der unbegrenzten Aussicht in das fruchtbare Land sich erquickte und dort oben mit den Wolken einen Weg wandelte, der wird sich Jakobs Gefühl denken können, als er an einem schönen Sommermorgen aus dem finstern Blockhause auf das sonnige Gebirge hinaus zog. Alle Kräuterkunde war vergessen; er mochte sich nur an dem frischen Blumen- und Pflanzenleben erfreuen, nur ein paar Vergißmeinnicht, am steinigen Ufer eines Bächleins gepflückt, an seine Brust stecken, und sich lange nicht entschließen, die lieblichen frischen Naturkinder mit prüfendem Blicke zu mustern, ob sie auch für seinen Kasten passen möchten. Oft lauschte und harrte er an einsamen Orten auf die Erscheinung der Berggeister, denn sein junges volles Herz sehnte sich in süßer Furcht nach ihrem Umgange.

So war er denn das Iserthal entlang, über die waldigen Gebirge gewandert, und saß eines Abends an dem einsamen Ort, wo der Zacken seine Wassermassen in das dunkle Felsbecken hinabstürzt. Hier die warme Sommernacht zuzubringen und, im gaukelnden Spiele der Natur, mit dem Wasserfall, auf welchem jetzt noch die Lichter des Tages blitzten, die funkelnden Bilder des Nachthimmels herabstürzen zu sehen, war ihm ein entzückender Gedanke. Da ging ein Landmann auf dem wenig betretenen Fußpfade eilig vorüber und blieb verwundert stehen, als er den Jüngling erblickte, der auf einem Felsstücke dicht an dem tiefen Becken saß. Er fragte ihn, ob er sich verirrt habe und vor Nacht nicht noch eine Herberge zu erreichen wünsche? — und schüttelte den Kopf sehr bedenklich, als ihm Jakob seinen Entschluß offenbarte.

„Nein! hier sollst du die Nacht nicht zubringen," sagte endlich der Mann; „denn es ist seit einiger Zeit auf dem Gebirge, und besonders in dieser Gegend, wieder nicht recht geheuer. Komm mit mir, ich gehe auch gern in Gesellschaft; du sollst in meinem Hause eine gute Aufnahme finden!"

Jakob wollte zwar erst seinen Entschluß nicht aufgeben; da es sich aber fand, daß der Mann mit welchem er sprach, einer von Wolfsheimers Bekannten war, bei denen er zu herbergen pflegte, und bei ihm auch Kräutervorräthe in Empfang zu nehmen waren, so willigte er endlich doch ein, und stieg mit ihm nach seiner Baude hinauf. Als sie dort angelangt waren und sich mit den übrigen Hausgenossen zum Abendbrod gesetzt hatten, konnte sich Jakob nicht enthalten, nach Rübezahls Erscheinungen zu fragen, über welche sein Wirth sich unterwegs nur in geheimnißvollen Ausdrücken hatte vernehmen lassen.

„Hier, zwischen meinen vier Wänden, darf ich eher ein Wort sprechen," gab dieser zur Antwort; „draußen aber möchte ich es keinem rathen, denn

die Steine und Bäume haben Ohren, und wenn man dann meint, ein Zweig streiche einem an der Wange vorüber, so wird am Ende ein tüchtiger Backenstreich daraus, mit welchem der gnädige Herr von der Schneekoppe den voreiligen Mund versiegelt!"

Hierauf erzählte er nun, wie in der Gegend des Zacken- und Knochelfalles der Spuck seit einiger Zeit gar ausgelassen sein Wesen treibe; man sähe in bald in der Verkleidung eines bärtigen Einsiedlers, bald in der Gestalt eines geharnischten Ritters einherwandeln. Wer sich ihm nahe, dem gehe er auch wohl gar mit einem blanken Dolche zu Leibe, oder werfe hinter dem Fliehenden Steine her. Man habe ihm heute im Dorfe unten gar fürchterliche Sachen davon zu erzählen gewußt.

Die Hausfrau schüttelte hierbei den Kopf und lächelte.

„O, ich weiß es wohl, weßhalb du lachst," fuhr der Erzählende auf, „du meinst, Rübezahl jage nur die Männer, möge aber die Frauen wohl leiden, weil er neulich Kunigunden so freundlich angesprochen, und ihr sogar die kostbare goldene Kette geschenkt hat; das ist aber auch ein ander Ding, und ihr seyd nicht alle so hübsch wie Kunigundchen!"

Und hiermit schwieg der Wirth und wollte nichts weiter davon wissen. Als er sich jedoch nach der Mahlzeit auf die Ofenbank gesetzt und während dem Spinnen der Weiber eingeschlummert war, nahm die Frau das Wort und erzählte dem neugierigen Jakob eine Menge der kürzlich erst vorgefallenen Spuckgeschichten, und wie Rübezahl sich gegen das schöne Mädchen wirklich gar freundlich und leutselig bezeugt haben solle.

Indeß die Frau also erzählte und Jakob in geheimer Lust aufhorchte, klopfte es leise an die Thüre. Alles fuhr erschrocken zusammen, und niemand wagte „herein!" zu rufen. Aber mit den Worten: „guten Abend, Kinder!" trat bald eine wunderliebliche Gestalt herein.

„Ei, Kunigundchen!" rief ihr die Hausfrau entgegen, „wo kommt ihr denn so spät noch her, und wohl gar allein durch das grausige Gebirge?"

Kunigunde erzählte, wie sie, um die Sonne aufgehen zu sehen, sich von ihrer Muhme Erlaubniß erbeten habe, hier oben übernachten zu dürfen, und wie die furchtsame Begleiterin auf halbem Wege von ihr zurückgeschickt worden sey.

„Und ihr fürchtet euch gar nicht?" fragte der sich wieder ermunternde Wirth.

„Nein, gar nicht!" entgegnete Kunigunde, und sah ihn dabei dreist und freundlich an.

„Je nun, murmelte er in den Bart, es wird auch nicht alle Tage goldene Ketten geben."

Das schöne Mädchen wußte das Gespräch bald auf etwas anderes zu lenken; fragte die Mutter nach den Kindern, küßte die kleineren, die schon schliefen, und nahm endlich eine alte Zither von der Wand, zu der sie mit einer sehr reinen Stimme einige einfache Lieder sang.

Jakob wußte nicht wie ihm geschah. Er kannte kein weibliches Wesen, das er nur entfernt mit ihr hätte vergleichen mögen. Dieser Liebreiz in Worten und Bewegungen, dieser Himmelsstrahl aus dem dunklen Auge, diese schönen zarten Formen, von denen das Morgenroth der Gesundheit wiederstrahlte, machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn. Er hatte sich ehrerbietig in eine dunkle Ecke des Stübchens zurückgezogen und über dieser menschlichen Erscheinung alle Geister vergessen; denn eine ungekannte Sehnsucht erfüllte ihm das junge Herz und stieg ihm, als wolle sie auch die Holde sehen, in großen Thränentropfen in die Augen.

Es war schon spät, als die Hausfrau Kunigunden das Lager bereitete, und der Wirth mit Jakob auf den Heuboden schlafen ging. Aber er konnte nicht einschlafen, wie auch der Duft des Heues und das leise Klingen der Kuhglocken, die, wie das Vieh sich im nahen Stall bewegte, durch die Stille der Nacht anschlugen, ihn dazu einladeten. Denn Kunigundens Bild stand vor ihm und lächelte ihn so holdselig an, als wolle sie sagen: „Verschlafe nicht die Zeit, wir wollen die Sonne zusammen aufgehen sehen!“ — und als der Morgen das Gewand des östlichen Himmels mit rosigen Lichtstreifen einfaßte, konnte er nicht mehr in der Hütte bleiben, und eilte in die kühle Frühluft hinaus. Noch war niemand sichtbar; er stellte sich allein unweit der Hütte auf eine Felsspitze und blies auf seiner Schalmeie ein Morgenlied, denn seine Seele floß über von Andacht und Dank gegen den, der eben den Tag heraufführte. Als das Lied vollendet war, sah er Kunigunden neben sich stehen; er konnte ihr nicht antworten, da sie ihm freundlich „guten Morgen!“ bot, und das trunkene Auge wußte nicht, wohin es sich wenden sollte, ob nach dem glühenden Lichtpunkte des Horizontes, an welchem eben die Sonne aufsteigen wollte, oder nach dem Mädchen, die von den ersten Strahlen des Morgens übergossen, wie eine den Tag verkündende Hora vor ihm stand.

„Ich habe dich in deinem Morgengebete gestört!“ sagte Kunigunde; „sieh, dort geht eben die Sonne auf, laß uns zusammen beten!“ — und als sie in kindlicher Frömmigkeit auf ihre Kniee sank und laut das Vaterunser sprach, kniete auch er neben ihr nieder, legte den Kopf auf eine Felsplatte und weinte recht innig.

„Warum weinſt du denn?“ fragte ſie theilnehmend und ergriff ſeine Hand.

„Ach! ich ſehne mich nach meiner Mutter!“ antwortete er, denn das Herz gab noch keiner andern Sehnſucht ihren Namen, obgleich es erfüllt von ihr war.

Die Wirthin rief zum Frühſtück. Während man ſich die friſche Milch trefflich ſchmecken ließ, zankte der Wirth mit Kunigunden, daß ſie den Rückweg allein antreten wolle. Die Früh- und Abendſtunden, meinte er, wären die gefährlichſten, und ſie könne doch wenigſtens den Mittag abwarten. Da aber Kunigunde über jede Beſorgniß lächelte, und indem ſie flüchtig erröthete, darauf beſtand, eben jetzt wieder nach Hauſe zu gehen, ſo faßte ſich Jakob ein Herz und bat ſchüchtern: es möge ihm erlaubt ſeyn, ſie begleiten zu dürfen, denn er ſey geſonnen den nämlichen Weg einzuſchlagen. Kunigunde willigte ohne Bedenken ein, und beide ſtiegen bald darauf rüſtig den ſteilen Pfad hinunter.

Als ſie die Hütte aus den Augen verloren hatten, blieb Kunigunde, die bisher ſchweigend voraus geeilt war, plötzlich ſtehen und fragte ihn beklommen: wohin er denn eigentlich zu gehen gedenke? — Jakob erzählte ihr treuherzig, daß er ſich vorgenommen habe, den heutigen Tag bei den Waſſerfällen zuzubringen, um vielleicht auch einmal mit dem Berggnomen ſprechen zu können, der, wie man ihm geſagt, jetzt hier beſonders oft umgehen ſolle, und nach deſſen Bekanntſchaft er eine unwiderſtehliche Sehnſucht fühle.

„Er iſt ja ſo freundlich gegen euch geweſen!“ ſetzte er hinzu, „und wenn ich gleich nicht ſo ſchön bin wie ihr, ſo bin ich doch auch reines Herzens!“

Das Mädchen ſah ihm tief ins Auge, und ſprach, indem eine hohe Röthe ihre Wangen überflog: „Meinſt du es wohl gut mit mir?“

„Das weiß der liebe Gott, vor dem wir heute beide zuſammen gebetet!“ antwortete er ſehr bewegt.

„Nun dann begleite mich nicht!“ fuhr ſie fort; „laß mich ungeſtört und allein nach Hauſe gehen. Du magſt den Berggeiſt ein andermal aufſuchen, nur heute nicht. Willſt du mir dieſe Bitte erfüllen?“ —

„Wenn ihr es alſo verlangt, muß ich wohl!“ antwortete Jakob, und ſah trübe zur Erde.

„Du ſollſt nicht traurig ſeyn,“ ſagte das Mädchen und ſtreichelte ihm mit der ſchönen Hand die Wangen; „denke doch an deine Mutter; du haſt mir ja erzählt, wie du ſie ſo lange nicht geſehen. Zu ihr eile jetzt, und wenn du zurückkommſt, dann gehe den Waſſerfällen nicht vorüber,

blase dann nur dein Lied, vielleicht bin ich nicht fern und höre es, und suche dich wieder auf!"

Sie zeigte ihm hierauf einen Fußsteig, der auf das Gebirge und nach der Gegend zuführte, wohin seine Reise ging, und als er von ihr Abschied nehmend traurig hinauf stieg, flog sie, einer weißen Taube gleich, hinunter in den dunklen Wald.

Nach einigen einsamen Tagereisen erreichte Jakob die Hütte seiner Mutter. An ihrem Herzen und in der Schwester Umarmung vergaß er anfangs leicht alle die Bilder, die ihn seit jenem glücklichen Morgen wachend und träumend umschwebten. Als aber die erste Freude des Wiedersehens vor dem ruhigeren Erzählen dessen, was man in der Zeit der Trennung erlebt hatte, zurücktrat, er wieder heimisch wurde in der Heimath und er auf seiner alten Steinbank wieder die Sonne auf- und niedergehen sah, da fühlte er, daß ihm jetzt doch ganz anders ums Herz sey, und ihn die Sehnsucht auch von dieser geliebten Hütte fortziehe.

Wolfsheimer hatte ihm erlaubt, zwei Tage bei der Mutter zu verweilen. Sie waren verflossen. Der Abschied wurde beiden Theilen dießmal leichter, denn weil Jakob die Gebirgsreisen jetzt an des Meisters Stelle unternehmen sollte, so war ein öfteres Wiedersehen gewiß. Alle Bergbewohner, bei denen der Laborant getrocknete Kräuter zu empfangen pflegte, waren nun besucht, der Kasten gefüllt, und die Zeit zur Rückkehr erschienen; Jakob eilte daher eines Mittags vom hohen Gebirge herunter, um noch vor Abend den Zackenfall zu erreichen.

Ein ahnungsvolles fast süßes Grauen durchbebte ihn, als er den Tannenwald betrat, in dessen Dunkel neulich Kunigunde seinen Blicken entschwunden war. Nirgends ein menschliches Wesen; denn wer vermied nicht aus Furcht vor dem neckenden Berggeist diese Gegend? Nur die Stimmen der Natur waren laut, und nur als er von fern schon das Rauschen des Zackenfalles vernahm, glaubte er plötzlich eine Schattengestalt zu gewahren, die an dem Felsbecken verschwand. Er entdeckte jedoch nichts weiter als er näher kam, setzte sich ruhig auf die Felsplatte, von der ihn der gastfreie Bergbewohner jüngst abgerufen, und blies, nachdem er hier dem Spiel des Wasserfalles lange zugesehen, Kunigundens Worten eingedenk, ein Abendlied auf seiner Schalmeie. Kaum aber hatte er es geendet, als mitten aus dem, gleich einer silbernen Wand hinabbrausenden Strome, die Gestalt eines Einsiedlers mit einem langen weißen Barte heraustrat, die Felsen rasch erklimmte und vor ihm stand, ehe er sich von seinem Erstaunen erholen konnte.

„Was ſuchſt du hier, Jakob?“ fragte die Erſcheinung in einem rauhen Tone.

Wie ſehr ſich der Jüngling auch früher auf Rübezahls Erſcheinung gefreut hatte, ſo ſank ihm doch jetzt der Muth, und nicht ohne Beben entſchuldigte er ſeine Gegenwart ſo gut er konnte.

Der Berggeiſt ſchien freundlicher zu werden, that noch verſchiedene Fragen und ſagte, nachdem ihm Jakob auf alles treuherzig Beſcheid gegeben: „Ich halte dich für einen guten frommen Burſchen, drum bin ich freundlich mit dir. Sollſt auch ein Andenken von mir haben, wer weiß, wo es dir einmal nützen kann!“ Hierauf gab er ihm einen ſchweren goldenen Ring, hieß ihn gehen und befahl ihm, ſein Abendlied noch einmal zu wiederholen, ſobald er die Hütten des unten gelegenen Dorfes erblicken würde. Jakob gehorchte, und Rübezahl verlor ſich in dem Schatten des Waldes.

Die Sonne war im Untergehen, als er das Dorf vor ſich ſah. Er begann ſein Lied aufs neue, und hatte es noch nicht geendet, als Kunigunde, von ferne ſchon grüßend, den Steig herauf und ihm entgegeneilte. Sie bewillkommte ihn mit unverſtellter Freude, und drang in ihn, nachdem er ihr erzählt, was ihm ſo eben begegnet, daß er bei ihrer Muhme übernachten ſolle. Doch legte ſie ihm Stillſchweigen über das Vorgefallene auf, zeigte ihm das Schindeldach ihres Hauſes, und hieß ihn immer vorausgehen und auf der Bank vor demſelben auf ſie warten, bis ſie ihren Abendſpaziergang vollendet haben werde. Jakob gehorchte; aber die Sterne ſtanden ſchon am Himmel, ehe Kunigunde zurückkam und ihn in das Haus einführte. Die Muhme ſchalt anfangs über ihr langes Außenbleiben, war aber bald gütig und gaſtfrei gegen Jakob; denn es ergab ſich, daß auch ihr der Name ſeines Meiſters wohl bekannt war, und ſie ihren Arzeneibedarf von dem luſtigen Peter Schmoll bei deſſen jährlichen Umgängen zu kaufen pflegte.

Jakob war wie in einem Feenlande. Die Erſcheinung und das Geſchenk des Rübezahl gaben ſeiner Phantaſie, und die Nähe Kunigundens ſeinem Herzen ſo reiche Nahrung, daß er das Glück des Augenblicks kaum zu faſſen vermochte. Auch die innere Einrichtung des kleinen Hauſes, in welchem man, neben der höchſten Nettigkeit, auch die Spuren früherer Pracht an den Geräthſchaften nicht verkennen konnte, und das zwar leutſelige, aber doch vornehme Betragen der Muhme ſelbſt, war für ihn eine neue Welt, ſo daß er wenig zu ſprechen, ſondern nur alles mit offenen Augen anzuſtaunen vermochte. Gern würde er die ganze Nacht hindurch auf Kunigundens ſüßes Geplauder und auf die verſtändigen Reden der

Muhme gehört haben, hätte ihn letztere nicht endlich selbst zur Ruhe gehen heißen.

Nachdem er Kunigunden versprochen, sie bei seiner nächsten Wanderung wieder zu besuchen, schied er am andern Morgen mit schwerem Herzen. Ach! aus dem freundlichen Hüttchen, wo sie wohnte, ging es ja nun wieder nach dem finstern Blockhause zu, worin Wolfsheimer sein Wesen trieb.

Der Laborant war mit seinem Schüler zufrieden. Er hatte reichlich eingesammelt und gute brauchbare Sachen mitgebracht. Katharina aber schien es weniger; denn Jakobs ganz verändertes Wesen entging ihrem scharfen Blicke nicht und beunruhigte sie um so mehr, als ihr Herz mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit an ihrem Pflegling hing.

„Bist du krank, und hat dich die Reise zu sehr angegriffen, oder was fehlt dir sonst?“ fragte sie ihn besorgt.

Jakob wollte von nichts wissen, aber Katharina ließ sich nicht abweisen und drang so liebreich in ihn, daß ihm endlich das Herz aufging und er ihr alles mit kindlicher Offenheit erzählte.

„Kümmere dich nicht, mein armer Sohn, und sey nur recht gut und fleißig, es kann noch alles gut werden,“ sprach sie theilnehmend und strich ihm die Wangen. „Mir war es einst auch so um's Herz wie dir. Du hättest den Wolfsheimer nur vor fünfundzwanzig Jahren kennen sollen, da war er ein schöner stattlicher Mann, und ich nicht älter als deine Kunigunde. Er lernte mich auch auf seinen Gebirgsreisen kennen, und ich habe wohl manchen Tag auf den Bergen gestanden und ins Thal geschaut, ob er nicht wieder käme. Wie selig war ich, als er mich endlich zur Frau begehrte! Aber ich lernte ihn noch als Braut hinlänglich kennen; ihm galt das nichts, was mir lieb war; er vergiftete mir mein Lieblingskätzchen, und als meine alte Mutter sterben wollte, lief er in seiner Scheu vor Leichen fort, und ließ mich ohne Trost und Beistand allein. Da dachte ich: Nein, du darfst ihn nicht heirathen! er wird dir deine Kinder auch vergiften und dich dann allein lassen mit ihren Leichen; und ich schlug seine Hand standhaft aus. Er aber hörte nicht auf, mich zu bestürmen, denn er kannte meinen Fleiß und meine Häuslichkeit, bis ich denn endlich nachgab und zu ihm zog, nicht aber als Hausfrau, sondern nur als Wirthschafterin; wogegen er mir angeloben mußte, so lange ich lebte, nicht heirathen zu wollen. Er ging auch alle Bedingungen ein, weil er mich schon noch zu beschwatzen gedachte, aber fünfundzwanzig Jahre hat er nun vergeblich um mich geworben, und wenn es ihm bisweilen auch fast gelungen wäre, mein Herz zu erweichen, so starb mir wieder ein unschuldiges Kätzchen an Gift. Ach! ich hätte ihm wohl in Liebe

unterthänig seyn wollen, wäre ich seine Hausfrau geworden; jetzt aber muß er mir gehorchen!"

Sie ließ ihren Thränen freien Lauf und beschwor ihren Liebling, keinem Menschen das Geheimniß seines Herzens zu verrathen; auch den goldenen, ihm vom Rübezahl geschenkten Ring, dem sie eine besondere Wunderkraft zutraute, ja niemand zu zeigen.

„Wenn ihn der Wolfsheimer zu Gesicht bekäme, er wäre im Stande, dir ihn wegzunehmen; denn er liegt einmal wieder arg genug an der Goldgier krank!"

Wirklich fand Jakob den Meister seit seiner Rückkehr auch um vieles verändert, und noch verschlossener und wortkarger als bisher. Nur bisweilen lächelte er still vor sich hin, als freue er sich im voraus über das Gelingen eines geheimen Wunsches, und dann hob er gewöhnlich die blitzenden Augen auf und schaute stolz im Zimmer umher. Auch trank er jetzt öfter Wein, was er sonst selten zu thun pflegte. Katharina wollte über dieß veränderte Betragen keine bestimmte Auskunft geben, und wieß Jakobs neugierige Fragen mit den Worten zurück: „Frage nicht, und schlage die Augen nieder, damit du nicht siehst was vorgeht. Es ist jetzt einmal wieder eine schlimme Zeit; Wolfsheimer hat wieder Besuche von dem grauen Mann, Gott sey bei uns, erhalten. Auch sind mir, als du auf dem Gebirge warest, wieder zwei Katzen gestorben!"

Jakob fragte nun zwar nicht weiter, doch brachten ihm diese Worte eine immer größere Scheu und geheime Furcht vor dem Meister bei. Er hing sich den goldenen Ring an einer verborgenen Schnur auf die bloße Brust, indem er meinte, daß ihm das Geschenk eines guten Geistes, wofür er den Rübezahl hielt, vor der Einwirkung des nahen Bösen schützen solle.

Kurze Zeit nach Jakobs Rückkehr traf auch Peter Schmoll mit seinem Arzneikasten wieder ein. Er hatte dießmal einen weiten Zug ins platte Land gethan und viel Neues mitgebracht, wozu folgendes gehörte.

Am Hofe des Herzogs zu Schweidnitz gab es seit einiger Zeit zwischen dem ältesten Prinzen Boleslaus und seinen Eltern große Uneinigkeit. Der Prinz sollte eine Prinzessin heirathen, wollte aber nicht einwilligen, weil er die Tochter eines Edelmanns liebte, und er diese einst zur Herzogin zu erheben gedachte. Der Vater dieses Mädchens, Ritter Lothar von S., war am Hoflager des Herzogs ein angesehener Mann, und stolz genug, um die Verbindung seiner Tochter, die als das schönste und sittsamste Mädchen des Landes galt, mit dem jungen Prinzen für nichts unmögliches zu halten. Die alte Herzogin aber stellte sich am eifrigsten der

Liebe ihres Sohnes entgegen, und wußte bald das ganze Verhältniß zu zerstören. Sie sendete den Ritter Lothar mit scheinbar ehrenvollen Aufträgen an einen ihr nahverwandten Hof. Allein er kam nicht wieder, und eben so verschwand auch bald darauf seine schöne Tochter. Als der erste Sturm über den Verlust der Geliebten im Gemüthe des Prinzen vorüber war, und er in den Willen der Eltern ergebener schien, erhielt er den Befehl, sich an den österreichischen Hof zu begeben, um dort die Tochter des Erzherzogs Leopold, mit Namen Agnes, kennen zu lernen, von deren ungemeiner Schönheit der Ruf allenthalben erzählte, und die man ihm zur Gemahlin bestimmt hatte.

Boleslaus reiste mit einem kleinen Gefolge ab. Als aber kurze Zeit nachher der alte Herzog in eine schwere Krankheit verfiel, und man, weil des Prinzen Gegenwart nöthig schien, ihn vom österreichischen Hofe zurückberufen wollte, erhielt man mit Staunen die Nachricht, daß er dort noch gar nicht angekommen sey. Peter Schmoll war eben dort zugegen gewesen, als man allenthalben Eilboten ausgesendet hatte, um den Aufenthalt des Prinzen zu erforschen.

„Er wird ja wohl nicht weit gewesen seyn!“ sagte Wolfsheimer mit verbissenem Lächeln; „denn er ist bereits von selbst wieder am Hofe eingetroffen.“

Nach einigen Tagen erhielt Jakob vom Meister den Befehl, abermals auf Kräutersammlung auszugehen, jedoch dießmal nur den Iserkamm zu bereisen und am dritten Tage wieder heimzukehren. Jakob äußerte Katharinen sein Befremden über die so kurz zugestandene Frist, erhielt aber zur Antwort: „Es ist ihm nicht sowohl an den Kräutern, die du bringen sollst, als an deiner Entfernung gelegen; denn ich merke es ihm an, er erhält in diesen Tagen gewiß wieder einen Besuch von dem Grauen, und da darf ja ich selbst kaum hinsehen!“

Mit dem frühesten Morgen eilte Jakob auf das Gebirge, und ob er gleich nur den Iserkamm bereisen sollte, so ging es dennoch mit Flügelschritten darüber hin, um noch vor Abend das Dorf zu erreichen, wo Kunigunde wohnte. Da stand er denn endlich vor dem kleinen Hause und klopfte mit hochschlagendem Herzen an. Eine Magd öffnete die Thüre nur halb und sagte ihm: die Herrschaft sey verreist, und sie dürfe niemand einlassen. Traurig schlich er hinauf zu seinem Wasserfall, setzte sich wieder auf jene Steinplatte und blies auf seiner Schalmeie ein Lied; aber alles blieb öde und stumm, nur das Echo sang leise ihm nach, nur der Wasserfall brauste fort.

Warum, o Natur! kannst du in deiner unnennbaren Schönheit denn

doch nicht die Sehnsucht des Herzens stillen? Warum bist du bei deinem kräftigen Walten, bei dem ewig frischen, durch alle deine Adern strömenden Leben, bei deiner beredten, allen Nationen verständlichen Sprache, dennoch dem Menschen so öde und todt, wenn ihm unter deinen Millionen Wesen nur das eine fehlt, das er liebt? — Aber du umfassest alle mit gleicher Liebe, deine Milde und Schönheit grüßt jeden mit gleicher Huld, und das Herz sehnt sich doch nun wieder nach einem Herzen, dem es mehr gilt als alles.

In trüber Gemüthsstimmung eilte Jakob bald wieder nach Hause und erreichte Wolfsheimers Wohnung, ohne daß dieser ihn vermuthen konnte. Er fand die hintere Gartenthüre offen, trat hinein, und warf sich ermüdet in den Schatten eines dunklen Hollunderstrauches nieder; denn der schöne blaue Himmel sollte sich erst mit Abendgrau überziehen, ehe er das dunkle Blockhaus betreten wollte. Da gewahrte er, wie der Laborant in Begleitung eines grau gekleideten fremden Mannes aus dem Hause in den Garten trat und im eifrigen Gespräch begriffen in einer nahen Laube Platz nahm. Jakob fühlte geschwind, ob der goldene Ring noch auf seiner Brust liege, denn es überlief ihn eiskalt, als er die Gestalt des grauen Mannes mit den bleichen scharfen Gesichtszügen sich so nahe erblickte. Er konnte verstehen, was sie sprachen, und vernahm folgendes: „Freund, wir sind in allem einig!“ sagte der Graue, und drückte Wolfsheimern verbindlich die Hand, nur in der Zeit nicht. Ihr begreift, daß die Sache Eile hat, das Mädchen kann sich in wenig Tagen erholt haben und bedarf dann keines Arztes mehr. Ich werde deßhalb Anstalt treffen, daß man schon morgen nach euch sende.“

„Morgen nicht!“ entgegnete Wolfsheimer und sah ernst vor sich nieder; „es kann noch nicht seyn, ist mir nicht möglich!“

Der Graue. Nennt mir den Grund. Ihr werdet doch wohl noch Vorrath haben? Etwas bewahrt ein kluger Mann gewiß immer auf unvorhergesehene Fälle.

Wolfsheimer. Daran fehlt's eben nicht! Aber ich bin klug geworden. Was ein großer Herr heute mit Gold aufwiegt, bestraft er morgen mit dem Galgen. Drum mische ich meine Hand nicht hinein, obgleich euer Auftrag erfüllt werden soll. Ich habe einen Ausweg gefunden!

Der Graue. Und welchen? Ist er auch sicher?

Wolfsheimer rückt näher, und sah dem Grauen erst mit schlauer Miene in die fragenden Augen, dann sagte er leise: „Ich habe mir einen Buben erzogen, er würde ja wohl nach und nach brauchbar werden; allein ich setze keinen großen Werth auf ihn! — Verstanden!“

Der Graue. Noch nicht, mein kluger Freund, noch nicht! Gebt nur noch ein einziges Wörtchen mehr!

Wolfsheimer. Nun ſo merkt auf. Man ſendet nach mir und begehrt meine Hülfe bei der Kranken. Ich verſpreche zwar zu kommen, entſchuldige mich aber endlich und komme nicht. Statt meiner ſchicke ich aber den Jakob mit dem Arzneikaſten ins Kloſter, und bezeichne ihm das Mittelchen genau, welches er dem Fräulein zu bringen hat. Mag's dann wirken wie es will, mag es auffallen wem es will, ich ſpreche: der Junge hat ſich in ſeiner Dummheit vergriffen — was kann ich dafür? Nehmt ihn hin, hängt ihn an den Galgen, ſo iſt ein Galgenvogel weniger auf der Welt, und wir beide ſind unſchuldig.

Der Graue. Vortrefflich erfunden! So führt es aus; allein dann fort mit dem Buben! Er verdirbt euch die Kundſchaft.

Wolfsheimer. Doch iſt er jetzt nicht zu Hauſe; ich habe ihn fortgeſchickt, damit euer Beſuch unbemerkter bleibe. Morgen trifft er wahrſcheinlich erſt wieder hier ein, deßhalb mögt ihr erſt übermorgen nach mir ſchicken.

Der Graue. Gut, ſo ſoll es ſeyn, mein Freund! Lebt wohl! Ihr habt, weil wir uns kennen, die Hälfte ſchon voraus erhalten, die andere folgt unverzüglich, ſobald der Sargdeckel geſchloſſen iſt; und die Gnade meiner Gebieterin, die mehr werth iſt als Gold, empfangt Ihr noch obenein!

Sie ſtanden auf und umarmten ſich. Wolfsheimer ließ den Fremden zur hintern Gartenthür hinaus, und begab ſich dann ſelbſt in ſeine Wohnung zurück.

Bleich, zitternd, und ſeiner kaum mächtig, ſtand Jakob auf und wankte auch aus dem Garten. Dem Verſucher entfliehen war ſein erſter Gedanke; aber was ſollte ſeine Pflegemutter Katharina von ihm halten, wenn er, ohne ihr ſein Herz geöffnet zu haben, und ohne Abſchied, wie ein Dieb davon liefe? Es war ſchon ſpät, als er endlich an die Hausthür klopfte. Katharina ſchloß auf, erſchrack aber vor ihrem bleichen zitternden Liebling, der ihr in die Arme ſank und weiter nichts ſagen konnte, als: „Ich bin krank! ſehr krank, Mutter, bring' mich zu Bette!"

Sie wollte den Meiſter rufen, allein Jakob ſchauderte zuſammen und beſchwor ſie, nicht zu gehen und die Nacht allein bei ihm zu wachen. Sie that ihm den Willen, und als es tief in der Nacht war, alles im Hauſe ſchlief, und ſie ihm lange aus einem alten Gebetbuche vorgeleſen hatte, rief er ſie näher an ſein Bette, ſchlang ſeine Arme um ihren Hals, und erzählte ihr mit leiſer Stimme alles, was er vernommen hatte. Katharina trat entſetzt zurück und blieb lange ſprachlos ſtehen.

„O du furchtbarer Mensch!“ sagte sie endlich; „so hat dich der Böse denn wirklich in seinen Krallen? Fahre hin! ich habe keinen Theil an dir. Aber du, mein Sohn, erkenne Gottes Fügung; er hat dich zum Rettungsengel erwählt!“

„Mich?“ sprach Jakob und richtete sich schnell im Bette auf; „o wenn das möglich wäre!“

„Es wird möglich seyn, denn ich begreife nun den Zusammenhang,“ fuhr sie fort; „doch wir wollen nicht bloß ohne Falsch seyn wie die Tauben, sondern auch klug wie die Schlangen!“

Sie erzählte hierauf, wie auch sie ein Gespräch des Laboranten mit dem Grauen behorcht und endlich wohl gemerkt habe, daß von dem Prinzen Boleslaus und von dessen Liebe die Rede sey. Der Prinz habe nämlich, statt dem Willen seiner Eltern gemäß an den österreichischen Hof zu gehen, die von der Herzogin heimlich entfernte Geliebte wieder aufgefunden und unerkannt in ihrer Nähe gelebt; auf die Nachricht von des Vaters tödtlicher Krankheit sich aber wieder an den Hof begeben. Hier sollte es nun zwischen Eltern und Sohn zu harten Auftritten gekommen seyn; denn als ihm die Mutter endlich erklärte, daß man das Mädchen bereits in ein Kloster gebracht, solle der Prinz einen Schwur gethan haben, daß er sie dennoch für seine Verlobte halten, und so lange sie am Leben sey, sich niemals vermählen werde.

„Begreifst du jetzt?“ fuhr Katharine fort; „das arme Kind mag in ihrem Kloster wohl vom Jammer krank darnieder liegen und da wollen sie ihr Gift eingeben, damit der Prinz seines Schwures ledig werde. Aber es darf ihnen nicht gelingen. Erhebe dich, mein Sohn! du sollst den Kampf mit dem Bösen beginnen!“

Katharina gedachte sich nämlich an die Aebtissin jenes Nonnenklosters zu wenden, die früher als ein armes Mädchen ihre Jugendfreundin gewesen war und ihr, als sie sich dem Klosterleben geweiht, beim Abschied ein kleines silbernes Crucifix zum Andenken ihrer Schwesterliebe geschenkt hatte. Dieß sollte Jakob mitnehmen, es der Aebtissin als eine Beglaubigung vorzeigen und um eine geheime Unterredung bitten, dann aber ihr nichts verhehlen und ihr die Rettung des Mädchens anheimstellen. Jakobs Gemüth beruhigte sich, nachdem er dieß mit seiner treuen Pflegerin verabredet hatte, und nach einem kurzen ruhigen Schlafe stand er am andern Morgen gefaßt und kräftig auf.

Wolfsheimer erfuhr von Katharinen, daß sein Lehrling wegen eines Uebelbefindens schon gestern Abend spät wieder eingetroffen sey, sich jedoch durch eine ruhige Nacht in etwas wieder erholt habe.

„Du ſiehſt recht blaß aus, mein Jaköbchen, und das Eſſen will dir noch nicht ſchmecken!“ ſagte Wolfsheimer, als Jakob ihm gegenüber, während der Mittagsmahlzeit, keinen Biſſen anrühren konnte. — „Aber werde ja nicht krank,“ ſetzte er freundlich hinzu, denn du biſt mir jetzt ſchon ſo brauchbar, daß ich dir meine wichtigſten Aufträge anvertrauen kann!“

Jakob verſicherte, daß jenes Uebelbefinden gewiß bald vorüber ſeyn werde, und er ſich zu allem ſtark genug fühle.

„Wozu Gott ſeinen Beiſtand verleihe!“ ſetzte Katharina hinzu und ſchlug ein Kreuz gegen Wolfsheimer.

Am folgenden Tage erſchien wirklich ein Eilbote aus dem Nonnenkloſter, der den Laboranten zu einer ſehr krank darnieder liegenden Novize berief. Er wurde mit dem Verſprechen abgefertigt, daß der Arzt erſcheinen werde. Doch es geſchah, was Jakob ſchon im voraus wußte. Der Meiſter entſchuldigte ſich gegen ſeine Hausgenoſſen mit dringenden Geſchäften, that zwar als ob er die Reiſe ſehr ungern aufgäbe, weil, wie er verſicherte, man im Kloſter eine fürſtliche Aufnahme finde, übertrug ſie aber endlich ſeinem Lehrling als Beweis ſeines beſondern Vertrauens. Nachdem er ihn gehörig ausgerüſtet, und ihm viele Klugheitsmaßregeln gegeben hatte, überreichte er ihm noch ein Briefchen an die Aebtiſſin.

„Ich habe dich hierin der hochwürdigen Frau als einen geſcheidten Burſchen empfohlen!“ ſprach er, „dem ſie vertrauen könne wie mir ſelbſt. Aber nun ſey auch klug; mache deinen Beſuch bei der Kranken ſelbſt, fühle ihr an den Puls, lege den Finger über die Naſe, und nimm nach einigen Minuten ſolch anſcheinender Ueberlegung dann erſt die Arzenei aus deinem Kaſten, welche ich dir für die Patientin mitgegeben, als wähltеſt du ſie ſelbſt, und gib ſie ihr auf der Stelle ein. Sie wird helfen, ich ſtehe dafür, du erlangſt früh ſchon einen großen Ruf und kannſt einmal in meine Kundſchaft treten.“

Auf ſeinem hochſchlagenden Herzen den goldenen Ring und Katharinens ſilbernes Crucifix tragend, wanderte Jakob am andern Morgen nach dem Nonnenkloſter. Er überreichte der Pförtnerin Wolfsheimers Brief und wurde alsbald in das Sprachzimmer geführt, wo er die Aebtiſſin nebſt einigen Nonnen verſammelt fand.

„Es thut uns recht leid!“ redete ſie ihn an, „daß uns euer Meiſter nicht ſelbſt hat beſuchen können; denn obſchon unſere liebe Kranke ſich von der erſten harten Niederlage in etwas erholt hat, ſo ſteht bei ihrer Reizbarkeit ein Rückfall zu befürchten, weßhalb wir ſeinen klugen Rath gern vernommen hätten. Ihr ſeyd mir aber durch ſeinen Brief ſo gut empfohlen, daß ich nicht anſtehe, euch trotz eurer Jugend einen Beſuch

bei unserer Kranken zu gestatten!" und hiemit führte sie ihn selbst in das entlegene Krankenzimmer.

Wer aber trat ihnen matt und bleich hier entgegen? — es war Kunigunde! — Sie erkannte ihn sogleich, sie grüßte ihn freudig und rief ihn bei seinem Namen. Er aber vermochte nicht zu antworten, die mühsam errungene Fassung war dahin, denn der Gedanke, daß er dieß theure Wesen habe vergiften sollen, und daß sie die Geliebte des Prinzen sey, klammerte sich eiskalt an sein Herz. Er schlug die Hände vor die Augen und fing bitterlich an zu weinen. Erstaunt über sein Betragen, befragte ihn die Aebtissin um den Grund desselben. Da zog er das silberne Crucifix aus dem Busen, hielt es ihr vor, und sprach: „Hochwürdige Frau, erinnert ihr euch noch, an wen ihr dieß Kleinod einst verschenkt habt?"

„Wie könnte ich es vergessen?" entgegnete sie; „ich gab es meiner ersten Jugendfreundin beim Abschied, meiner Katharina Müller!"

„Sie ist meine zweite Mutter!" fuhr Jakob fort; „bei ihrem Andenken, bei dem Bilde des Gekreuzigten hier beschwöre ich euch, gönnt mir eine geheime Unterredung, ehe ich meinen Arzeneikasten auspacke."

Die Aebtissin, obgleich anfangs befremdet, stand doch nicht an, ihn auf ihr Zimmer zu führen, und als er sich nun hier mit der ehrwürdigen Frau allein sah, hielt er nicht länger zurück und entdeckte ihr alles, was er wußte und durch Katharinen erfahren hatte.

„O mein Gott!" sprach die Aebtissin und faltete die Hände: „Herr, geh mit ihnen nicht ins Gericht, denn sie können nicht bestehen! Aber wie sollen wir helfen?" —

Sie setzte sich gedankenvoll und tiefbekümmert in ein Fenster und stützte den Kopf auf die Hand. Endlich nach langem Schweigen trat sie dicht vor Jakob hin, sah ihn mit ihren großen schönen Augen durchdringend an und sprach: „Jakob, dich hat der Herr sichtbar auserwählt, die Unschuld vom Tode zu retten! Bist du aber auch willig und stark genug dazu?" —

„Ja, das bin ich!" entgegnete er, und legte die Hand auf die Brust.

„Wohl, so laß mich erst mit Kunigunden sprechen, dann sollst du das Weitere vernehmen!" — Mit diesen Worten klingelte sie und befahl der eintretenden Nonne, dem jungen Arzt ein Zimmer anzuweisen und ihn zu bewirthen.

Es war schon Abend, als Jakob wieder zur Aebtissin berufen wurde.

„Du hattest recht, mein Sohn!" sprach sie, als sie allein waren. „Vor einer Stunde hat mich der Beichtvater der Herzogin-Mutter verlassen; er kam, um sich nach Kunigundens Befinden zu erkundigen und

brachte den gemessenen Befehl, Wolfsheimers Arzeneimittel auf das Gewissenhafteste anzuwenden. Wäre aber menschliche Hülfe zu schwach und der Tod unerbittlich, so solle man, um Aufsehen zu vermeiden, den Leichnam nicht ausstellen, sondern den Sarg sofort schließen und das Begräbniß beeilen. Du siehst hieraus, es ist schnelle Rettung vonnöthen. Zwar wäre die Kirche wohl stark genug, das arme Kind vor solchem Mord zu schützen; doch vermeidet unser stilles Kloster gern den Streit mit der Familie des Landesherrn, und da des Prinzen Vermählung mit einer Prinzessin aus dem österreichischen Hause wohl segensreich für unser Land seyn dürfte, der Prinz aber einen Schwur gethan, bei Lebzeiten Kunigundens nicht heirathen zu wollen, so bleibt nichts übrig, als daß sie für ihn sterbe!"

„Sterben?" rief Jakob, „Kunigunde sterben? Habt ihr keinen andern Rath?"

„Nur für den Prinzen soll sie sterben!" fuhr die Aebtissin gelassen fort; „damit er seines Schwures quitt werde. Ich will die Nachricht ihres Todes verbreiten und einen leeren Sarg begraben lassen, während sie mit dir heimlich entflieht!"

Nach diesen Worten öffnete sie eine Thür, durch welche Kunigunde eintrat. „Ja, ich vertraue dir!" sagte diese. „Ich fühle es, du meinst es treu mit mir, und wirst mich nicht verrathen, ich will deine Schwester seyn, und du sollst mich trösten!"

Welch ein Gefühl durchglühte des Jünglings Brust! Kunigunden retten, für sie sein Leben wagen, überstieg ja seine kühnsten Wünsche. Man verabredete nun folgenden Plan: noch in dieser Nacht sollte Jakob mit Kunigunden aus dem Kloster entfliehen, und sie in sicherer Verkleidung zu seiner Mutter bringen. Die Wohnung derselben stand ja schon über der Grenze auf böhmischem Grunde und war so einsam und abgelegen, daß die Verfolgte dort gewiß den Augen der Welt entging. Hier sollte sie nun für Jakobs Schwester gelten, und ganz ein Mitglied seiner Familie werden, für deren Verschwiegenheit sich Jakob verbürgte. Selbst die alte Tante Brigitte, welche jetzt auch im Kloster gegenwärtig war, sollte nichts von dieser Flucht erfahren, weil durch ihre Geschwätzigkeit Kunigundens bisheriger Aufenthalt schon verrathen worden war, sondern sollte nur die Nachricht vom schnellen Tode ihrer Nichte empfangen.

Beim Abschied mußte Kunigunde der Aebtissin feierlich angeloben, dem Prinzen für immer zu entsagen und ihm niemals etwas von dem was vorgefallen, wissen zu lassen. Sie händigte hierauf Jakob eine ansehnliche Summe Geldes als Geschenk ein, und gab beiden ihren Segen.

Nur die Nonne, welche die Kranken pflegte, ward mit in das Geheimniß gezogen. Sie zeigte, als die Nacht eingebrochen war, den beiden Flüchtlingen den Weg nach dem Gebirge, welches im Mondschein wie ein schlummernder Riese vor ihnen lag.

Nach einer mühvollen Wanderung von mehreren Tagen, in welchen Jakob sein tiefes, rein liebendes Gemüth ganz vor Kunigunden entfaltete und die Seligkeit genoß, seine Liebe von ihr erkannt und gewürdigt zu sehen, langten sie endlich in seiner Heimath an. Er übergab seiner redlichen Mutter und Schwester die auf den Tod Verfolgte, machte sie mit ihren Schicksalen so viel als nöthig bekannt, und empfing von ihnen die heilige Zusage, daß sie alles mit der Unglücklichen theilen und sie mit ihrem Leben schützen wollten. Hierauf übergab er der Mutter die von der Aebtissin empfangene Summe, versprach bald wieder zu kommen und eilte nach dem Kloster zurück.

Gerade an dem Tage, an welchem der leere Sarg im stillen begraben wurde, langte er daselbst wieder an. „Gott sey gepriesen, daß uns die Rettung gelungen ist!“ sagte die Aebtissin, nachdem sie mit Jakob gesprochen hatte. „Aber nun verlaß auch du, mein Sohn, bald Wölfsheimers Haus, und gehe wieder zu deiner Mutter. Sage dort Kunigunden, daß wenn sie erst von der Welt vergessen und von der irdischen Liebe frei seyn wird, sie in meinem Kloster, als eine Braut des Himmels, immer eine Freistatt finden soll!“ — Sie gab ihm hierauf einen Brief an den Laboranten und die herzlichsten Grüße an ihre Freundin Katharina mit, der sie gebieten ließ, auf ihrem Posten getreulich auszuharren und den Kampf mit dem Bösen zu bestehen bis ans Ende.

Jakob hatte sein Dorf noch nicht erreicht, als er von fern schon Katharinen erblickte, wie sie auf einem Hügel stand und ihn erwartete. Mit offenen Armen flog er auf sie zu, allein sie trat ihm ernst mit den Worten entgegen: „Unglücklicher, was hast du gethan? Wir haben bereits die Nachricht von Kunigundens Tode!“ Doch Jakob beruhigte sie bald, erzählte alles was geschehen, und brachte ihr die frommen Grüße ihrer Freundin.

„Sey denn gesegnet, mein Sohn!“ sprach Katharina, ihm die Hand auf das Haupt legend, und küßte ihn zum erstenmal. „Ja, ich will ausharren auf meinem schweren Posten, und auch von dir will ich mich trennen!“

Sie führte ihn wehmüthig nach Hause, gab ihm Verhaltungsregeln gegen Wolfsheimer, und hieß ihn vor allen Dingen in sein Kämmerlein gehen und dort zu Gott beten.

Der Meiſter ſtellte ſich ſehr unzufrieden mit Jakob, denn der Brief der Aebtiſſin enthielt bittere Vorwürfe, daß er ſtatt ſeiner den unkundigen Lehrling geſendet und dadurch wahrſcheinlich den Tod der Kranken beſchleunigt habe. Er ſchalt ihn einen einfältigen dummen Menſchen, der ihm ſeine Kundſchaft verderbe und eröffnete ihm endlich mit dürren Worten, daß er ſich anſchicken möge, ſein Haus zu verlaſſen. Jakob wünſchte ja nichts inniger. Zwar ward ihm der Abſchied von Katharinen ſehr ſchwer, aber die Liebe hatte ſich in das Heimweh verkleidet, und zog ihn in dieſer Geſtalt unwiderſtehlich nach der Heimath.

Bald genug wurde nun auch dem Prinzen Boleslaus die Nachricht von Kunigundens Tode hinterbracht; er las ja ſelbſt den Brief der Aebtiſſin, der ihn ſeiner Mutter berichtete, und wie hätte er auch wirklich länger daran zweifeln können, da ſich das bisher ſo ſtrenge Benehmen ſeiner Eltern gegen ihn jetzt ſogar in Liebe und Troſt verwandelte. Er kleidete ſich in tiefe Trauer, als ſey ihm die Gemahlin geſtorben, und ſchien ſein Herz aller Freude verſchließen zu wollen.

Doch wie er den harten Forderungen ſeiner Eltern einen unbeugſamen Willen entgegengeſtellt hatte, ſo vermochte er ihren dringenden liebevollen Bitten endlich nicht zu widerſtehen, und ließ ſich nach Verlauf eines halben Jahres zu einer Reiſe an den öſterreichiſchen Hof bewegen.

Agnes, die Tochter des Erzherzogs Leopold III., eben deſſelben, der ſpäterhin die Schweizer mit Krieg bezog, und in der Schlacht gegen Arnold Struthan von Winkelried das Leben verlor, machte einen ſehr günſtigen Eindruck auf des Prinzen düſteres Gemüth. Sie hatte von ſeiner frühern unglücklichen Liebe gehört; ſie ſah den tiefen Kummer über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen, und zeigte ihm ihre innige Theilnahme. Die Abſicht, ſie mit ihm zu verheirathen, war ihm noch ein Geheimniß; es hieß bloß, der Prinz beſuche fremde Höfe, um ſich zu zerſtreuen, daher ihr Benehmen gegen ihn um deſto unbefangener ſeyn mußte. Boleslaus gewann eine hohe Achtung für ſie, und kehrte endlich mit dem Entſchluß zurück, daß, wenn er nun einmal als Erſtgeborner ſeines Hauſes ſich vermählen müſſe, nur Agnes die Gefährtin ſeines Lebens werden ſolle. Wenige Monate nachher verbreitete ſich denn auch im Herzogthume die frohe Nachricht, daß Prinz Boleslaus mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin verlobt ſey.

Auch zu der einſamen Hütte drang ſie, in welcher Kunigunde ihre Freiſtatt gefunden. Ach, ſie fragte ſich wohl, warum ſie denn eigentlich vor dem Tode geflohen ſey, und ob ihrem heißen Herzen nicht viel wohler ſeyn würde, wenn es nicht mehr ſchlüge? Zwar lebte ſie mit Jakobs

Mutter und Schwester in Liebe und Vertrauen, und hatte sich ganz in ihre einfache Lebensweise geschickt; zwar stand ihr des Jünglings stille heilige Liebe wie ein Schutzgeist zur Seite, und scheute kein Opfer, ihre geheimsten Wünsche zu erfüllen; aber dennoch fand nur die Sehnsucht in ihrem Herzen Raum und trieb sie oft hinaus auf den Gipfel der Berge, um weit in die blaue Ferne hinzuschauen, wo der Geliebte wohnte. Die Nachricht von seiner Verlobung erschütterte sie gewaltig.

„Ich werde nun bald zu meiner frommen Mutter der Aebtissin zurückkehren," sprach sie; „denn er hat nun die Wünsche des Landes erfüllt und hat mich vergessen!"

Sie verlangte, Jakob sollte unverzüglich nach dem Kloster eilen und ihre Rückkehr daselbst vorbereiten. Nur seine dringenden Vorstellungen, daß die Aebtissin, ihrer eigenen Sicherheit wegen, sie jetzt noch nicht aufnehmen könne, und seine herzlichen wehmüthigen Bitten, von Mutter und Schwester unterstützt, vermochten sie endlich, zu bleiben.

So verstrich abermals ein Jahr. Die Vermählung des Prinzen war längst vollzogen, der alte Herzog war gestorben, und Boleslaus hatte die Regierung zu Schweidnitz angetreten. Man erzählte sich viel Gutes von ihm und seiner liebenswürdigen Gemahlin, und pries allgemein ihr einiges häusliches Leben. Kunigunde erfuhr alles; sie erhaschte begierig jede Nachricht, und ob sie gleich dadurch sich immer mehr überzeugen mußte, daß er eine andere Liebe gefunden, so konnte sie ihn doch nicht vergessen, und bewahrte sein Bild treu und einzig im Herzen. So oft Jakob aus den benachbarten Städten zurück kam, wohin er das Gespinnst der drei fleißigen Frauen, und die nach Wolfsheimers Unterricht von ihm destillirten und abgezogenen Wasser zum Verkauf trug, mußte er Nachricht von dem jungen Herzog einziehen und ihr getreulich alles berichten.

So kam er denn auch eines Abends nach Hause, und erzählte unter vielem Lachen, daß die wichtigste Stelle am Schweidnitzer Hof jetzt erledigt und der Hofnarr kürzlich gestorben sey. Weil nun die Mutter des Herzogs auf eine schleunige Wiederbesetzung dieses Postens drang, denn der Hofnarr hatte den Trübsinn, von welchem der Herzog je zuweilen befallen wurde, doch wohl bisweilen zu verscheuchen gewußt, so war von ihr der Befehl ausgegangen, die Narren im ganzen Lande aufzurufen, auf daß sie sich zu dieser Stelle melden und ihr Probestück ablegen möchten. Jakob hatte sich in der Stadt dieß alles weitläufig erzählen lassen und sogar aus dem Munde des Ausrufers die Aufforderung selbst vernommen.

So scherzhaft er nun auch immer diesen Vorfall zu erzählen wußte, so wurde Kunigunde doch sehr ernst dabei, und verfiel in ein tiefes

Nachsinnen. Sie schien viele Tage hindurch einen Gedanken mit sich herum zu tragen, bis sie den Jüngling endlich zu einem einsamen Spaziergang einladete. Schweigend ging sie neben ihm her und antwortete wenig auf seine theilnehmenden Fragen, bis sie den Gipfel des Berges erstiegen hatten, von dem man weit hinaus in die Gegend nach Schweidnitz sehen konnte.

„Schau hin, Jakob!“ sprach sie; „dort liegt das Land, das er beglückt. Aber ist auch er glücklich? — Erzähltest du nicht, daß selbst die holde Agnes den Trübsinn seiner Seele nicht immer zu verscheuchen weiß? Gehen die Ausrufer dort nicht umher, und suchen und rufen nach einem frohen und treuen Freunde für ihren Herzog? Fade, dreiste Lustigmacher werden sich wohl finden, aber kein Freund, der ihn versteht.“

Jakob gab ihr Recht.

„Nun, wenn du das fühlst,“ fuhr sie fort, indem sie ihren Kopf sanft auf seine Schulter legte, „so verkenne meine Bitte nicht, und schlage sie mir nicht ab!“

Jakob versprach alles zu erfüllen; sein Herz glühte in Liebe, denn so innig hatte sie sich ja noch nie gegen ihn bezeugt.

„Du sollst,“ sprach sie schüchtern und leise, „du sollst dich auch zu jenem Posten melden!“

„Ich soll Hofnarr werden?“ rief er und trat erstaunt zurück; „ich soll dich verlassen, und mit dem blutenden Herzen andere zum Lachen treiben?“

Kunigunde drückte seine Hand an ihre Brust: „O mein geliebter Bruder, ich weiß wie du mich liebst, und auch ich liebe dich als treue dankbare Schwester. Stände jene frühere Neigung nicht ewig und unvergänglich in meinem Herzen, es würde von dir erfüllt seyn und in deiner Liebe sein Glück finden; aber es hat nur für jenen Gedanken Raum. Sieh, ich möchte dem Herzog sogern dasjenige, was mir nach ihm das Theuerste auf der Welt ist, dich, als Schutzgeist zusenden. Du würdest sein treuer Freund seyn, durch dich würde ihn meine Liebe allenthalben umschweben, und durch die deinige das Geisterband der unsrigen sich fester schlingen.“

Jakob schwieg traurig und niedergeschlagen. Aber sie hörte nicht auf mit ihren ins Herz dringenden Bitten, sie zeigte ihm das Leben als lustiger Rath des Herzogs so froh und einflußreich, und machte ihn endlich auch aufmerksam, wie er hierdurch am sichersten sie alle vor jedem Mangel würde schützen können.

„Wenn ich nun auch wollte,“ erwiederte er endlich, „so wird man doch

mich dort nicht haben mögen; denn wie sollte es mir gelingen, die vielen Possenreißer, die sich gewiß melden werden, an lustigen Schwänken zu übertreffen?"

„Zweifle nicht und folge deiner frohen Laune," sprach Kunigunde; „wenn du nur ernstlich willst, wird es dir sicher gelingen. Wo hast du den goldenen Ring, den dir der Berggeist einst schenkte?"

Jakob zog ihn aus dem Busen.

„Er ist ein Talisman!" rief sie freudig; „laß ihn den Herzog nur sehen, gewiß fällt seine Wahl dann auf dich!"

Jakob willigte endlich ein. Wie hätte seine treue schwärmerische Liebe nicht auch in diesem Opfer eine süße Nahrung finden sollen? — Nur verlangte er, daß Kunigunde gegen die Seinigen so lange noch schweigen solle, bis er von einer Reise, die er morgen anzutreten gedenke, zurückgekommen seyn werde.

Sein Herz trieb ihn nämlich mit seiner treusten Rathgeberin, mit Katharinen, vorher davon zu sprechen, und ihre Meinung hierüber zu vernehmen. Ohne zu sagen, wohin seine Reise gerichtet sey, wandert er am andern Morgen fort. Wolfsheimer war eben mit dem Famulus zu Markte gezogen, und die Haushälterin allein zu Hause. Mit welcher Liebe und Freude ward er empfangen? Wie schloß sich das Herz der armen verlassenen Katharine dem Sohne auf? Was hatte sie nicht alles von ihm zu erfragen und ihm wieder zu erzählen? — Er trug ihr endlich Kunigundens Wünsche vor und bat um ihren Rath. Sie hörte anfangs mit sichtbarem Erstaunen zu. „Hofnarr!" wiederholte sie langsam mehreremale, als wolle sie sich erst an den Klang des Wortes gewöhnen. „Hofnarr! — daß ich dich dazu erziehen sollte, gedachte ich freilich nicht. Aber Kunigunde hat recht, du magst darum ansuchen, ich gönne dem armen Herzog einen solchen Freund; mit deinem Herzen wirst du dort mehr Gutes stiften, als die übrigen Räthe insgesammt und," setzte sie bitter hinzu, „besser des Herzogs Narr seyn, als daheim eines verliebten Mädchens Narr!"

Jakob wollte antworten, allein sie hielt ihm den Mund mit den Worten zu: „Schweig! ich weiß es wohl, du entschuldigst jedes Unrecht, welches man dir anthut. Aber was hätte Kunigunde für ein größeres Glück wohl ersehnen mögen, als deine Hausfrau zu werden!" Sie gab ihm hierauf manchen gutgemeinten und heilsamen Rath mit auf den Weg, dankte ihm mit rührender Herzlichkeit für sein Vertrauen und entließ ihn des andern Morgens, weil Wolfsheimers Rückkehr nahe war.

Jakobs Entschluß stand nun fest; beruhigt wanderte er wieder der

Heimath zu und reichte Kunigunden mit den Worten freundlich die Hand: „Ich melde mich als Hofnarr!“ Sie flog ihm mit nassen Augen in die Arme, und überzeugte Mutter und Schwester bald durch ihre Beredtsamkeit, wie erwünscht ihnen allen das Gelingen dieses Plans seyn müsse.

Der zur Meldung festgesetzte Tag war nicht mehr fern; die Frauen hatten demnach nichts eifrigeres zu thun, als den jungen Candidaten nach Kräften heraus zu putzen. Kunigunde war von Stund an viel heiterer und froher, belebte alle mit ihrer guten Laune, und schien recht geflissentlich auf Jakobs Stimmung wirken zu wollen. Es gelang ihr auch wirklich, und frohen Muthes, weil er durch sein Opfer die Geliebte froh erblickte, zog der treue, liebende Jüngling nach dem Hoflager des Herzogs hin.

Der Aufruf der alten Herzogin hatte viel Menschen auf die Beine gebracht, die das Princip der Narrheit mit Stolz in sich wahrzunehmen glaubten. In allen Herbergen fand Jakob Wanderer, die in den seltensten Aufzügen, und voll lustiger Hoffnungen in gleicher Absicht mit ihm nach Schweidnitz eilten. Sie übten schon unterwegs ihre Lektion, machten die tollsten Possen, ließen niemand ungeneckt, und suchten einander im fadesten Witze zu übertreffen.

„Ich glaube, daß wir bald Frühjahr haben werden,“ sagte ein alter Landmann; „denn die Spinnvögel und Pickelhäringe ziehen schon!“ — so nannte man damals spottweise die lustigen Räthe der Fürsten.

Jakob schämte sich dieser tollen Reisegefährten, verschwieg seine Absicht, und schlich still und niedergeschlagen in die Thore der Residenz ein.

Die Candidaten zu dieser Hofstelle mußten sich bei dem Geheimschreiber des Herzogs melden und dort ihre Namen aufzeichnen lassen, und wurden hierauf insgesammt in eine große Herberge gewiesen. Als auch Jakob sich meldete, ließ der Geheimschreiber seine Blicke lange und wohlgefällig auf dem schönen Jüngling weilen und fragte ihn freundlich, wie er denn für diese Stelle zu passen gedenke, zu welcher gar viel Menschenkenntniß und Lebensübung erforderlich sey?

„Wenn mir auch beides mangelt,“ sprach Jakob bescheiden, „so habe ich doch vielleicht mehr als die übrigen alle, den guten Willen, ein froher treuer Freund meines Herrn zu seyn!“

Der Schreiber nickte freundlich und unterstrich den Namen doppelt. In der Herberge ging es ihm aber gar übel. Die Rivale lachten über diesen mädchenhaften unbärtigen Mitkämpfer, und überschütteten ihn mit fadem ekelhaftem Witze. Es war ein gewaltiger Lärm und Spektakel, dergestalt, daß die Herberge recht eigentlich einem Narrenhause glich. Wie

gern wäre Jakob aus diesem unsinnigen Treiben in seine stille Heimath zurück geflohen, allein seine Liebe zu Kunigunden und das ihr gegebene Versprechen überwogen alles und hielten ihn fest.

Des andern Tages wurden alle Competenten auf das Schloß berufen, um sich mit ihren Fähigkeiten der fürstlichen Familie vorzustellen. In einem großen Saale saß auf der einen Seite der Herzog zwischen seiner Mutter und seiner holden Gemahlin, umgeben von dem ganzen neugierigen Hofe; auf der andern schaarte sich das bunte Gewühl der Narren; der Geheimschreiber hielt die Liste, und rief sie einzeln bei Namen auf. Aber wie komisch auch die Art seyn mochte, mit der sich ein jeder vorzustellen wußte, wie sehr auch mancher Witz, manche Posse oder ein lustiges Liedchen von den Anwesenden belacht wurde, der Herzog schaute dennoch nur düster und verdrießlich auf das Treiben, und wie freundlich auch Mutter und Gemahlin ihn auf manchen belachenswerthen Scherz aufmerksam machen wollten, er blieb nur finster und verschlossen, und winkte dem Geheimschreiber oft ungeduldig, in dem Aufrufen rascher fortzufahren.

Endlich ward der Name Jakob Thau genannt. Da trat der schöne stattliche Jüngling in den Kreis, und grüßte sie alle mit gar einnehmender Freundlichkeit. Aber einer von den Mitbewerbern, der, weil er bisher das meiste Lachen erregt, schon über alle den Sieg errungen zu haben glaubte, zog schnell eine Ruthe unter dem Mantel hervor, und sprang, die kreischende Stimme einer alten Frau nachahmend, wenn sie ihren ungezogenen Buben in die Schule treibt, auf Jakob zu, um ihn mit Ruthenschlägen aus dem Kreise hinaus zu jagen. Alles wollte sich vor Lachen ausschütten, Jakob aber sagte ganz ruhig: „Da ist meine betrunkene Mutter mir wieder einmal nachgelaufen; ich muß sie nur nach Hause bringen, eh es der Herzog erfährt, der könnte sie wohl gar einstecken lassen!“ und hiermit lud er den Scherzvogel, der es sich nicht versah, auf die Schultern, und trug ihn zur Saalthüre hinaus. Ein allgemeines Bravo erscholl, und selbst der Herzog konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Jakob trat bald wieder in den Kreis, nahm seine Schalmeie und begann mit großer Geübtheit ein einfaches Lied, das ihm Kunigunde gelehrt hatte. Aber noch war es nicht geendigt, als der Herzog plötzlich aufstand, seiner Gemahlin sehr bewegt die Hand reichte und sie in ein anstoßendes Kabinet führte. „Jungchen, Jungchen! deine Lektion ist schlecht ausgefallen, du wirst vom Schulmeister wohl selbst die Ruthe kriegen!“ rief der alte Scherzvogel, der wieder in den Saal gekommen war, und machte einige komische Geberden. Doch der Geheimschreiber, der dem Herzog gefolgt

war, trat wieder aus dem Kabinet und befahl, daß Jakob Thau ihm folgen möge, weil ihn der Herzog selbst zu sprechen verlange. Schüchtern gehorchte dieser; allein seine Furcht verschwand bald, als er den Herzog wieder sah, der seine ihn liebkosende Gemahlin sanft umfaßt hielt; jenen düstern Ernst hatte eine stille Wehmuth verdrängt, und mit sichtbarem Wohlwollen ließ er seine Blicke lange auf dem Jüngling ruhen, der ihm treuherzig in die Augen schaute. „Wo hast du das schöne Lied her?“ fragte der Herzog endlich.

„Ich habe es auf meinen Bergreisen von einem Mädchen gelernt,“ antwortete jener.

„Und Jakob? — Jakob ist dein Name?“ fragte Boleslaus langsam weiter, als wolle er sich auf etwas besinnen, und da jener es bejahte, sah er ihm scharf auf die Hand und ließ sich den goldenen Ring zeigen, den er daran gewahrte. Nachdem ihm Jakob auf sein Befragen des Ringes Geschichte erzählt hatte, sprach der Herzog, sich die Augen trocknend: „Ja, du bist es, ich kenne dich! — und du willst mein Hofnarr werden?“

„Nennt mich wie Ihr wollt, Herr Herzog,“ erwiederte Jakob; „aber ich habe eine alte Mutter und zwei Schwestern zu ernähren, da sollt Ihr mir helfen, und dafür will ich Euch gern die Grillen vertreiben und Euch recht von Herzen lieb haben!“

„Halte Wort, mein Sohn, du sollst bei mir bleiben!“ und hiermit winkte der Herzog seinem Geheimschreiber, der den Jüngling in den Saal zurückführte und der Versammlung ankündigte, daß des Herzogs Wahl bereits entschieden und auf Jakob Thau gefallen sey, worauf denn die übrigen Mitbewerber still und mißmuthig davon schlichen, und der neue lustige Rath mit der Schellenkappe bekleidet wurde.

Kunigunde hatte ihre Absicht erreicht, denn Jakob war wirklich ein guter Engel, den sie dem Herzog zugesendet. Er wußte gar sinnreich die oft wiederkehrende trübe kalte Stimmung seines Herrn zu verscheuchen, und wenn kein Scherz und kein freundlicher Zuspruch mehr Eingang finden wollte, und ihn der Herzog sogar verdrießlich aus dem Zimmer gehen hieß, dann stellte er sich unter das Fenster und blies eines von Kunigundens Liedern. Das erweichte denn immer wieder die starre Brust. Der Herzog eilte gewöhnlich dann seine Gemahlin aufzusuchen und sie, als habe er ihr ein Unrecht abzubitten, in seine Arme zu schließen; er ließ den lustigen Rath dann wieder zu sich rufen, um ihn zu beschenken oder sich von ihm bei einem Becher Wein die Geschichte noch einmal wiederholen zu lassen, wie ihm der Berggeist aus dem Zackenfall heraus erschienen sey.

Es ist auch wirklich noch heut zu Tage in der Mitte der Höhe, von welcher der Zacken herabfällt, eine Höhle im Felsen vorhanden, die der herunterstürzende Wasserfall wie mit einem krystallenen Vorhang verhängt, so daß sie niemand wahrnehmen kann; sie wird noch jetzt der Goldbrunnen genannt, welchen Namen ihr Jakob gegeben haben soll, weil aus dieser Pforte der Berggeist mit goldenen Geschenken herausgetreten war.

Auch mit den übrigen Hofleuten wußte Jakob gut auszukommen. Die von Peter Schmoll einst erhaltenen Lektionen kamen ihm jetzt gut zu statten; sein gesunder Verstand, sein reines frohes Herz halfen ihm überall aus, und wenn er sich auch gleich auf die eigentlichen Possen weniger gut verstand, so wußte er doch Scherz und Ernst gar trefflich zu paaren. Die Herzogin erkannte am dankbarsten seinen wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihres Gemahls, und hielt ihn besonders hoch in Ehren. Auch er selbst gefiel sich in dem neuen Verhältnisse, in welchem ihm überall Wohlwollen entgegen trat. Wenn er nun einmal Urlaub nahm und nach Hause reiste, dann konnte er für Kunigunden ja erwünschte Nachricht und für die Seinigen reichliche Geschenke mitbringen, und wurde auch hier mit Freude und Liebe empfangen.

Nur in der Gegenwart der alten Herzogin war ihm angst und unheimlich zu Muthe; denn ob er gleich erkannte, wie sehr sie ihren Sohn liebte, so konnte er doch nie vergessen, was sie an Kunigunden verschuldet, und sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihr Beichtvater, Pater Michael, den sie immer um sich zu haben pflegte, das leibhafte Ebenbild des furchtbaren grauen Mannes sey, der Wolfsheimern zu besuchen pflegte.

Jakob trug nun bereits zwei Jahre die Schellenkappe, als des Herzogs sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging, und seine Gemahlin von einem jungen Prinzen genas. Die Freude war allgemein, überall wurden Dankfeste angestellt, und Boleslaus Liebe zu seiner tugendhaften Gattin schien nun beinahe völlig über die alten Erinnerungen gesiegt zu haben. Auch die treue Kunigunde feierte ihr stilles Fest und nähte dem Kinde einige feine Windeln, die Jakob als ein Geschenk seiner Schwester der Herzogin überbringen mußte.

Als der junge Prinz ein Jahr erreicht und ihn die Herzogin entwöhnt hatte, sagte sie einst zutraulich zu dem Hofnarren, der mit dem Kinde gar artig zu spielen wußte: „Ich suche eine treue Wärterin für meinen Sohn. Du hast ja Schwestern, Jakob; sind sie auch so gut, wie du, möchte ich ihnen mein Kind am liebsten anvertrauen!“

„Je nun, der Antrag wäre einer Frage werth, Frau Herzogin!“

antwortete dieſer nach kurzem Beſinnen; „laßt mich nach Hauſe reiſen, vielleicht bringe ich euch die Wärterin mit!“

Das war die Herzogin wohl zufrieden; Jakob reiste ab, und trat eines Abends unerwartet in die Hütte zu den Seinigen. „Höre, Kunigundchen!“ ſprach er, als Mutter und Schweſter das Stübchen verlaſſen hatten, um zu ſeiner Bewirthung Anſtalt zu treffen; „du haſt mir einen guten Dienſt verſchafft, wie wäre es, wenn ich dir's mit etwas gleichem vergelten könnte?“ und nun entdeckte er ihr den Wunſch der Herzogin und ſeinen Plan, ſie ſelbſt zur Wärterin des Kindes zu machen, deſſen Mutter ſie nicht ſeyn durfte. Für eine ſichere Verkleidung wußte er Rath; er verſtand aus Wolfsheimers Küche her ein Waſſer zu bereiten, das die blonden Locken in rabenſchwarzes Haar verwandelte, und kannte eine Schminke, wodurch auch die weißeſte Haut mehr noch als von den heißen Strahlen der Sonne gebräunt wurde. Das entzückte Mädchen, von ſeiner zarten Liebe ergriffen, wollte ihm dankend zu Füßen ſinken, aber er ſagte ernſt und warnend: „Fühlſt du dich wohl auch ſtark genug dazu, Kunigundchen? Wirſt du in der Nähe des Herzogs leben, und ſeine vielleicht oft auf dir haftenden, vergleichenden Blicke auch ertragen können? Geh und berathe dich erſt mit deinem Herzen und mit Gott, denn du könnteſt unvorſichtig, unnennbares Unheil anſtiften. Heute kein Wort mehr davon, morgen früh ſagſt du mir deinen Entſchluß!“

Kunigunde bedurfte aber nicht erſt einer ſtillen Ueberlegung, ihr Entſchluß ſtand feſt, denn ſie kannte die Kraft ihres Herzens. Hatte ſie doch muthig genug dem Prinzen ſchon jedes Opfer gebracht, wie ſollte ſie in dieſer Prüfung nicht beſtehen wollen, die ihr zugleich das ſüßbelohnende Geſchäft anvertraute, die Mutterſorge für das Kind des Geliebten theilen zu dürfen. Sie legte einen heiligen Schwur in Jakobs Hand, ſich gegen keinen Menſchen jemals verrathen zu wollen, und nachdem auch Mutter und Schweſter für dieß Unternehmen gewonnen waren, und er das zarte blonde Mädchen in eine braune Bauerndirne verwandelt, und ihr einen andern Namen beigelegt hatte, reiste er mit frohem Herzen in ihrer Begleitung nach Schweidnitz zurück.

„Hier, Frau Herzogin, bringe ich euch meine jüngſte Schweſter,“ ſprach er; „ſie hat euch für das Prinzlein die Windeln genäht, und will ihn nun ſelber gern hineinlegen!“

Die Herzogin nahm das liebe freundliche Mädchen ſehr gütig auf, und da ſie ihre ſtets wachſame Sorgfalt bald erprobt hatte, überließ ſie ihr nach und nach die Pflege ihres Kindes ganz. Auch der Herzog, obwohl er anfangs oft lange und nachdenkend ſeine Blicke auf ihr ruhen

ließ, als vergleiche er ihre Gestalt mit dem Bilde in der Tiefe seiner Seele, gewöhnte sich endlich doch an ihren Anblick, und war freundlich und dankbar gegen die treue Pflegerin seines Kindes.

So gelang es der Liebe denn wirklich, als ein schützender, unsichtbarer Engel den Geliebten zu umschweben, als heiterer Freund ihm zur Seite zu stehen und an der Wiege seines Kindes zu wachen.

„Gott segne mir das Riesengebirge, daß es uns seine Kinder zusendet!“ sagte die Herzogin oft zu ihrem Gemahl, worauf er dann gewöhnlich lächelnd zu antworten pflegte; „und auch den Rübezahl, der mit seinem Goldringe mir selbst den lustigen Rath geworben.“

So verstrich wieder ein Jahr. Jakobs alte Mutter war gestorben, seine Schwester hatte einen Weber geheirathet, er selbst und Kunigunde fühlten sich glücklich in Erfüllung ihrer heiligen Pflichten. Da ließ die alte Herzogin eines Tages den lustigen Rath zu sich entbieten; sie war allein im Zimmer, und wie es schien, anfangs in sichtbarer Verlegenheit.

„Mein lieber Jakob!“ redete sie ihn an, „ich weiß, du bist ein froher gescheidter Mann, und hast oft einen guten lustigen Rath für die schwierigsten Dinge. Gib mir ihn jetzt auch, ich bedarf seiner!“ Jakob versprach, obgleich mit geheimer Furcht, daß sie ihm etwas Schlimmes zumuthen könne, ihr das Schatzkästlein seines Witzes zu öffnen, worauf die Herzogin denn also fortfuhr: „Du weißt, daß mir vor kurzem mein Leibarzt gestorben; nun bin ich zwar gesonnen, diese Stelle durch einen erfahrenen Mann aufs neue zu besetzen, ich mag sie jedoch nicht jedem geben, der sich unberufen dazu eindrängen will.“

„Ei freilich, Mamachen!“ sagte Jakob, indem er lustig seine Schellenkappe schüttelte; „ein unberufener Leibarzt ist nicht viel besser als der Knochenmann selbst. Wo ist denn der zudringliche Herr Doktor, ich will mit der Pritsche sein Leibarzt werden!“

„Nicht also!“ entgegnete die Herzogin; „denn ich bin ihm manche Verbindlichkeit schuldig, habe ihm auch einst das Versprechen zu einer guten Versorgung gegeben, und mein Beichtvater, der sein vertrauter Freund ist, dringt jetzt in mich, mein Wort endlich zu lösen; ich habe aber eine große Scheu vor dem Manne, und möchte ihn nicht um mich sehen, am allerwenigsten an meinem Sterbebette. Wenn du ihm doch die Lust zu dieser Stelle verleiden könntest, so daß er selbst von seinem Verlangen abstände!“

„Der Narr soll dem Doktor also in die Ferse beißen, daß er Reißaus nimmt?“ erwiederte Jakob. „Nun meinetwegen! Das kann eine lustige Geschichte werden. Gebt mir nur einen Wink, wenn er angekommen ist, wir wollen das Mögliche versuchen!“

Die Herzogin eilte, ihm einen Beutel mit Gold aufzudringen; er aber gab ihn mit den Worten zurück: „Die Schellen an meiner Narrenkappe haben einen reinern Klang, als die ihr in das Beutelchen hier zusammen gepackt; klimpert lieber eurem Beichtvater damit vor den Ohren, damit er nicht hört, wie sein Freund, der Doktor, bei der Abfahrt fluchen wird!“

Wenige Tage darauf war Jahrmarkt in Schweidnitz. Der Hofnarr saß am Abend zuvor in der Kinderstube des kleinen Prinzen und begleitete das Liedchen, womit Kunigunde das Kind einsang, leise auf seiner Zither. Da winkte ihn sein kleiner Diener hinaus und meldete, daß eine Frauensperson ihn insgeheim zu sprechen verlange. Er hieß sie auf sein Zimmer führen. Es war Katharina. Lange ruhte sie weinend und sprachlos an der Brust ihres Lieblings, der aus dem zarten Jüngling zu einem schönen Manne gereift war. Er überhäufte sie mit Liebkosungen und wollte fragen und erzählen, aber sie hielt ihm den Mund zu: „Ich komme nicht,“ sprach sie, „weil mich die Sehnsucht zu dir treibt, denn meinem Herzen darf ich nun einmal nicht folgen, sondern habe mich zu dir gestohlen, weil es Noth thut, daß ich dich warne. Sind wir auch ganz allein?“ Jakob verschloß das Zimmer und führte sie in sein Kabinet.

„Der Wolfsheimer ist hier!“ fuhr sie schüchtern fort; „er ist zu Markte hergezogen und will morgen eine Arzeneibude hier aufschlagen, denn er gedenkt in dem rothen Tressenkleide großes Aufsehen zu machen, um desto gewisser Leibarzt der alten Herzogin zu werden.“

Jakob trat erstaunt zurück, denn nun wurde es ihm erst klar, weßhalb ihm die Herzogin jenen Auftrag gegeben.

„Ach!“ fuhr Katharine fort, „wenn es ihm gelänge, es wäre entsetzlich, denn er hat nichts Gutes im Sinne, und wenn er dich hier erkennen sollte, wärest du auch wohl verloren. Der graue Mann hat uns in der letzten Zeit wieder oft besucht und ich will es dir nur gestehen, ich habe sie aus meinem Schlupfwinkel wieder beborcht. Sie schmiedeten den Plan, daß Wolfsheimer Leibarzt werden solle; die Herzogin müsse wohl einwilligen, denn sie hätten sie ja längst schon in ihren Händen. Ich vernahm noch andere schreckliche Dinge. Stelle dir nur vor, Kunigundens Vater lebt noch, aber er wird an jenem fremden Hofe gefangen gehalten, und weil sie der alten Herzogin kein langes Leben mehr zutrauen und glauben, daß der Gefangene nach ihrem Tode wieder freigelassen werden möchte, vor dessen Rückkehr ihnen graut, so beschlossen sie, wenn Wolfsheimer nur erst Leibarzt seyn würde, der Herzogin gemeinschaftlich so lange zuzusetzen, bis sie den Unschuldigen durch Gift auf die Seite schaffen ließe.“

„Nein!“ rief Jakob, „das soll euch nicht gelingen! Ich habe schon einmal als Sieger eure höllischen Pläne zu Schanden gemacht, Gott wird mir es auch ferner gelingen lassen!“ — Hierauf erzählte er Katharinen alles was er gethan, und wie Kunigunde unter der Verkleidung seiner Schwester jetzt hier am Hofe lebe.

Sie lobte das Wagestück der treuesten Liebe, bat ihn aber, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um den Laboranten aus seiner Nähe zu vertreiben; denn in der bunten Kleidung und dem schönen schwarzen Bart, den Jakob jetzt trug, glaubte sie selbst nicht, daß ihn Wolfsheimer wieder erkennen möchte, nur da er den Namen nicht geändert, fürchtete sie mit Recht, daß er ihm späterhin doch auf die Spur kommen und ihn vielleicht aus dem Wege schaffen werde. „Und thäte er dieß,“ sprach sie mit furchtbarem Ernst, „so müßte ich ihm ja selbst, und wäre es auch im Schlafe, den Giftbecher eingießen!“

Nach dieser kurzen Unterredung eilte sie, den geliebten Sohn wieder zu verlassen, denn Wolfsheimer, der sie mitgenommen, um ihm seine häuslichen Einrichtungen gleich hier zu besorgen, stattete eben jetzt dem Beichtvater der Herzogin seinen Besuch ab. Diese Zeit hatte sie benutzt, durfte aber, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen; bei seiner Nachhausekunft im Quartier nicht fehlen.

Jakob konnte die Nacht nicht schlafen, und entwarf, obschon mit geheimem Grausen, dennoch in möglichst guter Laune seinen Plan, in welchen die alte Herzogin gern einwilligte. Er begab sich hierauf in seiner Staatskleidung auf den Markt. Ein ungeheures Gedränge zeigte ihm bald die Stelle, wo der Laborant seine Heilkünste feil bot. Der hagere bleiche Mann stand im rothen Tressenkleide und Degen ernst und wichtig auf einer kleinen Bühne, und hörte herablassend auf die Wünsche und Klagen der herzuströmenden Kranken, während der in Hanswurstkleidung ihm dienende Peter Schmoll die tollsten Possen trieb.

„Macht Platz, macht Platz!“ schrie letzterer, als er den Herannahenden erblickte; „habt Respekt und macht Platz, der Herzog der Narren kommt, der allergnädigste Herr Hofnarr!“ Dieser trat stolz an die Bude, und nachdem er in jenen Ton einstimmend, ihn mit vornehmem Anstand gegrüßt und zur großen Belustigung der Umstehenden den Narrenwitz mit gleicher Münze bezahlt hatte, lud er den Collegen, dessen lüsterne Zunge er wohl kannte, insgeheim auf ein gutes Frühstück ein. Der Famulus konnte nicht widerstehen, brauchte einen lustigen Vorwand, die Bude des Laboranten auf einen Augenblick zu verlassen, und rannte dem voranschreitenden Jakob in komischen Sprüngen nach. Dieser führte ihn in ein entlegenes

Weinhaus, verwickelte ihn hier in lustige Unterhaltung und schenkte ihm tüchtig ein. Während dessen trat Jakobs Diener, als Page der Herzogin-Mutter gekleidet, an die Bude, und meldete dem Doktor in ängstlicher Hast, daß der Liebling seiner Herrin ihr auf dem Schooße so eben erstickt sey, weßhalb sie zu seiner Kunst ihre Zuflucht nehme und schnelle Hülfe verlange. Mit diesen Worten zog er eine alte todte Katze unter dem Mantel hervor, und warf sie ihm in die Bude. Wer beschreibt das Entsetzen des Laboranten. Er beschwor den Ueberbringer, das abscheulich stinkende Aas wieder zu entfernen; er schrie, sich wie ein Sinnloser geberdend, nach dem Famulus, und sprang, da er nirgends Hülfe erhielt, sondern überall nur ein lautes schallendes Gelächter vernahm, von der Leichenscheue überwältigt, zur Bude hinaus, und rannte schimpfend hinter dem Pagen her.

„Wie?" rief einer aus dem Volke; „sollen wir es dulden, daß der Wunderdoktor den Diener der Herzogin schimpft? Versteht er keinen Spaß? Will er uns hier stehen lassen, wie die Narren? Kommt, wir wollen selbst verkaufen!" und hierauf sprang der Sprecher in die Bude, viele andere folgten ihm nach, und in wenigen Minuten waren alle kostbare Arzeneivorräthe geplündert und das Gerüst niedergerissen.

Der wüthende, vor Zorn glühende Wolfsheimer, vom neckenden Pöbel verfolgt, rannte seinem Quartier zu, und begegnete dem lustigen betrunkenen Famulus, den ihm die Straßenbuben entgegen trieben. Es würde hier zu schlimmen Auftritten gekommen seyn, wenn nicht die plötzliche Erscheinung des Hofnarren das Volk beruhigt und die Buben verscheucht hätte, so daß die Fremden ihre Wohnung erreichen konnten.

Wolfsheimers Ruf war zerstört, sein Muth aber dennoch nicht gesunken. Er klagte dem Pater Michael den bösen Vorfall, und beschloß, sich der Herzogin um desto eiliger vorstellen zu lassen. Es geschah. Kaum hatte er jedoch ihr die Hand geküßt, als er bleich vor Entsetzen zurückfuhr, der kalte Angstschweiß ihm auf die Stirne trat und er augenblicklich den Hof zu verlassen eilte. Ohne für jetzt selbst seinem Freunde Rechenschaft zu geben, reiste er auf der Stelle wieder ab.

Auch dieß war Jakobs Werk. Er hatte die Herzogin von der Leichenscheue des Laboranten unterrichtet, und sie vermocht, im Fall er sich ihr wirklich vorstellen lassen sollte, einen Handschuh anzuziehen, den er aus dem Erbbegräbniß herauf geholt hatte, und ihm die mit dieser Leichenkleidung bedeckte Hand zum Kuß zu reichen. Denn, schloß er sehr richtig, der Laborant werde den Leichenduft wohl wittern und die Nähe einer Person gewiß ängstlich meiden, die ihn schon lebend an sich trage.

So war denn dieſe Gewitterwolke durch einen luſtigen Wirbelwind verſcheucht, und Jakob gedachte nun die dadurch erworbene Gunſt der alten Herzogin zur Befreiung von Kunigundens Vater zu benutzen. Allein ehe er mit ſeinem Antrage ſich noch hervorwagte und erfahren konnte, wo der unglückliche Mann im Gefängniß ſchmachte, wurde die alte Herzogin von einer ſchweren Krankheit befallen und ſtarb. Was dem treuen Jakob vielleicht nie gelungen wäre, brachte dieſer Todesfall ſchnell in Erfüllung; denn jener befreundete Hof meinte, daß nun kein Grund zu einer längern Gefangenhaltung des Ritters mehr vorhanden ſey, und entließ, da auch die von der Herzogin für den Gefangenen gezahlten Unterhaltungsgelder jetzt ausblieben, den Ritter Lothar endlich ſeiner Haft.

Aber aus der Nacht des Kerkers, den er acht Jahre bewohnt, brachte er die Frucht der Hölle, den Durſt nach Rache, mit an das Licht hinaus. In ſicherer Verkleidung ſchlich er nach Schweidnitz, und forſchte insgeheim nach dem Schickſal der Seinigen. Niemand wußte ihm Nachricht davon zu geben, denn ſie waren vergeſſen, und nur durch Zufall erfuhr er den einſamen Aufenthalt ſeiner Schweſter Brigitte. Er eilte zu ihr. Ach ſie hatte keinen Troſt für ihn, ſondern nur die ſichere Nachricht von dem Tode ſeines geliebten Kindes. Aber ſie verhehlte ihm auch den Argwohn nicht, daß Kunigunde an Gift geſtorben ſey; denn ſie war damals mit nach jenem Kloſter gebracht, und erſt nach Kunigundens ſchnellem Tode wieder entlaſſen worden, und die mitleidigen Nonnen, die hinter das Geheimniß gekommen zu ſeyn glaubten, und das ſchleunige geheime Begräbniß der Todten, wie auch der Abſcheu, den die Aebtiſſin von Stund an gegen Pater Michael und beſonders gegen Wolfsheimer geäußert, für ſichere Beſtätigung des Mordes annahmen, hatten ihr geſchwätzig alles zugetragen.

„Nenne mir die Höhle des Wolfes, ich will ihn aufſuchen!“ rief Lothar. Brigittens dringende Bitten vor dem unabänderlichen Schickſale ſich ruhig zu beugen, und nicht in neue Gefahr zu gehen, waren vergebens; ſie mußte ihm des Laboranten Wohnung nennen, worauf er, ohne von ſeinem Vorhaben das geringſte zu verrathen, am andern Morgen ſie verließ.

Wolfsheimer ſaß eben mit ſeinem Freunde, dem Pater Michael, beiſammen, und hörte mit verbiſſenem Grimme, auf welche Art ihn der Hofnarr aus Schweidnitz verjagt habe; denn es war dem Beichtvater gelungen, der ſterbenden Herzogin das Geheimniß abzufragen. Nur konnte er nicht begreifen, wie der Narr hinter ſeine Schwächen gekommen ſey, die er als Waffen gegen ihn benutzt hatte; bis der Freund zufällig den Namen deſſelben nannte. „Wie?“ rief Wolfsheimer erſtaunt: „Jakob Than heißt der Burſche? — der Junge, den ich hier erzogen und dann

auf euern Rath davon gejagt, der ist an mir zum Narrenmeister geworden?" Er war außer Fassung, und fing eben mit seinem Freunde gemeinschaftlich an zu überlegen, wie sie sich am empfindlichsten an ihm rächen könnten, als der Famulus einen Fremden meldete, der den Laboranten dringend zu sprechen verlange.

Bleich und abgezehrt von Kerkerluft und Gram, trat Lothar in das Zimmer; seine Blicke schossen funkelnd unter den dunkeln zusammengezogenen Augenbraunen hervor, wie die Blitze aus einer schweren Gewitterwolke. Der Geistliche sprang entsetzt vom Stuhle auf, denn er erkannte ihn, und wollte das Zimmer verlassen; allein Lothar schob ihn kräftig zurück und verschloß die Thüre.

„Bleibt!" rief er ihm zu; „über diese Schwelle geht keiner, bis ich Gericht gehalten. An eurer Armensündermiene sehe ich, daß ihr mich erkennt, und daß euch die Gespensterfurcht ergreift vor der Wiedererscheinung des längst tief Begrabnen. Aber ich komme eben, um euch in ein noch tieferes Grab hinabzuführen, wo der fest versiegelte Mund meiner Kunigunde gegen ihre Mörder zeugen wird!"

Wie ein Donnerschlag fuhren diese furchtbaren Worte über das Haupt der beiden Sünder hin. Das breite Schwert an des Ritters Seite, der kurze gewichtige Streithammer, den er, während er sprach, schlagfertig in der Hand hielt, machten ihn zu einem furchtbaren Richter. Pater Michael faßte sich zuerst, und bat mit seiner sanften eindringenden Stimme den Ritter um ein ruhiges Gehör, der sich hierauf in einen Sessel, welchen er wie zum Wächteramt an die Thüre geschoben, schweigend niedersetzte. Des Paters großer Beredtsamkeit und seiner feinen Verstellungskunst gelang es endlich, die ganze Schuld von Kunigundens Gifttode, den er, als ihm selbst bekannt, zugab, von sich und dem Laboranten abzuwälzen, und ihn einzig auf die alte Herzogin zu schieben, welche die That durch einen von ihr bestochenen Lehrling Wolfsheimers, der den Namen seines Herrn gemißbraucht, habe ausführen lassen. Er berief sich hierbei auf das Nonnenkloster zu L., welches bezeugen müsse, daß man unvorsichtiger Weise der Kranken nur die Arzenei gereicht, welche von Wolfsheimers Lehrling, der ungerufen herbeigekommen, überbracht worden sey, und suchte immer emsiger die Rache des gekränkten Vaters auf das unschuldige Haupt des Jakob Thau zu lenken.

„Und wo lebt er?" fragte Lothar.

„O, es geht ihm wohl," entgegnete lächelnd der Geistliche. „Die selige Herzogin hat ihn gut zu belohnen gewußt; er ist der lustige Rath des Herzogs!"

„Mein Gott!“ rief Lothar, und schlug die Hände zusammen: „Der Bube, der ihm die Geliebte vergiftet, der soll nun mit seinen Possen auch ihr Bild aus seinem Herzen jagen? — Lebt wohl! Ihr sollt von mir hören; aber fürchtet euch vor mir, wo ihr mich belogen!“

Hiermit verließ er das Haus, und eilte, obgleich der Abend schon angebrochen war, rastlos von dannen, während sich die beiden Freunde von ihrem Schrecken erholten und des gelungenen bösen Werkes erfreuten.

Lothar begab sich zuerst nach dem Nonnenkloster zu L. Hier wurde nun freilich bestätigt, was ihm der Pater gesagt; daß nämlich nicht Wolfsheimer selbst, sondern dessen Lehrling, Jakob Thau, der kranken Kunigunde die Arzenei gebracht, und man die Todte ganz insgeheim begraben habe, ohne sie auszustellen oder von irgend jemand sehen zu lassen. Er zweifelte daher nicht länger, und richtete seinen Weg nach Schweidnitz selbst.

Der Herzog befand sich eben mit seiner Gemahlin im Herzogthum Jauer, welches ihm durch den Tod seines Bruders Heinrich II. auch zugefallen war. Der kleine Prinz war bei seiner Wärterin Kunigunde, und seinem Freunde dem Hofnarren auf dem Schlosse Volkenhain, dem Lieblingsaufenthalte der fürstlichen Familie zurückgeblieben. Kurz vor seiner Abreise vertraute der Herzog dem lustigen Rathe, wie er nach dem Tode seiner Mutter erst erfahren, daß Kunigundens Vater noch am Leben sey, und wie er alles anwenden werde, den ohne seine Schuld so tief gekränkten Mann wieder zu versöhnen. Jakob verschwieg es der glücklichen Tochter nicht, und entwarf mit ihr den schönen Plan, den Vater in das Geheimniß zu ziehen, ihn als dritten in ihren Bund aufzunehmen, und unter seinen Augen ihre heiligen Pflichten still zu erfüllen.

Da trat eines Abends ein langer finsterer Mann in den Schloßhof und fragte nach dem Hofnarren. Man wies ihn in den engen Burggarten, wo Jakob den kleinen schläfrigen Prinzen auf den Armen herumtrug, während Kunigunde in das Schloß gegangen war, ihm das Abendbrod zu besorgen und das Bettchen aufzuschütteln. Die bleiche Gestalt schritt hastig auf den Hofnarren zu und blieb, starr auf ihn hinblickend, mit den Worten: „Ist dieß dein Kind?“ dicht vor ihm stehen.

„Ja wohl ist es mein Kind!“ antwortete Jakob freundlich, und küßte den Knaben auf die Wange.

„Du hast meine Tochter gemordet, wohlan denn, Kind um Kind!“ rief Lothar, und blitzesschnell fuhr bei diesen Worten der Streithammer auf den Schädel des Knaben nieder, daß er zuckend in Jakobs Armen verschied.

Den blutenden sterbenden Liebling in dem einen Arme haltend, faßte

dieſer den gräßlichen Mörder mit der andern Hand bei der Bruſt, aber er ſtieß ihn mit Rieſenkraft zurück und rief: „Ich bin Lothar v. S., der Vater Kunigundens, die du im Kloſter zu L. vergiftet. Kind um Kind! wir ſind nun fertig miteinander!“, und während Jakob durch dieſe Worte vernichtet, ſich nicht mehr an ihn wagte, ſondern ſich über das ſterbende Kind hinwarf, verließ jener eilig und unbemerkt das Schloß.

Wer vermag den Jammer zu ſchildern, der ſich jetzt allgemein erhob! — Der Burgvogt ließ den Hofnarren in Feſſeln werfen, denn er geſtand, daß er den Prinzen durch einen unvorſichtigen Steinwurf getödtet. Das Volk wüthete und verlangte des Mörders Blut, denn es hing mit alter Liebe an ſeinem Fürſtenſtamm, deſſen letzte Hoffnung nun gebrochen war, und der verzweifelnde Vater durfte nicht Gnade vor Recht ergehen laſſen. Kunigunde ward auf der Stelle vom Hofe verwieſen, Jakob den Gerichten übergeben, und da er ſtandhaft bei ſeiner Ausſage beharrte, ihm das Todesurtheil in wenig Tagen geſprochen. Er hörte es gefaßt an; wie hätte er Kunigundens Vater verrathen, wie ein Geheimniß aufdecken ſollen, das er aus Liebe zu ihr und ſeinem Fürſten ſo zart verſchleiert hatte. Die That war nun einmal durch ein unſeliges Mißverſtändniß unwiderruflich geſchehen, aber die Folge ſollte nur auf ſein Haupt fallen, und ſelbſt ſein Tod das Opfer einer treuen Liebe ſeyn.

In tiefe Träume, den Vorboten der langen Nacht, verſunken, ſaß er am Abend vor der Hinrichtung einſam im Kerker, als die Thüre aufgeſchloſſen wurde, und der Gefangenwärter eine Frauensperſon einließ. Es war Katharina. Ein Eilbote des Pater Michael hatte Wolfsheimern die Nachricht von des Prinzen Ermordung hinterbracht. Jakob wollte mit ausgebreiteten Armen auf ſie zueilen, aber ſie hielt ihm die Hand abwehrend und mit den Worten entgegen: „Haſt du den armen Prinzen wirklich erſchlagen? Ich verlange dein Bekenntniß!“ Da ging ihm das Herz gegen die Mutter zum letztenmal auf, und er geſtand ihr alles, was vorgefallen war. Nachdem ſie ihm ſchweigend zugehört, ſchloß ſie ihn in ihre Arme und weinte lange an ſeiner Bruſt, und als er ſie endlich fragte: ob ſie nicht ſeinen Vorſatz billige, lieber zu ſterben, als alles zu enthüllen? — ſtrich ſie ihm freundlich die Wangen und ſprach: „Dein ganzes Leben, mein Sohn, war Liebe, mag auch dein Tod alſo ſeyn! Selig, wer reines Herzens ſtirbt, wie du!“ und hiermit ſegnete ſie ihn, und gab ihm den Abſchiedskuß; denn der Kerkermeiſter öffnete wieder die Thüre.

Mit dem Früheſten des andern Morgens ward Jakob Thau zur Richtſtatt geführt. Katharina ſtand trockenen Auges am Schaffot, und wiſchte ihm mit ihrem Schweißtüchlein die großen Tropfen von der Stirn.

Er trug das silberne Crucifix, das sie ihm einst geschenkt, in den Händen, und gab es ihr, nachdem er es noch einmal andächtig geküßt, mit der Bitte zurück, daß sie es Kunigunden bringen möchte. Auf dem Platz beim Köpenthore zu Schweidnitz, wo die Kirche zu St. Wolfgang steht, ward er enthauptet, und allda nahe am Kreuze, welches im Stadtgraben unter dem Kirchlein eingemauert ist, begraben.

Katharina eilte zu ihrer Freundin der Aebtissin und bat sie um Aufnahme im Kloster, denn sie konnte nun nicht wieder zu Wolfsheimern zurückkehren. Hier fand sie auch den unglücklichen Lothar und seine Tochter. Kunigunde war nach ihrer Verweisung vom Hofe, zu der einzigen Freundin, welcher sie sich anvertrauen konnte, zur Aebtissin gegangen, und hatte hier ihren Vater wieder gefunden, der das vermeinte Grab seiner Tochter besuchen wollte. Durch ihr Wiedersehen und die Erzählung ihres Schicksals ward es ihm nun endlich klar, in welcher schrecklichen Verblendung er die furchtbare That verübt, und er wollte jetzt hineilen, um durch ein offenes Bekenntniß die Schuld auf sich zu laden und des Unschuldigen Leben zu retten. — Aber von Katharinen erfuhr er, daß es schon zu spät sey.

„Nun dann hab ich auf dieser Welt nur noch ein Geschäft!“ rief er und fragte Katharinen, ob sie ihn begleiten wolle? Sie willigte ein, denn sie verstand ihn, ob er ihr gleich nicht gesagt, wohin er sie führen werde. Die jammernde Tochter übergab er der Aebtissin, und verließ, ohne auf irgend eine Frage zu antworten, das Kloster.

Wolfsheimer war allein zu Hause; er hatte den Famulus und die Magd ausgeschickt, um Katharinen zu suchen, die nun schon viele Tage ausgeblieben war, und saß eben, Goldstücke zählend, in seiner finstern Werkstatt, als die Thüre aufsprang und Lothar mit Katharinen hereintrat.

„Elender Lügner! erkennst du mich?“ — rief Lothar.

„Was wollt ihr von mir?“ sprach Wolfsheimer und stand zitternd auf; „wo bist du so lange gewesen, Katharina?“

„Vom Richtplatz komm ich her, wo Jakobs Blut geflossen ist,“ sagte sie. „Ich habe dich nicht heirathen wollen, damit du mir meine Kinder nicht vergiften möchtest, aber du hast mir dennoch meinen Sohn erschlagen?“ und auf Lothars Frage: wo die Phiole stehe? — wies sie mit bebender ausgestreckter Hand nach einer Ecke des offenen Schrankes, in welchem des Laboranten Gläser standen, und sank, das Gesicht verhüllend, auf ihre Kniee, um für die Seele des Sünders zu beten, denn Lothar goß ihm den selbst bereiteten furchtbaren Trank mit Gewalt ein.

Die Phiole war leer! — Wolfsheimer taumelte heulend vom Boden auf, und indeß er nach dem Schranke eilte, um Gegenmittel aufzusuchen,

verließen Lothar und Katharina das Haus. Als der Famulus mit einbrechender Nacht heimkehrte, fand er den Laboranten neben dem Golde in gräßlicher Verzerrung todt. Wohin sein Freund, der Pater Michael, gekommen, hat man nicht erfahren.

Lothar ließ hierauf die Tochter, ihrem Wunsche gemäß, im Kloster; sie und Katharina, beide nahmen den Schleier. Kunigunde ward späterhin selbst Aebtissin, und allenthalben als das Muster einer frommen heiligen Gottesbraut gepriesen. Doch ob sie gleich nur dem Himmel angehörte, und vor seinem reinen Lichte die Welt, wie einen dunkeln Schatten verschwinden sah, so kniete sie weinend denn noch oft vor dem kleinen Crucifix, welches ihr Jakob in seiner Todesstunde zum Andenken gesendet hatte.

Der unglückliche Lothar selbst suchte seinen Freund, den Abt des Klosters zu Grissan, auf. Gern hätte er das Bekenntniß seiner Schuld vor aller Welt ablegen mögen, aber es war kein Leben mehr dadurch zu retten, und er schwieg, um den Namen seiner geachteten Familie und das Geheimniß seines Fürsten zu schonen. Aber dem Abte vertraute er alles, bat ihn um die Aufnahme in den Orden und um Auflegung einer langen harten Buße, die noch in diesem Leben ihn läutern und entsündigen möchte. Und der fromme Abt war ein strenger Richter; er verweigerte ihm die Tonsur, denn Lothar war ja ein Mörder; befahl ihm aber, als Laienbruder der Kirche zu dienen und übertrug ihm das Küsteramt. Wenn nun bisweilen Reisende das Kloster besuchten, um die kostbare Kirche zu besehen, dann mußte der Küster sie herumführen, und an der Gruft des hier beigesetzten kleinen Prinzen mit blutendem Herzen erzählen, daß der Hofnarr ihn erschlagen habe! —

Das Seetreffen bei Nacht.

Eine hiſtoriſche Skizze.

Um ihren ausgebreiteten Handel kräftiger zu ſchützen, rüſtete die Oſtindiſche Compagnie in Holland im Jahre 1615 eine Flotte von ſieben Schiffen aus, und übergab ſie dem Befehl eines ſehr geübten Seemannes, des Joris van Spielbergen.

Der königlich ſpaniſche Rath in Peru hatte jedoch kaum hiervon Nachricht erhalten, als er dieſe Flotte, die ihm trotz ihrer geringen Schiffzahl dennoch höchſt gefährlich ſchien, auf jede mögliche Weiſe zu vernichten beſchloß und, weil er den geübten Holländern auf offener See nicht zu begegnen wagte, es vorzog, ihnen in den Häfen aufzulauern, um ſie dort von der Land- und Seeſeite zu gleicher Zeit angreifen zu können.

Nur der ſpaniſche Admiral, Don Rodrigo, ein Verwandter des Vicekönigs in Peru, ſetzte dieſem bedachten Plane ſeinen jugendlichen Uebermuth entgegen und verſicherte, daß er (ſo lauteten ſeine eigenen Worte) dieſe jungen holländiſchen Hunde und verzagten Bruthühner bloß mit zwei Schiffen einzufangen ſich getraue, zumal ſie, ſichern Nachrichten zufolge, bei der Durchfahrt in der Magellaniſchen Straße einen ſchweren Sturm ausgehalten hätten, und hierdurch, bis aufs Aeußerſte abgemattet, ſich ihm gewiß ohne Schuß ergeben würden.

Dem Vicekönig gefiel dieſe ſtolze Vermeſſenheit; er vertraute dem Don Rodrigo, und gab ihm eine Flotte von 8 Schiffen, um die Holländer wirklich in offener See aufzuſuchen. Das Admiralſchiff, Jeſu Maria genannt, war mit 460 Mann und 24 Kanonen beſetzt; das Viceadmiralſchiff Santa Anna, mit 300 Mann und 14 Kanonen; das dritte Schiff, de Carmes, führte 200 Mann und 8 Stücke an Bord; das vierte Schiff,

St. Diego, eine gleiche Anzahl von Leuten und Geschütz; das fünfte Schiff, Maria del Rosario, 150 Mann und 4 Stücke, und die drei letztern Schiffe waren ohne schweres Geschütz, nur mit Soldaten bemannt.

Der holländische Admiral van Spielbergen erfuhr zwar seinerseits auch bald genug, daß diese feindliche Flotte zu seiner Vernichtung in See gestochen sey; er stieg aber nichts destoweniger mit seiner Mannschaft auf dem Eilande Santa Maria ans Land, machte in den dort befindlichen spanischen Niederlassungen große Beute, und eroberte, als er kaum von dort wieder abgeschifft war, ein mit Oliven und baarem Gelde reich beladenes spanisches Schiff, welches er, nachdem die gefangene Mannschaft und die Ladung geborgen worden, versenken ließ.

Kaum war jedoch diese Beute errungen, als man von fern auch schon die Wimpel der feindlichen spanischen Flotte erblickte, die mit vollen Segeln auf die Holländer antrieb, so, daß am Abend beide Flotten schon einander dicht gegenüber lagen. Der spanische Viceadmiral, Don Pedro Alvarez de Piger, einer der erfahrensten Seeleute jener Zeit, ließ seinen jugendlichen Admiral warnen, den Angriff bei einbrechender Nacht nicht zu wagen. Allein der leichtsinnige, allzuhitzige Rodrigo blieb taub für jeden verständigen Rath, segelte dreist auf das holländische Admiralschiff, die Sonne genannt, los, und kam ihm in der zehnten Abendstunde so nahe, daß er ihm die stolze Aufforderung, sich ohne weiteres zu ergeben, selbst zurufen konnte. Spielbergen aber beantwortete dieses Gebot mit einer vollen Salve aus grobem und kleinem Geschütze, und so begann denn wirklich unter dem Schatten der einbrechenden Nacht das Seetreffen. Der Himmel war zwar allenthalben mit finstern Wolken überhangen, als habe auch er sich zum Kampfe gewaffnet; dennoch aber ruhten die Elemente und wollten stumme Zeugen seyn, und die tiefe Windstille ließ das Toben des unsichtbaren menschlichen Kampfes nur desto grausenhafter vernehmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, der Ruf der Befehlshaber ertönte; aber die Nacht verhüllte alles was geschah, keine Schiffslaterne war angezündet, um dem Feinde nicht zum Zielpunkt zu dienen, und nur in den bläulichen Blitzen des krachenden Geschützes erkannten sich die Feinde für den Augenblick und hörten, nachdem das flüchtige Licht von der Nacht wieder verschlungen worden war, nur das Jammergeschrei der Verwundeten und Sterbenden, die der leuchtende Schuß getroffen hatte. Selbst die Freunde suchten sich oft vergebens; sie durften trotz der Besorgniß, sich einander selbst zu vernichten, die Wuth des Kampfes nicht hemmen, und der Zufall wurde beschworen, die Kugeln nur auf Feindesherzen zu leiten.

Die Holländer hatten eine glückliche Stellung genommen und trafen fast mit jedem Schusse, dergestalt, daß sich das spanische Admiralschiff, sehr beschädigt, endlich aus dem Kampfe zurückzuziehen versuchte; allein die gänzliche Windstille hielt es fest, es mußte Stand halten, und würde wahrscheinlich in den Grund gebohrt worden seyn, wenn nicht ein anderes spanisches Schiff zufällig dem holländischen Admiral in die Flanke gerathen wäre. Spielbergen wendete nunmehr den Kampf auf diese Seite, und setzte auch dem zweiten feindlichen Schiffe so zu, daß es zu sinken begann. In dieser Noth trieb es auf eine holländische Jacht, an deren Bord es sich in der Todesangst festklammern, und so seine Mannschaft retten wollte. Allein es wurde auch hier abgeschlagen, und so versank es dann bald darauf mit allem in der Fluth. Kaum hatte die holländische Jacht hier gesiegt, als der spanische Admiral, aufs neue die Flucht versuchend, ebenfalls auf dieselbe stieß, und gezwungen auch den Kampf mit ihr bestehen mußte. Bei den häufigen Pulverblitzen bemerkte man alsbald auf dem holländischen Viceadmiralschiffe die große Bedrängniß, in welcher sich die Jacht befand, und ein Officier auf derselben, ein alter vertrauter Waffenbruder des Capitäns der Jacht, bat den Viceadmiral, seinem Freunde zu Hülfe eilen zu dürfen. Er bestieg in kühner Hast mit bewaffneter Mannschaft ein Boot und steuerte jubelnd mit Siegesgeschrei auf die Jacht los, um ihr Rettung zu bringen. Allein der Capitän, von dem Feuer des Geschützes geblendet, hielt auch dieses Boot für nahende Feinde, und während er den Angriff des feindlichen Admirals tapfer abschlug, schoß er das Fahrzeug seines treuesten rettenden Freundes in den Grund.

Als der Morgen endlich nach dieser schaudervollen Nacht aufdämmerte, und alles übersehen ließ, strebten mehrere Schiffe, welche in der Finsterniß abgetrieben worden waren, den Ihrigen wieder zu Hülfe zu eilen. Don Rodrigo hatte sich hinter das fast noch unbeschädigte Schiff seines Viceadmirals gelegt, wo er Schutz zu finden glaubte, allein van Spielbergen griff beide aufs neue an, und es kam zwischen dem Admiral- und Viceadmiralschiffen beider Theile zu einem neuen mörderischen Kampfe, der so lange unentschieden blieb, bis das holländische Schiff Aeolus auch herbeieilte, und die Spanier dergestalt beschießen half, daß sie endlich ihre beiden Schiffe an einander trieben und Bord an Bord legten, um aus einem derselben sich in das andere flüchten zu können. Das Viceadmiralschiff war jetzt am härtesten getroffen worden, es drohte zuerst zu sinken; alles floh daher auf das Admiralschiff hinüber. Allein dieß befand sich in einem nicht minder elenden Zustande; der geringe Theil der

Mannschaft, welche noch am Leben war, eilte auf das Vordertheil des Schiffes, wo einige die weiße Fahne aufsteckten, andere sie wieder herabrissen und lieber zu sterben, als sich zu ergeben beschlossen. Verzweiflung kämpfte hier gegen Verzweiflung, Feigheit gegen Muth, Lebensluft gegen Todesverachtung, und so den Kampf gegen die Feinde vergessend, trieben sich die Spanier, taub gegen die Stimme der Befehlshaber, selbst aus einem der beiden Schiffe in das andere. Da hatte sich endlich der Wind erhoben, und die Wellen warfen den holländischen Viceadmiral wie einen Schiedsrichter zwischen die beiden spanischen Schiffe; dieß gab den Spaniern die Besinnung wieder, sie klammerten sich nun sofort an den Bord des feindlichen Schiffes, um es siegend zu ersteigen, wurden aber auch hier abgeschlagen, und der spanische Admiral versuchte nun mit vollen Segeln und vom Winde begünstigt, endlich seine letzte Rettung in der Flucht. Zwei holländische Schiffe verfolgten ihn, bis die Nacht ihn wieder verbarg, man hat aber niemals je wieder etwas von ihm erfahren. Während dem hatte van Spielbergen das spanische Viceadmiralschiff nach langem hartnäckigen Widerstande endlich doch erobert, und die Mannschaft desselben zu Gefangenen gemacht. Sie sollte nebst ihrem Befehlshaber, dem Viceadmiral, Don Pedro Alvarez de Piger, nunmehr vor dem Sieger erscheinen. Allein Don Pedro bestand darauf, sein Schiff nicht eher, als nach Verlauf der nächsten Nacht, verlassen zu wollen, indem er deßhalb ein Gelübde gethan zu haben vorgab. Es ward ihm zugestanden, und van Spielbergen, der Sieger, vermochte es über sich, den heldenmüthigen Besiegten auf seinem halbzertrümmerten Schiffe selbst zu besuchen. Hier fand er Don Pedro mit dem Reste seiner Officiere ruhig beim Abendbrod; zwei stattliche Jünglinge, seine Söhne, saßen ihm zur Seite. Der alte Viceadmiral erhob sich langsam von seinem Sitze, als van Spielbergen in die Kajüte trat; seine grauen Haare waren noch voll Blut, und seine zitternde Hand reichte dem Sieger einen Becher Wein entgegen.

„Seyd mir willkommen, Herr Admiral!“ rief er aus; „ihr habt ein volles Recht, mein Gast zu seyn. Nehmt den Becher! wir trinken so leicht nicht wieder zusammen!“

Spielbergen trank und als er wieder gehen wollte, und er dem Gefangenen die Hand bot, sprach Don Pedro: „Ich wünsche euch von Herzen heute eine gute Nacht, denn ihr habt sie verdient, mögt ihr mir morgen früh dafür doch auch von Herzen wieder einen guten Morgen wünschen!“ So schieden sie.

Als aber der nächste Morgen aufging, war das eroberte Schiff verschwunden. Don Pedro hatte nämlich wohl berechnet, daß es sich seiner

großen Beschädigungen wegen nur noch wenige Stunden über dem Wasser werde halten können; und entschlossen, lieber den Tod als die Gefangenschaft zu wählen, hatte er die Seinigen vermocht, hier den Untergang heldenmüthig zu erwarten. So waren sie denn alle im tiefsten Schweigen, damit kein Laut ihre Flucht nach dem Grunde des Meeres verrathe, und geheimnißvoll während der Dunkelheit der Nacht in der Fluth versunken.

Spielbergen stand betroffen auf dem Verdeck, blickte wehmüthig auf die Wimpel des versunkenen Schiffes hin, die noch oben auf der Meeresfläche schwammen, und die Hand nach den Wolken empor streckend, rief er aus: „Doch guten Morgen! Don Pedro!“

Materialien zu einem Volkskalender.

Aus verschiedenen Jahren.

I.

Der Hausfreund.

Eine Erzählung.

Es war im Frühjahr Abends um die Anstandszeit; der erste Stern blinkte schon am Himmel, und die Waldschnepfen zogen lustig durch den Hain, denn sie waren heute sicher vor dem Förster; der saß bereits mehrere Stunden bei dem Prediger des Ortes, dem er den Tod seines ältesten Söhnchens angemeldet, auf einer Stelle fest, antwortete nicht mehr, wie trostvoll ihm der Geistliche auch zusprach, und starrte nur zu Boden, als möge er die Augen nicht wieder aufschlagen gen Himmel.

„Aber, Herzensmann!“ sprach Wanger endlich, und nahm den Förster bei der Hand; „es wird Abend, und hier könnt ihr nicht sitzen bleiben. Die arme Mutter ist allein zu Hause und hat ja nicht einmal jemand, dem sie die beiden andern Kinder anvertrauen kann, wenn sie in ihre Kammer gehen, dort nach dem stumm gewordenen Kinde sehen und sich satt weinen will. Faßt euch und geht heim!“

„Eben davor will mir beinahe grauen!“ entgegnete der Förster; „ich finde zu Hause nur mein armes weinendes Weib, und die geschäftige Leichenfrau und die Kinder, welche den todten Bruder immer wieder zum

Spiel aufrufen wollen, der doch so fest auf dem Bette schläft. Ich wohne dort so einsam im Walde, habe keinen Nachbar, keinen Freund, der mir zuspricht. Des Käuzchens Stimme, das nun schon acht Tage ruft, verstehe ich wohl, aber mich versteht niemand!"

Wanger ging mit großen Schritten wieder im Zimmer auf und ab, und richtete, wie er dieß in der Verlegenheit oft zu thun pflegte, die Blicke auf seinen Bücherschrank; denn er meinte: „Die dort drinnen stehen, wissen mehr als ich, und helfen wohl aus, wo ich nicht weiter kann!" und das war klug und wahr, denn sie verließen ihn wirklich nie. Auch dießmal trat er nach kurzem Besinnen rasch auf den Schrank zu, nahm ein Buch heraus, und sagte zum Förster: „Nein, ihr sollt nicht allein nach Hause gehen, ich will euch einen Freund mitgeben, der euch erheitern, belehren und auch wohl trösten wird!" und hiermit reichte er ihm Hebels Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes.

Der Förster hatte jedoch kaum einen Blick in die Vorrede geworfen, als er das Buch bitterlächelnd zurückgab: „Das sind ja nur gesammelte Kalenderhistorien, die passen jetzt nicht für mich. Was soll mir der Rheinische Hausfreund? ich wohne nicht am Rhein!"

Wohl hatte der Prediger die Antwort schon auf der Zunge, doch schwieg er bescheiden und dachte: „Du sollst dem Hausfreunde wohl selbst das Wort vergönnen, sich zu rechtfertigen!" und hiermit schlug er ruhig das Buch auf, und las daraus, wie folgt: „Wenn ich mir einmal so viel erworben habe, daß ich mir ein eigenes Hüttchen kaufen und heirathen kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind: Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach einigen Jahren das Kind selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie auferstanden von den Todten, in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinunter: Stilles Kind! dein Bäumlein blüht; schlafe du indessen ruhig fort. Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus!"

Da legte sich der Förster statt dem Hausfreunde, dem Prediger an die Brust und sagte schluchzend: „Laßt uns meinen Johannes auch unter den Kirschbaum begraben, den ich ihm an seinem Geburtstage gepflanzt habe."

Der Prediger willigte ein, und der Förster ging ruhig, und nicht allein, sondern in Begleitung des Rheinischen Hausfreundes, nach seiner Wohnung zurück.

Ein Jahr war verflossen, Johannes schlief unter seinem verschwisterten Bäumchen, und der Vater hatte, wenn er den andern Kindern Früchte davon gebrochen, wohl oft schon hinab gerufen: „Stilles Kind! schlaf du ruhig fort!"

Da kam der Geburtstag des Predigers, und die Hausfrau lud alle nahe Freunde ihres Mannes zu einem frohen Mahle zusammen. Außer dem Förster waren der Amtmann des Ortes, dessen Bruder, ein invalider pensionirter Lieutenant, und der Arzt aus dem benachbarten Städtchen von der Gesellschaft. Man hatte sich fröhlich gesprochen und getrunken, und ließ nun Kaffee und Pfeifen in den Garten unter die große Linde hinaus tragen, denn der Prediger wußte wohl, daß sein „drei Mohren-Tabak" dort von wegen des Lindenblüthendufts einen wahren Knastergeruch annehme.

Wie sie so beisammen saßen, griff der Förster in die Tasche, zog ein Buch heraus, und sagte zum Prediger: „Daß ichs nicht vergesse! ich bringe euch hier euer Schatzkästlein wieder zurück, denn ich habe es mir nun selbst gekauft!"

Man schlug das Buch auf, las noch eins und das andere daraus vor, und kam auf den badischen Landkalender oder Rheinischen Hausfreund zu sprechen, in welchem diese Aufsätze und Erzählungen erst einzeln gestanden hatten, nach mehreren Jahren aber von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen für ein eigenes Büchlein gesammelt und unter dem Namen „Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes" herausgegeben worden waren.

„Ich bin in jener Gegend zu Hause," sagte der Amtmann, „und erinnere mich noch gar wohl, wie auf den Christmärkten sich Alt und Jung nach den Kalenderbuden hindrängte, und niemand ohne den Hausfreund heimgehen wollte. Und welche Festabende waren das, wenn der Hausvater dann daraus vorlas!"

„Schlimm genug, daß ein solcher Freund nur am Rhein wohnt, wo sie überdieß schon den guten Wein haben!" fiel der Arzt ein; „und daß die Landesregierung überhaupt nicht auf die Hauskalender ein sorgsameres Auge richtet, um sie auch uns zu Freunden zu erziehen."

Wanger gab ihm Recht. „Wir haben manche treffliche Volksbücher," sagte er; „ich will nur Beckers Noth- und Hülfsbüchlein und Pestalozzi's Lienhard und Gertrud nennen; aber fragen Sie das Volk, wer kennt und

beſitzt dieſe Bücher? Das kommt daher, weil ſie zur eigentlichen Nothdurft des Lebens nicht unentbehrlich, und überdieß nur im Buchladen zu finden ſind. Das rechte Volksbuch muß aber, wie die Kleidungsſtücke, auf jedem Jahrmarkt zu haben ſeyn, und ſich in alle Lebensverhältniſſe zu ſchicken wiſſen, ſo daß es gar nicht entbehrt werden kann, ſondern gekauft werden muß. Und hierzu iſt einzig der Hauskalender geſchickt; den mag keine Familie entbehren, er wird nicht ungeleſen in den Schrank verſchloſſen, wie manches andere gute Buch, er hängt ein ganzes Jahr lang offen an der Wand, und vertritt gar viele Stellen im Hauſe; er iſt unſer Zeitmeſſer, der uns Tage, Wochen, Monate zuzählt; unſere Uhr, die uns die Minuten des Auf- und Niederganges der Sonne anzeigt; unſer Aſtronom, der den Lauf der Geſtirne berichtet; unſer Wetterprophet, und wahrlich kein ſchlechterer als alle übrigen; unſer Ausrufer, der die fröhlichen Jahrmärkte verkündigt; unſer Küſter, der die Sonn- und Feſttage einläutet; unſer Gevattersmann, der dem neugebornen Kinde den Namen gibt, und auch unſere Gedächtnißtafel, in welche der Hausvater die wichtigſten Lebensereigniſſe und manchen Trauer- und Feſttag einträgt. Wie herrlich wäre es nun, wenn dieſer Freund, der faſt täglich in die Hand genommen wird, bei dem, was er uns zu verkünden hat, oder wir ihm anvertrauen wollen, auch ein erfreuliches, lehrreiches und tröſtendes Wort für uns hätte!"

„Ja, wenn ich ein Landesfürſt wäre," verſicherte der Förſter, „und ich wüßte einen Mann, der eine ſo recht einfache, herzige Feder führte, ſo wie z. B. der Hebel — nicht etwa zum Geheimſchreiber — nein! zum Kalendermacher würde ich ihn ernennen. Der Mann wäre dann der wahre allgemeine Hausfreund, mit ſeinem Rath und Troſt gewiß allenthalben willkommen, und ich würde manchmal wohl ſelbſt mit ihm über den Kalender ſprechen; denn, was ich mir kurzweg nicht zu befehlen getraute, das ſollte er dem Volke anrathen!"

„Und aus einer ſolchen Feder," fiel der Lieutenant ein, „läßt man ſich auch manche alte gute Kriegsgeſchichte oder ein Sprichwort gern wiederholen, denn hinterdrein kommt das Wörtchen „Merke!" und das iſt oft das Beſte, das Gewürz an der Speiſe, ſo etwas wie die Moral bei Gellerts Fabeln. Leſt uns einmal ein ſolches Merke! aus dem Hausfreunde vor, Paſtor!"

Wanger ſchlug das Buch auf und las: „Man muß mit den Wölfen heulen! das heißt, wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie ſie! — Merke: Nein! ſondern erſtlich: du ſollſt dich unter die Wölfe nicht miſchen, ſondern ihnen fein aus dem

Wege gehen. Zweitens: wenn du ihnen nicht ausweichen kannst, so sollst du sagen: ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen wie ihr! Drittens: wenn du meinst, es sey nimmer anders von ihnen los zu kommen, so will dir der Hausfreund erlauben, ein oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen, sonst kommt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen!"

„Richtig!" sagte der Förster, „mit gefangen mit gehangen! Merke also: Wer den Wolf spielt, den schieß' ich todt!"

„Wir haben aber doch auch Kalender und Geschichten darin," sprach die Pastorin, indem sie den Kaffee einschenkte; „warum steht denn unter diesen kein: Merke?"

„Weil nichts dabei zu merken ist!" antwortete der Lieutenant.

„Oder weil auch wenige sich getrauen, das Merke! auszurufen und zu erklären," fügte Wanger mildernd hinzu.

Der Förster stand auf, stopfte sich eine neue Pfeife und sagte: „Wir sitzen so fröhlich beisammen, und haben einander so lieb! Solch ein Geburtstag kommt alle Jahre nur einmal. Laßt uns auch froh seyn wie die Kinder, und statt des deutschen Solo lieber einmal Fürst und Kalendermacher spielen!"

Man belachte anfangs diesen Vorschlag, nahm ihn aber in der frohen Stimmung bald an, und erwählte einstimmig den Förster zum Landesfürsten.

„Halt!" rief dieser, als man in der Wahl fortschreiten wollte; „halt! die läßt sich der Fürst nicht nehmen; sitzt er einmal auf dem Throne, so wählt er sich auch seine Leutchen selbst."

Man mußte nachgeben. „Zum Kalendermacher und Hausfreund," fuhr er fort, „wähle ich mir denn also hiermit den Doktor! — Ihr habt zwar meinen Jungen sterben lassen," setzte er weicher hinzu, „aber eben damals habe ich euch erst recht als Hausfreund erkannt. Ihr, Magister, sollt des Kalendermachers Secretarius seyn, und das Merke! unter seine Arbeiten schreiben müssen. Unsere liebe Frau Wirthin, der Amtmann und der Lieutenant, sind aber das Volk, und haben das Urtheil! — „So will ich mir das Ehrenamt denn zu verdienen suchen!" hob der Arzt an; „aber etwas Neues weiß der Hausfreund in diesem Augenblicke nicht vorzutragen." — „Schadet nichts!" rief der Amtmann; „wenn das Alte nur tüchtig ist, und gut erzählt wird, so mag es das Volk gern noch einmal wieder hören."

„Der König von Preußen, Friedrich der Große," begann der neue Kalendermacher, „hatte Schlesien im Jahre 1745 zum zweitenmale erobert."

„Halt! das Volk bittet ums Wort!“ fiel der Lieutenant ein; „es kann nicht leiden, wenn ein Scribent einem ausgezeichneten Manne seinen Ehrentitel entzieht, zu welchem die Geschichte selbst das Diplom ausgestellt hat, zumal manche noch unter dem Volke sind, die unter jenem Könige gedient haben, wie z. B. ein gewisser Lieutenant! — Der Hausfreund wird deßhalb gefragt: warum er jenen König Friedrich nur den Großen und nicht den Einzigen genannt habe?“ —

„Hierzu hat der Hausfreund seinen guten Grund,“ fuhr der Doktor fort; „er hält alle Leute, und vorzüglich solche, gern in Ehren und gibt ihnen nur die Titel, die sie nicht wieder verlieren können. Der Große bleibe ich immer, wie viel andere Große sich auch neben mich stellen mögen; der Einzige aber nur so lange, bis noch ein zweiter kommt, der eben so ist wie ich, oder besser noch. Und in den Jahrtausenden, die noch kommen werden, und aus den Millionen Herzenskeimen, die in der Nacht der Zukunft noch schlafen, bis auch sie ihr Frühling weckt, wird ja wohl, so hoffe ich zu Gott und den Menschen, ein Zweiter, vielleicht Dritter noch aufblühen, vor dem die Geschichte den Namen des Einzigen wieder ausstreichen müßte!“

„Amen! der Hausfreund hat recht!“ sagte der Amtmann; die Pastorin nickte, der Lieutenant aber schwieg.

„Der König von Preußen, Friedrich der Große,“ hob der Doktor aufs neue an, „hatte also im Jahre 1745 Schlesien zum zweitenmale erobert. Wenn sich einer aber ein neues Haus oder Garten erwirbt, über dessen Besitz er vorher mit seinem Nachbar processiren mußte, so verhängt er im Anfange die Fenster, welche in Nachbars Hof gehen, macht den Zaun um den Garten höher, und untersagt den Kindern, hinüber zu gehen, und dort eine Frucht zu holen. So machte es auch der König mit Schlesien, und verbot seinen neuen Kindern, gewisse Lebensmittel und Waaren aus dem benachbarten Sachsen und Böhmen über die Grenze zu bringen. Das war nun seine Sache; das Gehorchen aber wäre ihre Sache gewesen.

Die verbotenen Früchte waren jedoch viel wohlfeiler im Auslande, und durch den Paschhandel große Summen zu gewinnen. Da dachte denn der König, der die Menschen wohl kannte: es hilft dir nichts; die bloßen stillen Grenzhügel machen's nicht aus; du mußt schon jemanden darauf stellen, der zwei scharfe Augen hat! — und somit ernannte er eine Menge Grenzjäger, die aufpassen und auf die Schleichhändler Jagd machen mußten.

Sie hätten manchen verschmitzten Buben immer fangen mögen, wenn

ſie ihn nur ertappt hätten; dem Hausfreunde wär's recht geweſen; daß aber der arme Wendler faſt mit zuerſt daran kam, hat ihm ſein Lebtage leid gethan. Dieſer Wendler war ein wohlhabender Mann, beſaß ein Bauergut und war auch ein glücklicher Mann, denn er hatte ein gutes Weib, vier hübſche Kinder und ein zufriedenes Herz. Seine Schweſter war nahe an der Grenze im Sächſiſchen verheirathet, und zu dieſer nahm er jetzt ſeine Zuflucht, denn das Gewitter hatte im Spätherbſt in ſeine Scheune eingeſchlagen, und die Flamme die ganze reiche Ernte verzehrt.

„Schwager!" ſagte er, „du mußt mir dieß Jahr mit Brodkorn aushelfen; das Saatgetreide will ich mir wohl kaufen!" und der Schwager willigte nicht nur ein, ſondern packte ihm auch dießmal noch den ganzen Wagen voll Getreide und Lebensmittel als Geſchenk, und die Schweſter gab neues wollenes Zeug und mehr noch für die Schwägerin und für die Kinder mit, weil in dieſem Jahre das Geld zur Winterkleidung doch fehlen werde, und beide ſagten: „Fahre mit Gott, Bruder, und hole mehr!"

Wendler fuhr und dachte: was du auf dem Wagen haſt, haben ſie dir ja geſchenkt! und — einem geſchenkten Gaul ſieht man nicht ins Maul! hätte er ſagen ſollen, denn das Getreide war eben nicht das reinſte, und das Zeug auch eben nicht das feinſte; er verſprach ſich aber und ſagte: „Einen geſchenkten Gaul braucht man nicht zu verzollen! Die Grenzjäger und Zollbediente," ſetzte er hinzu, „werden heut ohnedieß auf dem Jahrmarkt ſeyn, du triffſt ſie alſo nicht einmal zu Hauſe!" und ſomit fuhr er einen Schleifweg, und mochte das Zollhaus lieber gar nicht erſt ſehen.

Aber auf den Grenzjäger Hermann konnte ſich der König verlaſſen; der war nicht auf dem Jahrmarkte, ſondern eher auf den Schleifwegen zu finden, und nahm denn auch hier den Wendler in Empfang. Faſt alle die geſchenkten Sachen waren verbotene Waaren, und ſo half denn kein Bitten und Beten, er arretirte Fuhrmann und den Wagen. Wendlers Frau kam mit den Kindern dem Vater entgegen, und erſchrak nicht wenig, ihn ſo leichenblaß und in dieſer Begleitung zu finden. Hier hatte denn der Grenzjäger Hermann noch einen harten Stand; denn Mutter und Kinder umfaßten ſeine Kniee, baten um Gnade und Barmherzigkeit für den Vater, und Wendler ſelbſt reichte ihm noch einmal die zitternde Hand und ſprach: „Herr Grenzjäger, ſeht die hier an, und laßt mich gehen, die Schweſter hat mir's ja geſchenkt. Nehmt, wenn ihr müßt, Wagen und Pferde, aber verrathet mich nur nicht; ſprecht lieber: der Fuhrmann ſey euch entſprungen, ihr hättet ihn nicht gekannt."

Der Hausfreund hätte hier nicht an Hermanns Stelle ſeyn mögen,

denn ihm ist immer zu Muthe, als habe Gnade und Erbarmen nicht bloß in eines Königs Herzen Raum genug gefunden, und sich deßhalb auch ander Quartier gesucht; ein Grenzjäger aber muß ein Herz haben, fest und kalt wie ein Grenzstein.

Und der Hermann war ein rechter Grenzjäger. Er sagte lächelnd: „Nein, mein Brüderchen! mit der Gnade und Barmherzigkeit darf ich dem Könige nicht ins Amt greifen. Ich thue meine Pflicht, habe dich recht wohl erkannt, und seinen Nächsten muß man auch nicht verläugnen."

So wurde denn Wendler eingebracht; die Landesregierung statuirte ein Exempel, und schickte ihn auf mehrere Jahre ins Zuchthaus.

Als er wieder los kam, mußte er wie ein Bettler bei seinem frühern Eigenthum vorübergehen, denn Haus und Hof waren der Kosten wegen angeschlagen und verkauft worden. Er fand seine Frau und Kinder in einem elenden Häuschen am Ende des Dorfes wohnen, und hätte vielleicht jetzt eher ungestraft etwas einpaschen mögen, denn der Grenzjäger Hermann schien ihn nicht mehr zu kennen, und schlug die Augen allemal nieder, wenn er ihm begegnete; allein Wendler war lieber ein fleißiger Tagelöhner und dachte: „Besser, du scheuest dich vor mir, als ich mich vor dir!"

Endlich brach der siebenjährige Krieg aus und die Oesterreicher zogen wieder in Schlesien ein. Da hatten die Grenzjäger gute Zeit, denn sie brauchten nicht mehr aufzupassen, weil alle Schleifwege wieder frank und frei waren. Aber der Hermann dachte: „Du bist und bleibst dennoch deines Königs Grenzjäger, und die Feinde sind ja wohl auch nichts anders als Contrebandirer; darum kannst du ja derweile auf diese mit Achtung geben!"

Das that er denn auch, beschlich und belauschte sie, wo er konnte, und hinterbrachte seinem Könige oft die wichtigsten Nachrichten, wodurch mancher Plan der Feinde vereitelt wurde. Der König nannte ihn einen getreuen Diener, die Feinde schimpften ihn aber einen Spion, suchten seiner habhaft zu werden, um ihn aufzuknüpfen, und setzten sogar einen Preis von hundert Thalern auf seinen Kopf.

Oh das wohl der arme Wendler gewußt haben mag? — Er hätte die hundert Thaler brauchen können! — —

Eines Tages schlich Hermann verkleidet wieder mit einer wichtigen Nachricht der Gegend zu, wo die preußischen Vorposten standen. Als er um eine Waldecke biegt, kommt ihm ein Commando österreichischer Reiter entgegen. Das waren nun freilich nicht die Rechten; aber ausweichen konnte er nicht mehr, er mußte ihnen Rede stehen. Der Wachtmeister fragte: wer er sey? —

„Ich bin der Verwalter Seifert aus dem Dorfe dort unten!“ war die Antwort.

„Er lügt,“ rief einer aus dem Commando, „es ist sicher kein anderer als der Grenzjäger Hermann! ich habe mir den Patron früherhin einmal auf dem Viehmarkte zeigen lassen, und müßte mich sehr irren, wenn es dieser nicht seyn sollte.“

„Da wäre etwas zu machen, Herr Wachtmeister!“ rief ein anderer.

Der Wachtmeister wurde dringender; Hermann aber schwor Stein und Bein, und zeigte einen erbrochenen Brief vor, der eine Getreidebestellung an den Verwalter Seifert enthielt. Durch dieses sichere Benehmen wurde der Wachtmeister zweifelhaft, und wollte ihn schon wieder gehen lassen, denn er dachte: „Wen man gern haschen und hängen will, den glaubt man überall zu sehen!“

Doch da rief wieder einer aus dem Commando: „Halt! dort kommt unser Mann! — ich kenne ihn, es ist der Taglöhner Wendler, den jener Bursche um Haus und Hof gebracht und wegen einer Kleinigkeit ins Zuchthaus verholfen hat; von dem werden wir die sicherste Auskunft erhalten!“ und wirklich kam der arme Wendler mit einer Karre trockenen Holzes langsam den Weg daher gefahren.

Für Hermann war dieß noch weniger der rechte Mann, und ihm ward zu Muthe, als stehe er hier auf dem Richtplatze, zumal er den Schleifweg und die Stelle hier wohl erkannte, an welcher er einst dem Wendler selbst die Lehre gegeben: „man müsse seinen Nächsten nicht verläugnen!“

Der Wachtmeister rief den Tagelöhner herbei und fragte ihn: „Ihr kennt doch wohl den Grenzjäger Hermann?“

„O ja! den kenn' ich sehr genau!“ war die Antwort.

„Nun so seht euch einmal diesen Menschen an. Er will der Verwalter Seifert aus jenem Dorfe seyn, wir aber halten ihn für den Spion Hermann, der euch ins Zuchthaus gebracht. Ihr wißt doch auch, daß ein Preis von hundert Thalern auf ihn gesetzt ist, und ich bin erbötig, einen Vorschuß darauf zu machen.“ Mit diesen Worten zog der Wachtmeister einen schweren Beutel aus der Tasche, und ließ das Silber darin anmuthig klingen.

Der Hausfreund möchte abermals nicht an dieser Stelle gestanden haben. Denn Nahrungssorgen sind eine bittere Kost, die Rache aber ist eine süße Speise, und er betet deßhalb lieber alle Morgen: „Herr gib uns unser täglich Brod und führe uns nicht in Versuchung!“

Der Wendler blieb die Antwort auch lange schuldig, und eben weil

die Rache süß ist, sagte er endlich: „Ja, ich kenne diesen Mann genau, und man soll seinen Nächsten ja nicht verläugnen!“ — und wieder schwieg er, sah ernst in das bleiche Gesicht des Grenzjägers, und als dieser meinte, jetzt werde der Streich des Nachrichters fallen — da wehte in des Tagelöhners Brust die Gnade mit dem weißen Tuche, und er sagte: „Ja, ich kenne diesen Mann genau! — Es ist der Verwalter Seifert!“ — — und hiermit ging er an seinen Karren zurück und fuhr das dürre Holz getrost nach Hause. Der Wachtmeister aber steckte den schweren Beutel wieder in die Tasche und ließ den Grenzjäger ruhig seines Weges gehen. Und das war gut, denn so blieben sie alle drei reicher!

„Ich bin nun fertig!“ sagte der Arzt.

„Bravo, Kalendermann! Ihr habt euere Sache gut gemacht!“ riefen der Amtmann und dessen Bruder; die Pastorin trocknete sich aber still die Augen.

„Ich bin auch mit euch zufrieden, Hausfreund!“ sprach herablassend der Förster; „aber, Secretarius, nun thut auch ihr eure Schuldigkeit!“

Der Prediger säumte nicht und hob an: „Du sollst deinen Nächsten nicht verläugnen! das heißt: du sollst deines Nächsten Namen und Verhältnisse einem jeden nennen, der dich darnach fragt.“ — Erstens. Merke: Ja! Wenn dich einer fragt, der ein Recht dazu hat, und dem du Antwort schuldig bist; oder wenn der Nächste selbst dein Anerkenntniß bedarf und verlangt, dann sollst du ihn nicht verläugnen, und wenn auch im ersten Falle Mitleid, und im andern Hochmuth oder Furcht dir davon abriethen. Zweitens. Merke: Nein! Wenn dein Nächster ein treuer eifriger Diener seines Herrn ist, ob andere ihn gleich deßhalb einen Spion nennen und aufhängen wollen, wogegen auch du im Ganzen vielleicht nicht viel einzuwenden haben würdest, weil du meinst, er habe es auch an dir verdient; und die Rache deckt seinen Feinden und dir eine reiche Tafel, und die Habsucht trägt die Speisen in Silber auf, so sollst du dich mit ihnen doch nicht zu Tische setzen. Das bleiche Armesündergesicht des Verrathenen steht ja hinter deinem Stuhle, und würde Zeit deines Lebens dort stehen bleiben; du magst ihn dann getrost verläugnen, den Grenzjäger in einen Verwalter umkleiden helfen, und ruhig und lieber hungerig mit deiner Karre weiter fahren, der liebe Gott wird dich daheim schon satt machen!“

„Topp! so soll es seyn, und wir wollen uns das: Merke! merken,“ rief der Lieutenant, und die Freunde reichten sich die Hände.

„Und nächstens gibt uns der Hausfreund und sein Secretarius wieder eine solche Kalendergeschichte!“ meinte der Amtmann.

„Wir sind erbötig dazu, wünschten vor allem aber das verheißene Zeichen der Gnade und Zufriedenheit unseres Landesfürsten zu erhalten," entgegnete der Doktor scherzhaft, indem er sich an den Förster wendete.

„Das soll euch nicht fehlen," antwortete dieser, und nahm sich ein halb verwelktes Büschelchen Baumblüthen von der Brust, sah den Doktor und den Prediger wehmüthig lächelnd an und sagte: „Da, theilt euch in dieß Kleinod! Ihr wißt ja doch, von welchem Baume die Blüthen sind."

Der Abend nahte und mahnte die Freunde zum Aufbruch. Da sprach der Förster, welcher lange schon nachdenkend vor sich hingeblickt und mit dem Stocke in den Sand gekritzelt hatte: „Mir kommt da noch ein Einfall, den ich euch nicht verschweigen mag. Wenn mir etwas recht zu Herzen gegangen ist, so wird mir immer dabei, als sollte ich es der ganzen Welt wieder erzählen. Ich wette auch, daß wenn ihr, Pastor, eure ganze Gemeine, und ihr, Doktor, alle eure Kunden aus der Stadt, und ihr, Lieutenant, euer ganzes Regiment heute zu uns gebeten hättet, sie würden alle gern mit uns Fürst und Kalendermacher gespielt und zugehört haben, was der Kalendermann und sein Secretarius uns erzählten."

„Das wäre aber doch wohl zu viel gewesen!" erinnerte die Pastorin.

„Nun freilich wohl," fuhr der Förster fort, „Kaffee und Tabak würden nicht geweicht haben, und der Doktor mit seiner heisern Stimme auch nicht allen verständlich geworden seyn. Aber ich weiß es, ihr beide seyd stark in der Feder; wie wär' es nun, wenn ihr es aufschriebet, was wir uns erzählten?"

„Der Einfall ist nicht übel!" meinte der Amtmann.

„Und wenn ihr's dann gar drucken ließet," sprach der Förster weiter, „so daß gleichsam aus unserem Kreise ein Hausfreund ausginge, der jedem bei der eigenen Pfeife Tabak und dem eignen Schälchen Kaffee das wieder berichtete, was wir uns mitgetheilt, und es könnte einer oder der andere das Büchlein auch so mit nach Hause nehmen, wie ihr mir vor dem Jahre den Rheinischen Hausfreund mitgabt!"

„Waidmann, Waidmann!" fiel der Doktor ein, „ihr habt stolze Gedanken, und möchtet wohl gar euch gern gedruckt sehen? Mir selbst aber kommt auch die Lust, Hand an ein solches Werk zu legen, wenn Freund Wanger nämlich auch die seinige dazu bieten will!"

„Ich bin nicht dagegen," antwortete Wanger; „was wir aber niederschreiben, muß kein Buch ausfüllen, sondern nur der Appendix zu einem Hauskalender seyn. Ich schätze nun einmal diese Haustafeln ganz besonders, und so könnte sich das ja wirklich erfüllen, was wir vorhin über das Kalendermachen gesprochen haben. Ein tüchtiger Verleger, der neben

unserem einfachen Blumenkohlgerichte noch andere kräftigere Speisen aufzutragen versteht, damit das Ganze ein gutes Mahl werde, wird ja wohl auch zu finden seyn!" — Man ward einig; der Förster holte Papier und Feder herbei, und sprach zum Prediger: „Hier, Secretarius, setzt euch nieder, und schreibt vor allen Dingen ein Wort an den geneigten Leser, wodurch sich ihm der neue Hausfreund empfiehlt!"

Wanger setzte sich und schrieb wie folgt. „Der Hausfreund an den geneigten Leser: Es gibt wohl keinen Menschen auf der Erde, welcher behaupten möchte: er habe niemals einen Freund gehabt; wollte aber einer oder der andere doch mit der Klage gegen die Freundschaft auftreten, daß sie seinem Hause entweder stolz oder leichtsinnig vorübergegangen sey, oder er sie, wegen ihrer unnützen Aufführung, gar selbst habe hinauswerfen müssen, so können wir die Schuld davon nur ihm allein zuschreiben, denn er hat entweder die Pässe der bei ihm Einkehrenden nicht genau visirt und nicht beachtet, daß bei dem Signalement der Freundschaft eine offene Stirn, ein freies treuherziges Auge, und ein geschlossener Mund nicht fehlen dürfen, und hat ein verstelltes Zusammenkneifen der Finger für den ihr besonders eigenen warmen Händedruck gehalten, sie hieran zu erkennen geglaubt, und unvorsichtig dem Falschen seine Thüre geöffnet, oder er hat, vom Nachtschwärmen mit dergleichen Gesellen ermüdet und verdrossen, die schöne Zeit verschlafen, wo die Freundschaft an seine Thüre klopfte, um ihn aufzuwecken, und ihn mitzunehmen zu einem frohen thätigen, frommen Leben. Wer würde es ihr wohl ansehen, wenn sie so jugendlich frisch und stark neben uns steht, und gleichsam mit uns aufzuwachsen scheint, daß sie schon so alt sey, und so lange schon unter den Menschen umher wandle? — Spricht nicht schon vor zwei Jahrtausenden Jesus Sirach von ihr und sagt: „Ein treuer Freund ist ein starker Schutz! wer den hat, der hat einen großen Schatz. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens, und wer Gott fürchtet, der kriegt einen solchen Freund. Denn wer Gott fürchtet, dem wird es gelingen mit Freunden, und wie er ist, also wird sein Freund auch seyn!"

Freilich wird der geneigte Leser erfahren haben, daß ein solcher Schatz nicht leicht zu finden sey; jedweder sucht danach wie nach seinem verloren gegangenen Eigenthum, nicht aber will jeder bei dieser allgemeinen Haussuchung auch seine Brust- und Herzenskammern willig aufschließen, worin der Schatz wohl verborgen liegen mag. Deßhalb wäre es gut, wenn es den Menschen lieber gleich an der Stirn geschrieben stände: „Hier ist der Schatz, der Freund, zu finden!" Wer die Schrift auf dem Menschenantlitz zu lesen versteht, der liest es denn auch freilich oft also.

Es giebt nun aber doch einmal viele, die nur Gedrucktes lesen können, und für diese besonders muß ein Freund erwünscht seyn, der den Namen gedruckt an der Stirne trägt.

Und, nun schaut mir doch einmal recht ins Angesicht, erkennt ihr nicht das Wort: „Hausfreund" — das sie mir mit großen rothen Buchstaben auf die Stirn gedruckt haben, damit jeder wissen möge, wer ich sey. — Nun, so empfangt mich denn als Freunde, und öffnet mir die Thüren; mir gilt es gleich, ob mich ein Palast oder eine Hütte aufnimmt, ich werde allenthalben ein treuer Freund seyn, verschwiegen und beredt zu seiner Zeit. Gott grüß' euch alle, und schenk' euch ein fröhliches Neujahr!"

II.

Die Erde und der Mensch.

Bei dem Herrn Schulmeister Schwalbe werden gewiß viele von euch in die Schule gegangen seyn, und noch nicht vergessen haben, wie er das erste Kapitel im ersten Buche Mosis auszulegen, und was er dabei von der Erschaffung der Welt und des Menschen zu erzählen wußte. Da schwoll uns Kindern dann immer recht der Kamm, wenn es hieß: die ganze Erde, mit allem, was darauf wächst und blüht und lebt und webt, sey nur dem Menschen unterthan, und daß er nach Willkür damit schalten und walten könne; und wir ließen es uns gefallen und nickten alle mit dem Kopfe dazu, wenn der Herr Schwalbe die Allweisheit und Allgüte Gottes hauptsächlich eben daraus bewies, daß der Schöpfer die ganze Erde einzig und allein zu unserem Vergnügen und Nutzen erschaffen habe; daß die Thiere und Pflanzen nur des Menschen wegen da wären, weßhalb er mit ihnen nach Gefallen verfahren könne, und daß die vier Jahreszeiten bloß zu unserer Lust, wie wandernde Musikanten, ihren Umgang halten müßten. Kein Wunder, wenn die jungen Herren der Erde, sobald sie nur das alte Schulhaus verlassen hatten, von ihrer Herrschaft und Willkür auch sogleich nach Kräften Gebrauch zu machen strebten. Da kriegte denn manches Pferd und mancher Ochse und Hund einen tüchtigen Hieb mehr; der Sperling oder der Käfer mußten an einen Faden gebunden im Kreise herum ihre Kunststücke machen, bis sie elend starben;

die Vogelneſter wurden auf der Stelle ausgenommen, und die ſchlankſten ſchönſten Blumen wurden geköpft.

Nicht wahr? der Herr Schulmeiſter Schwalbe wird tüchtige Herren der Erde erzogen haben, wenigſtens ſind dem Hausfreunde gar viele aus dieſer Schule im Leben wieder vorgekommen, und er möchte wohl ſelbſt einer dergleichen geworden ſeyn, wenn die Mutter nicht geweſen wäre und behauptet hätte: der liebe Gott habe es doch wohl anders gemeint, als der Herr Schwalbe ihn verſtehen wolle, und man gehe doch viel ſeliger durch die Welt, wenn man weniger als Herr, ſondern mehr als Bruder mit den Geſchöpfen verfahre, denn da treffe man allenthalben Geſchwiſter, wenn auch die Menſchen ſelbſt einen nicht mehr Bruder nennen wollten! —

„Aber, liebe Mutter!“ wendete ich dann ein; „du wirſt doch nicht verlangen, daß ich die Hunde oder die Eſel für meine Herren Brüder, oder die Raupen und die Brennneſſeln für meine Frauen Schweſtern halten ſoll? Ich müßte mich ja ſchämen.“

Da hob die Mutter den Finger drohend auf, und ſprach: „Ei, du eitles Kind! ſchämt ſich der Schöpfer nicht, ihr Vater zu ſeyn, wie darfſt denn du dich ihrer Brüderſchaft ſchämen wollen!“

„Aber in der Bibel ſteht doch nun einmal: der Menſch ſoll herrſchen über die ganze Erde!“ entgegnete ich etwas trotzig, weil ich fühlte, ich ſey vor dem Drohen der Mutter roth geworden.

„Der Herr Schulmeiſter herrſcht auch über euch!“ ſprach ſie ſanft; „wie, glaubſt du aber, daß ihr des Herrn Schulmeiſters wegen da ſeyd, oder er nur euretwegen im Amte ſtehe? Wem ein Herrſcheramt aufgetragen, der darf wohl weniger an ſich denken, als an die, welche ihm unterthan ſind; und wenn der Menſch wirklich die Erde beherrſchen ſoll, ſo iſt er ja auch zugleich verantwortlich für Freude und Leid ſeiner Mitgeſchöpfe.“

Damals ſchwieg ich bloß aus Reſpect; aber recht verſtanden habe ich die Mutter erſt jetzt, ſeit ſie den Mund auf immer geſchloſſen hat, und ich will mich nächſtens zum Herrn Schulmeiſter begeben, und ihn gewiß eines andern überzeugen.

Ich will ihm ſagen: wenn der liebe Gott nun die Erde mit allen Thieren und Pflanzen geſchaffen hätte, jedoch ohne die Menſchen darauf, und euer Schulhaus ſtände auch nicht hier, ſondern auf einem andern Sterne, und er ſagte zu euch: „Kommt einmal mit, Herr Schulmeiſter, ich will euch meine ſchöne Erde zeigen!“ und er führte euch dann in die tiefen Schatten ihrer Wälder, wo das Wild noch furchtlos ſeine Jungen

säugt, und der Vogel zutraulich sein Nestchen baut; und auf ihre weiten Felder und Auen, mit Blumen und Getreide und Früchten üppig durchwachsen, wo Millionen Bienen und Käfer und Schmetterlinge lustig umherschwärmen; und er zeigte euch ihre Bäche und Ströme und Meere mit dem fröhlichen Volk der Fische — und setzte euch eine Vergrößerungsbrille auf die Nase, damit ihr die Würmchen kennen möchtet, die auf dem Sandkorne wohnen; — und ließe euch endlich in dem Schooße der Erde die kostboren Stein- und Metalladern, als Grundlage des Baues, schauen und fragte dann: „Wie gefällt euch dieß alles, Schulmeister? Meint ihr wohl, daß ich die Erde ohne Zweck gemacht, und daß sie der Mühe des Erschaffens nicht werth gewesen sey, weil ihr der Mensch fehlt?"

Gewiß, ihr würdet vor dem großen Meister niederfallen und sagen: „Nein, das glaube ich nicht mehr! Ich erkenne deinen heiligen Zweck: wohlzuthun und zu erfreuen, das ist dein Bedürfniß, du ewiger Weltgeist! Deßhalb theilst du die kostbaren Gaben, Leben und Freude und Liebe, allenthalben reichlich aus, zufrieden, wenn sie nur genossen, unbekümmert, ob sie verstanden werden. Deine Erde ist ein Paradies auch ohne die Menschen, und — verrathe sie ihnen nicht, sonst wird ihre Axt deine Wälder niederhauen; ihr Gewehr deine fröhlichen Thiere tödten, ihr Netz deine Gewässer entvölkern, ihre Sichel deine blumigen Auen abmähen, ihr Fuß deine Würmchen zertreten, und ihr Brecheisen die Pracht deiner Metalladern zerstören! Aber mich laß ein Hüttchen hier bauen, ich will friedlich hier leben."

Und gesetzt, der liebe Gott erlaubte es euch, und ihr dürftet euch die Hütte erbauen; würdet ihr noch behaupten: die Erde sey bloß euretwegen gemacht? Und was möchten wohl die Thiere zu euch sagen? — Der Storch dächte wohl: „Ganz bestimmt hat der Schulmeister nur meinetwegen sein Haus hier aufrichten müssen, denn wo könnte ich mein Nest besser erbauen, als auf dem breiten Giebel dort!" — Und die Mücke würde denken: „Die Menschen mit der glatten Haut hat der liebe Gott doch gewiß bloß für uns geschaffen, denn seit ich des Schulmeisters rothe Nase hier habe, gibt's doch erst einen ordentlichen Rüssel voll Blut!" — Und das Turteltäublein würde ganz früh schon gurren und rufen: „Will der faule Schulmeister wohl aufstehen und die Saat auf seinen Acker ausstreuen, damit ich mein Frühstück gemächlicher finde?" — Dergleichen Stimmen würden die meisten Thiere und Pflanzen erheben, wenn sie nur sprechen könnten, und den Menschen für ihren Tagelöhner und Handlanger ausgeben, während er selbst glaubt, daß er der Herr der Erde sey. Und wenn er nun auch letzteres wirklich geworden ist, weil ihm der Schöpfer,

als seinem vernünftigen Kinde, die Aufsicht über die andern aufgetragen hat, so muß er, wie meine selige Mutter sagte, eben darum verantwortlich bleiben für Freude und Leid seiner Mitgeschöpfe. Bei seinem klaren Bewußtseyn von Lust und Schmerz weiß er recht wohl, wie es den armen stummen Thieren zu Muthe ist, wenn ihnen das Herz klopft, und sie angstvoll zucken und stöhnen, oder wenn sie hüpfen und springen, und sich wohl gar an ihn schmiegen. Er ist nun zwar ihr Herr, und auch wohl gewissermaßen auf sie angewiesen; er darf mithin ihre Kräfte gebrauchen, ja selbst zu seiner Nothdurft ihr Leben fordern. Aber er soll gerecht und barmherzig gegen sie seyn; gerecht, indem er nicht mehr von ihnen verlangt, als die Natur ihrer Kräfte erlaubt, und er ihnen ihr Tagewerk mit reichlicher Nahrung vergilt; barmherzig, indem er sie nicht zu seiner Lust verstümmelt, sondern ihnen das Fünkchen Leben nur zu seiner eigenen Lebensnothdurft raubt, und den schweren Augenblick des Todes ihnen leicht macht; sonst wird ihn der Schöpfer fragen: „Hast du dein Amt auch recht verwaltet? Hatte ich denn die Erde nur für dich geschaffen, und dich nicht auch mit für die Erde? Waren nicht alle ihre Bewohner so gut meine Kinder, als du?“

Also würde der Hausfreund zu dem Herrn Schulmeister Schwalbe sprechen, und sich vielleicht obendrein gegen ihn beklagen, daß man zum Schutz der Thiere noch keine Gesetze gegeben, und ihnen, den stumm Duldenden, noch keinen Anwalt bestellt habe, da ohne sie ein Staat doch nicht bestehen kann, und sie deßhalb also doch auch als Viertels- oder Achtelsbürger betrachtet werden müssen. Wenn aber der Schulmeister dennoch hartnäckig den Kopf schüttelt, weil er denkt: „wenn du nachgibst, so darfst du am Ende nicht mehr die jungen Finken und Nachtigallen blenden, damit sie besser schlagen und theurer bezahlt werden, und darfst nicht mehr den Wurm lebendig an den Angelhaken spießen, oder gar nicht einmal mehr das rückständige Schulgeld an des Gastwirths altem Einspänner abprügeln, der nur mit deiner guten Drahtpeitsche gezwungen werden kann, deine acht Mann starke Familie fortzuschleppen, wofür er selbst noch kein Futter gefordert hat!“ so wird ihn der Hausfreund auf der Stelle verlassen, weil ihm vor einem Menschen graut, der kein Herz für die übrigen Gottesgeschöpfe hat, und er ruft deßhalb dem geneigten Leser zu: „Hütet euch vor einer solchen Schwalbe, die da meint: der Tempel Gottes sey nur deßwegen aufgebaut, damit sie ihr Nest von Koth daran kleben könne!“

III.

Das Kindtaufen.

Bei dem Förſter war Kindtaufen. Der Himmel hatte ihm wieder erſetzt, was vor dem Jahre die Erde aufgenommen, ein derber Knabe lag ſchlummernd in der Wiege, und der Doktor, der Amtmann, der Lieutenant und mehrere Freunde und Verwandte ſtanden Gevatter, und der Knabe wurde „Gottlob“ getauft.

„Denn Gottlob iſt ein ſchöner Name!“ ſagte der Förſter; „wer ihn nur mit Fug und Recht zu tragen weiß; und Gottlob heißt auch mein Bruder, der alte Oberwinzer auf Fiſchers Weinberg; das iſt ein Menſch, zu dem jeder ſagen möchte: Gottlob! daß du auf der Welt biſt, du braver ehrlicher Kerl! und Junge!“ rief er eifriger, indem er ſich drohend an die Wiege ſtellte; „daß du mir auch ein ächter Gottlob wirſt, ein wahrer Oberwinzer im Weinberg des Herrn, der die Reben anbindet und zieht, und aus der vergänglichen Traubenfrucht den Labetrank für lange Jahre zu bereiten weiß, daß du mir auch ein Gottlob wirſt, und kein Gottbewahre! oder ich will dir ja die zehn Gebote — —“ und hiermit langte er nach der Jagdpeitſche an der Wand.

„Vater, Vater! es hat ja noch lange Zeit!“ wendete ſanft die Wöchnerin ein.

„Du haſt Recht, es hat noch lange Zeit!“ erwiederte der Förſter; „und wird auch nicht nöthig ſeyn; nicht wahr, mein Gottlobchen, es wird nicht nöthig ſeyn? — Mutter, wiege das Kind wieder ein, es hört ſchon auf ſeinen Namen, und iſt erwacht, da ich es etwas ſcharf anredete.“

„Der Name Gottlob kommt mir aber doch ein wenig gemein vor, wertheſter Herr Schwager!“ erinnerte die Geheime Hofräthin. „Er ſchmeckt ſo nach Handwerk und Tagelohn. Wir haben ja andere gar ſchöne und wohlklingende Namen, die gleich den höhern und gebildeteren Stand beweiſen. und daß man in der Hiſtorie und im Bücherleſen wohl bewandert iſt.“

„Nach Handwerk und Tagelohn?“ fuhr der Förſter auf. „Ei, ei! meine Frau Geheime Schwägerin, wodurch ſind Sie denn ſo vornehm geworden? Doch wohl nur, weil Ihr braver Mann auf der großen Werkſtatt der hohen Schule ein tüchtiger Burſche und Geſelle geweſen iſt, der das Seinige von den Meiſtern gelernt hat und nun ſein Handwerk mit der Feder verſteht, und Sie durch ſein redlich erworbenes

Tagelohn reichlich ernährt und feiner kleidet. Haben Sie also Respekt vor Handwerk und Tagelohn! Oder bilden Sie sich darauf etwas ein, daß Sie Ihre beiden gottlosen Buben Alboin und Malkolm genannt haben?"

„Es sind zwei Königsnamen!" sprach die Hofräthin, indem sie den Kopf stolz in die Höhe warf.

„Und in welchen Ländern herrschten denn diese beiden Könige?" fragte der Doktor lächelnd.

„Mein Mann weiß es!" erwiederte sie.

„Sie aber wissen es nicht?" fiel der Förster ein; „recht so, was gehen Ihnen die Länder an, wenn es nur Königsnamen sind, und Sie das Glück haben, die bodenlos ungezogenen Herren Könige alle Tage einmal tüchtig auszupeitschen!"

„Ich gehe immer sehr ungern daran, ein Kind mit einem fremden ungewöhnlichen Namen zu taufen!" sagte der Pastor; „aber der Deutsche liebt es nun einmal, sich seine Namen sogar von andern Völkern oft zu borgen. Die Frau Geheime Räthin hat vollkommen Recht, es gehört jetzt zum vornehmen Ton, den Kindern recht ungewöhnliche Namen beizulegen, aus der alten fabelhaften Geschichte und aus Dichtungen entlehnt, oder die gewöhnlichen Namen wenigstens französisch und englisch auszusprechen, wenn man auch kein Wort von diesen Sprachen versteht. Ehemals erhielt der Sohn den Namen des Vaters, oder eines geliebten Freundes und Verwandten, oder er wurde nach dem Tage seiner Geburt aus dem Kalender benannt, oder ihm aus begeisterter Liebe, wie ein Segen, der Name des braven Landesfürsten gegeben, und so knüpften sich tausend liebe und merkwürdige Erinnerungen an den Namen des Kindes. Diese Rücksicht gilt aber jetzt bei wenigen mehr; klingt der Name nur recht selten und abenteuerlich, dann ist es genug."

„Nein, bei mir ist es nicht genug!" rief der Förster. „Ich habe nach alter Sitte gar liebe Erinnerungen an meines Sohnes Namen geknüpft. — Gottlob! sprach mein Weib, als sie den Knaben geboren. Gottlob! rief auch ich, als die Hebamme mir ihn in die Arme legte, und wie mein Bruder, der Oberwinzer heißt, hab ich euch schon gesagt; genug, kommen Sie, Frau Geheime Hofräthin, beste Schwägerin, vortrefflichste Königsmama, wir wollen zu Tische gehen, uns weiter nicht streiten, und Ihr Pathchen, das kleine Gottlobchen, hoch leben lassen."

Und hiermit führte der Förster die empfindlich gewordene Frau in die Gaststube, wo ein reichliches Kindtaufmahl aufgetragen wurde.

Bei vielen kräftigen Speisen, einem guten Glase Wein und einer

fröhlichen Unterhaltung saß man lange bei Tische, und der Förster schnitt eben den großen Kindtaufkuchen vor, als er plötzlich ausrief: „Alle Wetter! bald hätte ich vergessen nach der Hauptsache zu fragen. — Pastor! hört! wie steht es mit unserem Hausfreunde? Ist er wie ein fröhlicher Bote in alle Welt ausgewandert?"

„Ich bringe erwünschte Nachricht!" antwortete Wanger. „Der Hausfreund hat eine gute Aufnahme und allenthalben Quartier gefunden!"

Da trieb der fröhliche Kindtaufvater die Gesellschaft bald vom Tische in den Garten, und der Doktor, als einmal erwählter Kalendermann, fing an sein Amt wieder zu beginnen.

„Gut!" sprach der Doktor; „von der Wiege eures Kindes, mein alter Freund, gehe denn heute der Hausfreund aus. Er hat auch Gevatter gestanden, und bringt daher vor allen Dingen die Strophen mit, welche sein Sekretarius, unser Pastor Wanger, für die Taufhandlung gedichtet; die Gesangbücher sind an Kindtaufliedern eben nicht reich, und manchem Vater ist es vielleicht eine willkommene Gabe, wenn ihm der Hausfreund ein gutes TaufLied mitbringt.

TaufLieder.

Vor der Taufe.

Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Herr! der du uns dieß Kind gegeben,
Dir bringen wir's, dein soll es seyn.
Wir weihn das kaum erwachte Leben
Zu deinem heil'gen Bunde ein,
Daß es mit dir den Pfad beginnt,
Uns anvertraut, doch nur dein Kind!

Gib Segen dieser ernsten Stunde!
Des Dankes und der Liebe voll,
Geloben wir mit schwachem Munde,
Was einst dieß Kind dir halten soll;
O mach' ihm die Erfüllung leicht,
Daß es durch dich das Ziel erreicht!

Nach der Taufe.

Mel. Befiehl du deine Wege ꝛc.

So sey uns denn willkommen!
Dir selbst noch unbewußt
Bist du jetzt aufgenommen
Von uns zu Schmerz und Lust;
Daß einst du deine Freuden
Wie Himmelsgaben pflegst,
Und künftig deine Leiden
In Gottes Namen trägst.

Der Herr verleih dir Stärke,
Will dir Versuchung drohn!
Er heil'ge deine Werke,
Durch die Religion.
Er wähle dich zum Streiter,
Für das, was Gutes schafft,
Und gebe zu Begleiter
Dir Glaube, Liebe, Kraft!

„Zieht denn in die Welt, ihr, meine einfachen Lieder!" fügte Wanger hinzu; „und wo man von euch bei einer Taufhandlung Gebrauch macht, da bringt den glücklichen Eltern an der Wiege des Neugebornen zugleich den Glückwunsch des Hausfreundes!"

Die Gesellschaft hatte sich indeß in einen Kreis gesetzt, und der Doktor begann: „Ich bringe dießmal eine inhaltsschwere Begebenheit, der ich die Ueberschrift geben will: „In frommer Absicht geht mancher aus, und kommt als Verbrecher wieder nach Haus!"

„Des Gastwirths Tochter in dem österreichischen Dorfe S. war das schönste Mädchen der Gegend. Seit sie herangewachsen, ward des Vaters Gasthaus am Sonntage nicht leer; Jung und Alt eilte, sich von Schönsuschen aufwarten zu lassen, sie tanzen zu sehen, oder wohl gar mit ihr zu tanzen, und sie wußte bald hier ein paar freundliche Worte, bald dort einen bedeutenden Blick, oder wohl gar einen Händedruck so klug unter die vielen sich an sie drängenden jungen Bursche zu vertheilen, daß jeder zufrieden war, sich für den Begünstigten hielt, und immer wieder kam."

„Der Hausfreund wäre wohl auch gern einmal hingegangen, um sich

von Schönſuschen ein Glas Bier einſchenken zu laſſen, denn er ſcheint mir für ſolche Reize ein recht ſehr empfängliches Herz zu haben!" ſchob die Geheime Hofräthin lächelnd ein.

„Allerdings wäre er gern einmal in Suschens Nähe geweſen," fuhr der Doktor fort; „denn er kennt nichts lieblicheres auf der Welt, als ein recht ſchönes Mädchenantlitz, wo in dem klaren Kryſtallquell der Augen, von dunklen Wimpern ſittſam überſchattet, der reine Himmel ſich ſpiegelt, und Stirn und Wange wie blühende Ufer daneben ſtehen. Wenn ihn aber ein paar ſchöne Augen ſo recht mit feurigen Blicken über glühende Wangen hinweg anſtrahlen, ſo wird ihm ſo dabei zu Muthe, als wenn er die Sonne im Morgenroth glühend aufgehen ſieht, und ihm fällt das alte Sprüchlein ein:

Morgenroth
Schlecht Wetterbot'!

„Es warben viele Freier um Suschen, wurden aber insgeſammt mit der Erklärung zurückgewieſen, daß ſie noch keine Luſt zum Heirathen verſpüre, und den Vater noch nicht verlaſſen möge. Das war dem alten Gaſtwirth nun gar recht, denn er wußte wohl, daß wenn er die Tochter heirathen und ziehen ließe, ſein ſaures Bier nicht mehr den erwünſchten Abgang finden werde; Suschen hingegen hatte einen andern ſtillen Grund; ihr Herz hing bereits in geheimer Leidenſchaft an Joſeph Klobe, einem jungen ſchönen Soldaten aus ihrem Dorfe, der in ſeiner leichtſinnigen Lebensluſt ſo recht für Suschen paßte. Weil er jedoch der Sohn eines armen Taglöhners war, der alte Gaſtwirth aber nur einen reichen Schwiegerſohn begehrte, und Suschen alſo vorausſah, daß der Vater in eine ſolche Heirath niemals einwilligen werde, ſo verſchwieg ſie ihre Neigung, und unterhielt lange Zeit ein geheimes Liebesverſtändniß mit dem Joſeph Klobe.

Eines Tages erklärte ihr jedoch der Vater, daß er endlich für ſie gewählt habe. Sein beſter Gaſt, der reichſte Mann im Dorfe, der Huf- und Waffenſchmied hatte um die Tochter geworben, und bereits des Vaters Einwilligung erhalten. Suschen war mit dieſer Wahl ſchlecht zufrieden; der Schmied war ihr nicht jung und hübſch genug, vielmehr ſehr rauh und ſchmutzig, und ein Freund ſtarker Getränke; ſie hatte ſeine plumpen Liebkoſungen, denen ſie am meiſten ausgeſetzt war, wenn er ein Glas zu viel getrunken, oft ſchon mit Widerwillen zurückweiſen müſſen — und dieſen Mann ſollte ſie nun heirathen! — Sie bat um Bedenkzeit und beſchied am ſpäten Abend insgeheim den Geliebten zu ſich, ihm ihr Leid zu klagen und ſeinen Rath zu hören.

Nach einer langen Unterredung voll Thränen und Liebkosungen kamen endlich beide dahin überein, daß Suschen den Schmied heirathen solle. Des Vaters unbeugsamer Wille war bekannt, sein Zorn zu fürchten, an eine Heirath der beiden Liebenden war jetzt nicht zu denken, und Klobe sagte endlich selbst: „Wenn es denn nicht anders seyn kann, Suschen, so nimm dir den reichen Schmied; wir können ja doch gut zusammen bleiben; laß du ihn trinken, daß er genug hat, so merkt er nichts, und du wirst ihn vielleicht bald los, dann bist du eine reiche Wittwe, brauchst niemand mehr zu fragen, und dann heirathen wir uns beide!"

Suschen ward also des Hufschmieds Frau, und freute sich am Hochzeitsfeste bereits auf ihren Wittwenstand. Des Gastwirths saures Bier fand nun weniger Absatz, wogegen der Schmied Arbeit vollauf bekam, denn seine schöne Frau war oft in der Werkstatt zugegen und zog den Blasebalg.

Anfangs freute sich der Schmied dieses neuen Lebens, und trank sich recht satt und voll dabei; allein bisweilen schaute er doch über den Ambos und das Glas hinweg, und bemerkte endlich wohl, weßhalb Frau Suschen so fleißig die Gluth mit dem Blasebalg anfachen mochte, und daß sie ganz anderes Eisen schmiedete als er. Das brachte denn große Uneinigkeit und Zank in die an sich leichtsinnig geknüpfte Ehe, und als es dem Schmied endlich gar gelang, den Joseph Klobe zu belauschen, wie er zur Hinterthür seines Hauses hinaus schlich, so verblendete die Eifersucht ihm dergestalt die Augen, daß er Schönsuschen für den alten schwarzen Ambos hielt, und auf ihrem schneeweißen Rücken einen Riegel für die verbotene Thüre zu schmieden versuchte.

„Pfui! der meschante Mann!" fiel die Hofräthin ein — „die arme Frau so zu mißhandeln!"

„Mit Erlaubniß!" entgegnete der Lieutenant, „wer hat denn von beiden hier die ärgste Mißhandlung erdulden müssen? — Der Mann oder die Frau? Dachte Suschen nicht schon am Hochzeitabend an ihren Wittwenstand? und wenn der Eheherr nun einmal so unglücklich ist, die Hausthür vor der Frau verriegeln zu müssen, so thut das jeder auf seine Weise, und ein Schmied hat nun einmal nichts anderes als Eisen und den Hammer!"

„Sie sollten doch ja gänzlich schweigen!" meinte die Hofräthin; „denn ihr Soldaten seyd eben die Unheilstifter, vor denen man die Thüren verriegeln muß!"

„Nicht also!" antwortete der Lieutenant; „es gibt unter allen Ständen Leichtsinnige, also auch unter denen, die das Leben besonders leicht achten

müſſen. Aber ein ächter Soldat ſteht treulich Schildwache vor ſeines Nächſten Thüre, zumal, wenn deſſen Eigenthum ſchlecht bewacht iſt."

„Klobens Vater war geſtorben," fuhr der Doktor fort; „er ſelbſt befand ſich beim Regimente, um ſeinen Abſchied nachzuſuchen, und kehrte endlich nach mehreren Monaten mit demſelben zurück. Frau Suschen hatte lange und ſchmerzlich auf ihn gewartet; ſie glaubte die Behandlung ihres Mannes nicht länger ertragen zu können. Der gegenſeitige Groll war mit jedem Tage gewachſen; kein freundliches Wort wurde mehr gewechſelt, der Schmied ſuchte nur in der Branntweinflaſche Erholung und handhabte den Stock nach Gefallen. Suschen fand bei ihrem Vater keine Hülfe, ſie blieb ſich überlaſſen mit ihrem Gram und Haß, und ſo keimten denn in ihrer Seele dunkle furchtbare Entſchlüſſe, die durch den Geliebten zur That werden ſollten.

„Am nächſten Tage nach Klobens Rückkehr fand eine lange geheime Zuſammenkunft zwiſchen beiden ſtatt. — Der Hausfreund aber war nicht dabei zugegen, und vermag noch viel weniger den Inhalt einer ſolchen Stunde ſich zu erdenken, in welcher die Flammen verbotener Leidenſchaft dergeſtalt auflohderten, daß ſelbſt der Mordſtahl für fremdes Leben darin geſchmiedet werden konnte. Er weiß euch daher nur zu berichten, was er ſpäterhin in den Akten geleſen: daß Suschen und Klobe ſich endlich das Wort gaben, den Schmied aus der Welt zu ſchaffen, zu welchem Entſchluſſe beſonders ſie den Geliebten vermochte, und ſelbſt folgenden Plan dazu an die Hand gab.

„Am nächſten Sonntage wollte ſie den Mann durch Freundlichkeit und verſtellte Schmeichelreden bewegen, mit ihr Nachmittags in den Gaſthof zu ihrem Vater zu gehen und dort mit ihr zu tanzen, wobei er beſonders gern zu trinken pflege und ſie ihm tüchtig einſchenken laſſen werde, um ihn, wenn es finſter geworden, im halben Rauſch nach Hauſe führen zu können; denn in dieſem Zuſtande, meinte ſie, würde der an ſich ſonſt ſehr kräftige Mann am leichteſten zu überwältigen ſeyn. Die Wohnung des Schmieds lag abwärts vom Dorfe; vom Gaſthofe aus gelangte man zu ihr über einen mit Weiden beſetzten Teichdamm; hier ſollte ſich Klobe hinter einer alten hohlen Weide, mit einem Beile verſehen, verſteckt halten; ſie ſelbſt werde durch lautes Singen ihm ſchon von fern das Zeichen ihrer Ankunft geben, und den Schmied auf dem Teichdamm vor ſich hertaumeln laſſen; dann ſollte Klobe den Vorübergehenden durch einen Schlag auf den Kopf niederwerfen, und ihm dann leicht und ohne Geräuſch den Garaus machen. Um jedoch jeden Verdacht von ſich abzuwälzen, und der That den Schein eines Raubmordes zu geben, kam man überein, den

Leichnam vorerst zu berauben und auszuziehen, dann aber solle Suschen sich eine Wunde zufügen und blutend und Hülfe rufend in das Dorf zurücklaufen, Klobe aber in seine Wohnung eilen und sich hier zur Ruhe begeben.

„So war denn der Stab über den Schmied gebrochen und die That vorsichtig genug verabredet; man beschloß endlich noch, sich vor derselben nicht wieder zu sehen, damit auch der entfernteste Schein eines Einverständnisses vermieden werden möge.

„Was in Suschens Hause bis zum Sonntage vorgegangen, mag dahin gestellt bleiben; Gutes kann es aber nicht gewesen seyn, denn sie vermochte den gräßlichen Entschluß wirklich festzuhalten und ihn dennoch zu verbergen. Wir wollen daher lieber nicht in die unheimliche Wohnung hineinschauen, sondern dem Joseph Klobe folgen, der in sich versunken einen einsamen Fußsteig zum nächsten Dorfe hinschleicht.

„Wer auch den Muth besitzt, Blut und Leben an einen ehrlichen Kampf zu setzen, wird bei einem sündhaften Wagestücke oft von Feigheit befallen. So ging es auch dem Klobe. Er hatte gegen Oesterreichs Feinde in vielen Schlachten tapfer gefochten, fühlte sich aber jetzt von Furcht und Zweifel geängstigt, ob es ihm auch gelingen möchte, den starken Schmied zu überwältigen, wenn auch ihn Suschen halbberauscht in seine Hände zu liefern versprochen. Deßhalb suchte er seinen Bruder Traugott auf, der als Knecht in dem nächsten Dorfe diente. Joseph kannte Traugotts Liebe und Treue gegen ihn, er wußte, wie er sich in Noth und Tod auf ihn verlassen durfte, und vertraute ihm daher das ganze schwere Geheimniß mit der Aufforderung an, ihm Sonntag Abends gegen den Schmied auf dem Teichdamm Hülfe zu leisten. Traugott aber schlug die Hände erschrocken zusammen und fiel dem Bruder laut weinend um den Hals. In Noth und Tod wäre er ihm gern gefolgt, aber auf dem Wege zur Hölle konnte er ihn nicht begleiten. Bruderliebe und Abscheu vor dem Verbrechen machten den einfachen Menschen beredt, und wie der Fromme immer eine große Gewalt über den Sünder hat, so gelang es auch dem redlichen Traugott, den Bruder endlich noch einmal zu sich zurückzuziehen, und ihm das Versprechen abzudringen, er wolle die That nicht begehen, und ablassen von des Schmieds mordlustigem Weibe.

„Die Brüder trennten sich leichtes Herzens; als aber der Sonntag kam, und Traugott die Mädchen und Bursche Abends zum Tanze gehen sah, erfaßte ihn aufs neue eine große Unruhe. Es schien ihm dennoch möglich, daß der Bruder in seiner Verblendung wieder vergessen habe, was er ihm zugesagt, und in der Angst des Herzens machte er sich auf

den Weg, seinen Joseph aufzusuchen, und ihn nicht eher wieder zu verlassen, als bis der verhängnißvolle Abend schuldlos verstrichen sey.

„Josephs Wohnung aber war verschlossen. — Traugott eilte nach dem Gasthofe, doch auch hier war der Bruder nicht; wohl aber drehte sich der Schmied mit Suschen in wilder Lust tanzend herum, und stürzte ein Glas Branntwein nach dem andern hinunter, das ihm die hochglühende Frau reichte. Traugott wankte hinaus; er sah die listige Vorbereitung zur gräßlichen That, es ward ihm nun zur Gewißheit, daß er den Bruder am Teichdamm finden werde. Und hinter der alten hohlen Weide stand Joseph, bleich wie ein Gespenst, mit dem Beile in der Hand.

„Bitten und Thränen des redlichen Bruders vermochten nichts mehr über ihn, die unheilschwangere Stunde war zu nahe, und von der Gluth der Leidenschaft jeder fromme Entschluß versengt. Joseph stieß den warnenden ihn beschwörenden Bruder mit Gewalt von sich, und nur als dieser, aufs äußerste getrieben, ihm ernstlich versicherte, daß er, da nichts helfen wolle, auf der Stelle nach dem Dorfe zurücklaufen und die Gerichte zu Hülfe rufen werde, ließ er sich endlich wie ein Träumender von Traugott fortziehen.

„Gott schenke jedem Schwachen einen solchen Bruder!“ sagte Wanger.

„Die Brüder hatten das entgegengesetzte Ende des Teichdammes glücklich erreicht, und die Nacht war eingebrochen; da erscholl plötzlich von der andern Seite herüber Suschens gellender Gesang. — — „Halt! — sie kommen!“ ruft Joseph, reißt sich wie wahnsinnig von dem Bruder los und springt nach der hohlen Weide zurück. Traugott weiß nicht wie ihm geschieht, er kennt das verabredete Zeichen nicht, und bleibt bestürzt stehen. — —

„Herzensjunge, stehe nicht; lauf zu, und verdirb dem Teufel sein Spiel!“ rief der Förster; „oder sperre wenigstens auch das Maul auf und singe mit lauter Stimme ein geistliches Lied!“

Traugott bleibt bestürzt stehen — da hört er einen dumpfen Schlag — und kurz darauf den Bruder Joseph kläglich um Hülfe rufen. Mit zwei Sätzen ist er zur Stelle, am Boden liegt Joseph; der nur leicht verwundete Schmied kniet ihm auf die Brust und drückt ihm mit starken Fäusten die Gurgel zu; nur noch schwach röchelt er nach Hülfe. Da war in dem treuen Bruderherzen alles vorausgegangene vergessen, nur den sterbenden halberwürgten Bruder erblickt er, nur der Schmied ist ihm jetzt der Mörder. In Angst und Verzweiflung faßt er das vor ihm liegende Beil, und die Hand, die den Bruder vom Verbrechen zurückhielt, spaltet, ihn zu retten, jetzt selbst dem Schmied den Kopf.

„O du armer, armer Traugott!“ sagte die Wöchnerin leise, und beugte sich still auf die Wiege ihres Neugebornen.

„Und die Frau Wittwe hielt nun Hochzeit?“ — fragte die Geheime Hofräthin.

„Ihre Absicht war allerdings erfüllt,“ fuhr der Doktor fort; „aber sie blieb allein bei dem Erschlagenen, denn die Brüder, jetzt einander treuer als je, verließen sie und überlieferten sich auf der Stelle den Gerichten, jeder bemüht, die Schuld allein auf sich zu nehmen.

„Und wie fiel der Spruch des menschlichen Richters?“ fragte der Amtmann.

„Dem armen Traugott wurden acht Jahre, und dem Joseph zwölf Jahre Zuchthaus zuerkannt, Suschen aber auf Lebenszeit in das Strafhaus gesetzt.“

Nach einer Pause hob Wanger an: „Der Sekretarius könnte aus dieser Geschichte wohl manches wichtige Merke! herausheben, und zum Schlusse als Warnungstafel hinstellen. Es dünkt ihm aber, daß die ganze Begebenheit ohne Zusatz und Erklärung für Alt und Jung, für Schwache und Starke ein gewaltiges Merke! sey, und er fügt deßhalb nur die Worte der Bibel hinzu: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet.“ —

IV.

Das weiße Lamm und der schwarze Bär.

„Der Gottlose ist verstrickt in den Werken seiner Hände.“
Psalm 9, V. 17.

Greif, der Gastwirth. Hast du den gnädigen Herrn zu Bette gebracht, Lorenz?

Lorenz, der Sohn. Ja, Vater!

Greif. Hat er dir nichts mehr gesagt — nach nichts weiter gefragt?

Lorenz. Er will das Frühstück morgen um fünf Uhr haben und um sechs Uhr abreisen.

Greif. Gut, bestell' es in der Küche. Ich meine aber nur, ob er dich weiter nach nichts gefragt, ob er sich nicht gewundert hat über den schönen neuen Gasthof?

Lorenz. Nein, er hat sich nicht gewundert, aber die Zimmer hat er gelobt.

Greif. Das ist gut! Ich kann das Verwundern nicht leiden, man hat keine rechte Antwort darauf. Aber was ich sagen wollte, er hat sich also gar nicht gewundert? —

Lorenz. Nein doch, gar nicht.

Greif. Nun, dann wollen wir uns ruhig zu Bette legen.

Lorenz. Nein, so trocken leg' ich mich nicht aufs Ohr! Ihr habt dort eine angerissene Flasche Wein in den Schrank gesetzt, gebt sie heraus, über Nacht wird sie sauer.

Greif. Bist du klug, Junge? immer willst du Wein trinken; hab ich dich nicht zum Marqueur gemacht, und dir eine neue grüne Schürze vorgebunden? Bekommst du von den Herrschaften nicht Trinkgelder, und ich soll dich noch im Weine freihalten?

Lorenz. Ja, das sollt ihr! ich hab ihn euch verdienen helfen. Was gehen euch meine Trinkgelder an? — Ich muß sie saurer erwerben, als ihr den ganzen neuen Gasthof erworben habt.

Greif. Halt's Maul, Bube!

Lorenz. Und frei halten müßt ihr mich in allem, ihr habt mir's zugesagt, wißt ihr's nicht mehr?

Greif. Sprich doch leiser, dummer Junge; du wirst doch Spaß verstehen! — Hole nur die Gläser, wir wollen die Flasche noch trinken. (Lorenz holt Gläser.) Aber da bist du mir wieder in den Kirschen gewesen, und hast mir die Hände nicht gewaschen; sieh nur, die Finger sind noch ganz roth. Pfui, wie sieht das eklich aus! Ich kann die rothen Flecken nun einmal nicht leiden.

Lorenz. Ihr haltet es wohl gar für Blut? Könnt ihr kein Blut sehen?

Greif. Soll ich dir eins an die Ohren geben? Genug, du wäschst dir die Hände, und das im Augenblick. (Lorenz geht brummend und wäscht sich die Hände, der Vater setzt die Flasche und die Gläser auf den Tisch.) Komm her, Lorenzchen! du bist ein guter Junge, trinke eins! Ein Gläschen Wein schmeckt doch besser, als ehemals der Kornfusel.

Lorenz (trinkt). Das wollt' ich meinen! und es ist gut, daß sich der Mensch so leicht an den Wein gewöhnen kann. Vor drei Jahren, als unser elendes Schenkhaus noch stand, da wußte ich nichts von Wein, und jetzt —

Greif. Ja jetzt — in solchen Gasthäusern wie das unsrige, da gehts anders her. Was war das sonst für ein räncheriges Loch, und jetzt die schönen Zimmer und die großen Fenster.

Lorenz. Die Fenster sind zu groß, sie machen die Stube zu hell, daß man auch nicht ein dunkles Winkelchen hat, um sich verstohlen die Backen zu reiben, wenn ein verfängliches Wort fällt, und man einmal blaß wird.

Greif. Brauchst nicht zu reiben, halt das Tuch vor's Gesicht, und sprich, du habest Nasenbluten.

Lorenz. Nasenbluten? — Ihr könnt ja kein Blut sehen!

Greif. Du sollst das Maul halten.

Lorenz. Und was mir am Gasthof auch nicht gefällt, das ist das Schild.

Greif. Warum? — der schwarze Bär kostet mich fünf Thaler zu malen.

Lorenz. Ja, eben der schwarze Bär! Sonst hieß unsere Schenke „zum weißen Lamm!" — weßhalb habt ihr das Lamm weggeworfen, und den großen Bär mit dem rothen Rachen über der Hausthür aufgehangen? Mir ist's immer, wenn ich ihn sehe, als müßten mich die Leute fragen: ob der Bär das Lamm gefressen? — Was soll ich dann antworten?

Greif. Nichts sollst du antworten, sondern fortgehen; du mußt solchen dummen Gedanken nicht Raum geben; der Bär hängt einmal dort oben, brauchst ihn nicht anzusehen. Trink' eins!

Lorenz. Schenkt noch einmal ein, Vater! Ihr habt doch klug gethan, daß ihr das viele Geld verbaut habt. Der schöne Gasthof steht fest, der Grund ist tief gelegt, den können sie euch nicht wieder wegnehmen, aber das Geld! — —

Greif. Still davon, Lorenz! Das Haus steht nun zwei Jahre, alles ist vergessen, es wundert sich kaum einer mehr darüber. Das Geld hat gut gethan, wird auch noch weiter gut thun. Aber still davon! drück' ein Siegel auf den Mund, trinke Wein! Keinen Hauch über die Lippen, Herzensjunge, die Wände haben Ohren.

Lorenz. Für mich sorgt nicht! Ihr aber habt zuweilen närrische Manieren an euch. Es ist auch gut, daß die Mutter vorher gestorben war, sonst wär' es nicht verschwiegen geblieben.

Greif. Ja, die Mutter! — die wollte immer alles erbeten, aber bis hier herunter sieht und hört der Himmel nicht. Nun, jetzt ist sie oben. Du hast Recht, es ist gut, daß sie nichts erfuhr.

Lorenz. Wenn sie's aber jetzt wüßte, sie schrie noch im Himmel Ach und Weh!

Greif. Um Gotteswillen, Junge! schrei doch nicht so! Besinn' dich doch! Hörst du nichts? es geht doch wohl noch immer ein Murmeln unter

den Leuten umher über unſern Wohlſtand, und du willſt Ach und Weh ſchreien? — Was ſprechen wir doch immer von ſolchen Dingen; trinke deinen Wein aus, wir wollen zu Bette gehen.

Lorenz. Horcht! draußen rollt ein Wagen, es kommen Fremde!

Greif. Nun dann geſchwind hinaus! führe ſie herein. Es iſt ja Nacht, du ſiehſt den ſchwarzen Bären nicht.

(Lorenz eilt hinaus. Greif räumt die Flaſche und Gläſer weg, und zündet Licht an. Lorenz tritt bald mit einem wohlgekleideten Reiſenden herein.)

Der Fremde. Guten Abend, Herr Wirth! Kann ich bei Ihnen übernachten?

Greif. Ei freilich, freilich! Es logiren zwar oben ſchon vornehme Herrſchaften, aber für Ew. Gnaden iſt noch anſtändiger Platz vorhanden. Doch wohl zwei Zimmer? Marqueur, in Nr. 4 und 5.

Lorenz. Sehr wohl!

Der Fremde. Wenn Sie Raum haben, ſo wünſchte ich einige Tage hier auszuruhen.

Greif. Viel Ehre für mich und mein ſchlechtes Haus. Dann muß ich aber gehorſamſt bitten, mir den wertheſten Namen, Charakter und Geſchäfte gefälligſt aufſchreiben zu wollen.

Der Fremde. Sind Sie ſo neugierig?

Greif. Verzeihung! nicht ich — die Polizei hier iſt wachſam und ſtrenge.

Der Fremde. So? Hat ſie dieß nöthig? — Iſt die Gegend hier wirklich unſicher?

Greif. Bewahre Gott! nur Vorſicht.

Der Fremde. Vorſicht hat man auch mir anempfohlen, hat mich vor dieſer Gegend gewarnt; es ſollen die Menſchen bisweilen hier verſchwinden, ſagt man — — drum beruhigt mich's, daß die Polizei wach iſt; denn ich mußte hierher reiſen.

Greif. Wach, ja erſtaunlich wach! Nun das iſt ja recht ſchön! Marqueur, Papier und Feder.

Lorenz (bringt es dem Fremden, heimlich zum Vater). Vater! was haltet ihr denn das Tuch vor dem Mund? Ihr blutet doch nicht etwa ſchon?

Der Fremde. Meine Geheimniſſe dürfen Sie und die Polizei alle wiſſen. (Er ſchreibt.) Ich heiße Oldenburg!

Lorenz (heimlich). Vater!

Greif. Ol — Olden — —

Der Fremde. Oldenburg, ein bekannter Name, Sie haben ihn ſicher ſchon gehört.

Greif. Daß ich nicht wüßte.

Der Fremde. Ich bin Kaufmann.

Lorenz (heimlich). Vater!

Greif. Marqueur fort! — lauf in die Küche, hole Wein aus dem Keller, der Herr Kaufmann Olden — —

Lorenz. Kommt mit! Ich gehe nicht allein in den Keller.

Der Fremde. Ich komme von Petersburg.

Greif (zu Lorenz beruhigend). So? — Hörst du wohl, von Petersburg kommt er!

Lorenz. Nun, das ist gut! Petersburg ist weit.

Der Fremde. Und reise in Familienangelegenheiten.

Greif. So ist's richtig! Nun fehlt nur noch, wohin? — —

Der Fremde. Muß ich das auch herschreiben?

Greif. Ja, die Polizei verlangt es so.

Der Fremde. O möchte sie mich doch lieber begleiten. Ich reise nach dem Gasthof zum weißen Lamm.

Greif. So? Zum weißen Bär — schwarzen Lamm, wollt' ich sagen — —

Lorenz (heimlich). Vater, haltet das Tuch vor; euch beben die Lippen, ihr sprecht ja irre.

Greif (leise). Schweig, Hallunke! (Laut.) Fort! trage Licht auf Nr. 4 und 5, decke den Tisch oben, der Herr will auf seinem Zimmer zu Nacht speisen.

Lorenz. Ich will gern gehen! (Ab.)

Der Fremde. Noch nicht auf mein Zimmer! Lassen Sie mich hier unten noch eine Stunde verweilen; Sie scheinen ein kluger, ehrlicher Mann; in Ihrem Hause sieht es ganz anders aus, als in den übrigen entlegenen Herbergen, die oft einer Diebshöhle gleichen.

Greif. Ja, ein ehrlicher Mann! Ich habe alles mühsam erworben.

Der Fremde. Das merke ich eben! Drum habe ich Vertrauen zu Ihnen, Sie sollen mir rathen.

Greif. Mit Vergnügen!

Der Fremde. Ich suche meinen verlornen Vater!

Greif. Verlornen Vater? wo ist er denn?

Der Fremde. Ja, wenn ich das wüßte. Vor drei Jahren reiste er auf dieser Straße; wir haben seitdem nichts wieder von ihm vernommen, und müssen fürchten, daß er einen gewaltsamen Tod gefunden.

Greif. Gott bewahre uns! — Wie hieß denn der liebe Vater?

Der Fremde. Sie haben ja geleſen, daß ich' Oldenburg heiße, mithin — —

Greif. Ach ja, ganz recht! (Hinaus rufend:) Marqueur! Wo nur der Bube ſteckt! — Marqueur, ſchaffe Wein! du brauchſt nicht in den Keller zu gehen, es ſteht noch eine Flaſche ganz alter im Schranke. Der gnädige Herr wollen Wein trinken — raſch!

Der Fremde. Laſſen Sie nur, Herr Wirth, und hören Sie mich. Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Sachſen.

Greif. Wie? — Ich denke in Petersburg.

Der Fremde. Nein, er nicht, ſondern ich bin dort etablirt. Er ſchrieb mir vor drei Jahren, daß er mich beſuchen, und mir eine bedeutende Summe Geldes mitbringen wollte; aber der Vater kam nicht, und auch kein Brief erſchien mehr von ihm. So warte und harre ich denn immer vergeblich, bis ich von Angſt getrieben vor einigen Monaten ſelbſt in meine Heimath eile. Aber, ach Gott! der Vater iſt nicht mehr dort, man glaubt ihn längſt bei mir in Petersburg, er iſt verloren; ich reiſe nun und ſuche ſeine Spur. Rathen Sie, helfen Sie mir, es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn.

Greif. Mein Schade? — Wie denn mein Schade?

Der Fremde. Auf dieſer Straße iſt mein Vater gereist! Hier gehe ich ihm Schritt vor Schritt nach; wo ich hinkomme, ruhe ich nicht, bis ich Nachfrage und Erkundigung auf der Stelle eingezogen, deßhalb —

Greif. Es iſt heute ſchon gar zu ſpät, die Mitternacht iſt nahe.

Der Fremde. Zu ſpät komm' ich wohl, um ihn zu retten, aber nicht, um die That ans Licht zu ziehen, die auch vielleicht in dieſer nächtlichen Stunde geſchah.

Greif. Marqueur! Wein! Wein! (Für ſich.) Zum Teufel, ich habe manche Nacht ſchon vertrunken, ſo vergeht ſie am ſchnellſten. (Lorenz bringt Wein, und Greif ſchenkt zwei Gläſer voll.) Trinken Sie, mein gnädiger Herr! trinken Sie! es iſt alter guter Ungar.

Der Fremde. Geben Sie; dieß war meines Vaters Lieblingswein! Ob er von dieſer Sorte vor drei Jahren wohl auch getrunken? —

Lorenz. Nein, den Wein haben wir erſt ſeit einem Jahre im Hauſe.

Greif. Halt's Maul!

Der Fremde. Aber Sie ſelbſt ſind doch ſchon lange hier Gaſtwirth?

Greif. Schon ſeit achtzehn Jahren.

Der Fremde. Erinnern Sie ſich nicht mehr eines alten freundlichen Mannes, mit Namen Oldenburg, der bei Ihnen vor drei Jahren geherbergt?

Lorenz (heimlich). Nicht doch, Vater!

Greis. Seit der letzten Krankheit ist mein Gedächtniß schwach geworden; wen ich nicht wieder sehe, der ist vergessen.

Lorenz (heimlich). Das war gut!

Der Fremde. Wird nicht Ihr Fremdenbuch — —

Greis. Damals hielt ich noch keines.

Der Fremde. Wann denn damals?

Lorenz. Vater! —

Greis. Vor zwei Jahren wollt' ich sagen; und woher wissen Sie denn auch, daß Ihr Vater gerade diese Straße gereist seyn soll? Es gibt viele Wege von Sachsen nach Petersburg?

Lorenz (heimlich). Das war noch besser, Vater.

Der Fremde. Ich kann mich nicht irren, denn er hat auf seiner Reise aus vielen Orten an die Seinigen zurückgeschrieben. Das letzte Briefchen ist, ohne nähere Angabe des Ortes, aus dem Gasthofe zum weißen Lamm datirt. Wo liegt denn dieser?

Greis. Hier finden Sie keinen Gasthof dieses Namens.

Lorenz. Nein, keinen dieses Namens; dieser Gasthof heißt zum schwarzen Bären.

Der Fremde. Manche Wirthe verändern ihre Schilder, und man vergißt sie dann; aber der Brief enthält eine Beschreibung der Personen selbst aus dem weißen Lamm, vielleicht erkennen Sie den Gastwirth daraus, und wissen mir zu sagen, wo er jetzt lebt.

Greis. Ich bin nicht weit umher bekannt, komme nicht aus dem Hause, habe zu viel zu thun; ein Gastwirth ist nicht des andern Freund; trinken Ew. Gnaden den Wein aus, und legen sich zur Ruhe, ich will mich die Nacht hindurch besinnen. Marqueur, Lichter!

Der Fremde. Gut, besinnen Sie sich während der Nacht; aber den Brief müssen Sie doch erst hören, davon kann ich nicht ablassen.

Lorenz (heimlich). Vater, laßt nur, ihr seyd nicht mehr blaß, ihr seht recht dunkelbraun aus.

Der Fremde. Nach mehrerem andern schreibt mein Vater folgendes: „Ein Unwetter überfiel mich heut, ich mußte in dieser elenden Dorfkneipe, zum weißen Lamm genannt, einkehren. Es ist mir hier unheimlich zu Muthe, und ich wollte, es würde schon wieder Morgen. Der Wirth ist ein untersetzter Mann mit schwarzen krausen Haaren und kleinen tückischen Augen."

Lorenz (heimlich). Vater — —

Der Fremde (liest weiter). „Sein Sohn, ein häßlicher rothköpfiger

Menſch, mit einem von den Blattern ganz zerriſſenen Geſichte, heißt Lorenz."

Lorenz. Herr Gott! mir blutet die Naſe. (Er will fortgehen.)

Greif. Du bleibſt hier! Geh dort in den Winkel und laß bluten!

Der Fremde (lieſt weiter). „Man hat mir ein Dachkämmerchen und ein elendes Bett angewieſen. Dieſen Brief will ein Fuhrmann mitnehmen, der noch in dieſer Nacht wieder aufbricht. Ich lege mich mit Gott ſchlafen, er ſchütze euch und mich!" — Nun, Herr Wirth, kennen Sie keinen ſolchen Gaſtwirth mit einem ſolchen Sohne?

Greif. Nein, nein!

Lorenz. Nein, nein!

Der Fremde. Hier habe ich ein wohlgetroffenes Bild von meinem alten armen Vater. Hätte ich ein ſolches nur auch von dem Wirthe zum weißen Lamm, dann wollt' ich ihn wohl erkennen. Betrachten Sie dieß Bild einmal. Nehmen Sie!

Greif. Ich verſtehe nichts von Bildern. Fort damit!

Lorenz. Ich auch nicht.

Der Fremde. Was iſt Ihnen? Ihre Hände zittern.

Greif. Ich bekomme manchmal das Zittern, nicht wahr?

Lorenz. Ja, er hat oft das Zittern an den Händen.

Der Fremde. Trinken Sie doch ein Glas Wein, das wird helfen.

Greif. Nein, keinen Tropfen mehr! Ich bin krank!

Lorenz. Ja, ihr ſeyd blaß wie die Wand, Vater — legt euch nieder! Kommt zu Bette, Vater! Ach mein armer Vater!

Der Fremde. Das alſo iſt Ihr Sohn?

Greif. Es iſt der Eſel, der Marqueur!

Der Fremde. Sehen Sie nur erſt das Bild hier einmal an, haben Sie dieſe ehrwürdigen Züge nie geſehen?

(Er hält es ihm vor.)

Greif. Herr! thut mir das Bild aus den Augen! Fort, Bube, ſieh dir's nicht an!

Lorenz. Nimmermehr!

Der Fremde. Warum erſchreckt euch dieß freundliche Bild? — Ja, wenn der Mann wie ein Geiſt des Nachts vor eurem Bette erſchiene, mit blutiger Bruſt, mit zerſchmettertem Gehirn, und euch als ſeine Mörder erweckte! —

Greif. Was, Herr? Mörder, Herr! — Er glaubt doch nicht, daß ich und mein Sohn — — Was glaubt er? was denkt er? was will er von uns?

Lorenz. Seyd ſtille, Vater! kommt zu Bette oder trinkt Wein! euch wird ja ſchlimm, ihr ſinkt um?

Greiſ. Halt's Maul! mir wird ja öfters ſo ſchlimm; nicht wahr, Lorenz?

Lorenz. Ja, euch wird öfters ſo ſchlimm.

Der Fremde. Heißt euer blatternarbiger rothköpfiger Sohn Lorenz?

Lorenz. Herr Jeſus, Vater! ich bin's nicht.

Greiſ. Fort, fort! — Bringt mich zu Bette!

Der Fremde. Nun noch eins! Ich ſehe, Sie ſind bewegt, Sie nehmen Theil an meinem Schickſal. Mein Vater wurde gewiß von dem Wirthe im weißen Lamm und von deſſen Sohn Lorenz erſchlagen. Man erzählte mir im letzten Orte, daß um jene Zeit ein Ermordeter im Walde gefunden worden ſey, tief im Gebüſch verſteckt und durch die Verweſung faſt unkenntlich. Das war ſicher mein Vater! Ich bin heut bei dem Grabhügel geweſen. Er iſt nah am Wege aufgeworfen; ach, kein Grashalm wächst darüber, nur von dürren Baumäſten hatte eine fromme Hand ein Kreuz darauf geſtellt; waren Sie etwa dieſer Edle?

Greiſ. Gott im Himmel erbarme dich! Was will der Menſch von mir? Das Grab am Wege? Kein Grashalm darauf? Ein Kreuz? Ich hätte ein Kreuz — was ſpricht er, was will er?

Lorenz. Ach Vater, ach Vater! hab' ich denn blutrothe Haare?

Der Fremde. Zu jenem Grabe will ich morgen wieder hin. Ihr beide ſollt mich zu der blutigen Stelle begleiten, ſollt mir das Grab öffnen helfen. Dann will ich die theure eingeſchlagene Stirn küſſen, mir eine graue Locke als Andenken mitnehmen, und ihr ſollt Zeugen dabei ſeyn. Nicht wahr? Ihr kommt mit mir, und helft mir dann den Wirth vom weißen Lamm aufſuchen. Hier ſind ſechs Goldſtücke für eure Gefälligkeit und hier iſt das Kreuz, welches ich vom Grabe mitgenommen; hebt mir's auf bis morgen.

Greiſ. Lorenz! rühre das Blutgeld nicht an, du verbrennſt dir die Hände. Da iſt das Kreuz und dran das Lamm — Halte mich, Lorenz, die Erde wanket, der Himmel glüht, deine Haare brennen wie Feuer!

Lorenz. Hu, Vater! und eure Haare ſind ſchwarz wie der ſchwarze Bär.

Greiſ. Herr Jeſus! — fort mit dem dürren Kreuze, ich kann es nicht nehmen. Es iſt aus! ich ſinke! das Lamm wimmert, und der ſchwarze Bär heult! Herr! umfaßt das Kreuz und betet! Reißt das Grab auf und legt mich hinein! Es iſt euer Vater, ich hab ihn erſchlagen! —

Scenen aus einem Bade.

Das Concert war beendigt. Signora Trillini hatte zierlich ihren letzten Knicks gemacht, und der Beifall, der, als sie den Saal verließ, mit lautem Toben hinter ihr herrauschte, brannte noch lange auf den gefälligen Händen nach.

„Aber, mein Gott!“ sagte die Gräfin, „es regnet ja, und den Wagen hab' ich nicht bestellt!“

„Vertrauen Sie mir so wenig?“ flüsterte der Hofmarschall. „Kaum sah ich die ersten Tropfen an das Fenster schlagen, so war für mich Musik und Gesang verloren; ich dachte nur an Ihren Wagen, und schlüpfte durch das unerhörte Gedränge. Glücklicherweise fand ich meinen Kammerdiener im Vorsaal; er horchte an der Thür, denn er ist auch ein Verehrer der Kunst, und so ward denn alles bestellt, und jeder Ihrer Wünsche ahnend erfüllt.“

Gräfin. Ich danke! aber wohin jetzt? — Ach, ich hätte so gern die süße Stimmung des Gemüthes, die holde Blüthe des Gesanges, in freier Natur ausklingen lassen, aber nun — —

Hofmarschall. Ist es Ihnen zu früh, Gnädigste, nach dem Salon zu fahren? Ich dächte, eine Partie Whist — —

Gräfin. Ich bin ungern im Salon; man findet dort so gemischte Gesellschaft, und muß mit allem vorlieb nehmen. Indeß wenn Sie meinen — — Ein Kammerherr drängte sich an die Gräfin und sprach: Se. Durchlaucht, der Herzog, lassen sich Ew. Gnaden empfehlen und anfragen, ob Sie in Ihrem Wagen nicht noch einen Platz für seine Prinzeß Schwester haben? Der unvorsichtige Stallmeister hat nur die zweisitzige Batarde vorfahren lassen, und Se. Durchlaucht sind so von dem Gesange enchantirt, daß sie die Signora selbst nach Hause bringen wollen.

Gräfin. Wenn die Prinzeſſin der Signora weichen muß, ſo findet ſie bei mir Platz.

Der große Geſellſchaftsſaal füllte ſich bald mit verſchiedenen Badegäſten, denn das Gewitter ſchien heraufkommen zu wollen. Man ging im Geſpräch auf und ab, eilte zu den Karten, oder ſetzte ſich an kleinere Tiſche zuſammen, um Erfriſchungen einzunehmen.

„Ich danke Gott," ſagte der penſionirte Oberſt, „daß endlich das Concert ein Ende hatte. Das Gedränge und die Hitze waren ja ſo groß, daß die Leute die Mäuler aufſperrten, als wollten ſie alle mit ſingen. Laſſen Sie uns eine Flaſche Rheinwein zur Kühlung trinken."

„Meinetwegen!" entgegnete der alte Geheimerath. — „Aber die Trillini ſingt doch vortrefflich; eine ſolche Kehle bleibt doch eine köſtliche Gabe der Natur."

Oberſt. Mehr werth als das große Loos. Die Nachtigallenkehle fuhr auch in des Herzogs Wagen.

Geheimerath. Und der alte kranke Schulrath P., der Stifter der großen Erziehungsanſtalt zu H., mußte neben her im Regen nach Hauſe gehen. Was kümmert ſich ein Fürſt um einen ſolchen Mann!

Oberſt. Es geſchieht ihm recht; warum kann er nicht ſingen oder tanzen. Ich ſah ihn ſchleichen, nahm ihn unter meinen Regenſchirm, und führte ihn ſo nach Hauſe.

Geheimerath. Es bleibt doch eine nicht zu erklärende Erſcheinung, daß der Menſch über eine bloß zufällige Naturgabe nicht allein ſein Wohlgefallen äußert, ſondern ſie dem Beſitzer ſo hoch anrechnet, und ihn nicht allein mit Geld, ſondern auch mit Achtung überhäuft, als gäbe ihm die körperliche Fertigkeit einen moraliſchen Werth, indeß er das wahre Verdienſt kaum über die Achſel anſieht.

Oberſt. Mir iſt das ſehr erklärlich. Die Tugend und das Verdienſt iſt ein Muß, es heißt: du ſollſt mit Kopf und Herzen dem Vaterlande nützen, du ſollſt dich für daſſelbe krank arbeiten, dich todt ſchießen laſſen, das dank' dir der Teufel! — und darum braucht man's nicht ſonderlich zu bezahlen, denn es gehört dem Vaterlande, weil es ſeiner nicht entbehren kann. Aber die helle Kehle und die flinken Beine verlangt das Vaterland nicht, weil ſie ihm viel koſten und wenig nützen würden; darum kann ſie der Eigenthümer behalten und verkaufen, wie er will, für Geld und für Hochachtung, was man ihm gibt.

Geheimerath. Und mancher gibt die Hochachtung noch lieber als das Geld, weil er die erſte ſelbſt münzen kann.

Die beiden Freunde ſetzten ſich mit ihrem Rheinwein in ein Fenſter.

Nahe bei ihnen ſchob der Marqueur ein Tiſchchen an die Wand, woran ein ſchwarz und ein grau gekleideter Mann Platz nahmen, um ihren Thee zu trinken.

Der Schwarze. Wie haben Sie Ihren Nachmittag zugebracht?

Der Graue. Ich bin auf die Berge geſtiegen. Die Gegend iſt ſchön. Jetzt aber fühle ich mich ermüdet und will mich durch eine Taſſe Thee erquicken.

Der Schwarze. Sie waren alſo nicht im Concert?

Der Graue. Nein, ich hätte ſie wohl gern mögen ſingen hören. Allein der Arzt und die Badereiſe koſten mir viel Geld, und das Entrée überſtieg bei weitem meine Kräfte.

Der Schwarze. So iſt mir's auch gegangen. Ich habe meine kranke Mutter bei mir; fünf Thaler ſind nicht ſo leicht erworben. Ein ſolcher Genuß iſt nur für Reiche.

Der Graue. Was mag denn Signora Trillini heut geſungen haben?

Der Oberſt (ſich zu ihnen hinbeugend). Kann Ihnen mit einem Zettel dienen, da ſteht's drauf.

Der Graue (den Zettel leſend). Wie? — Zwei neue Lieder von X.? — Kennen Sie den Dichter und Komponiſten?

Der Schwarze. O! hätte ich doch fünf Thaler entbehren können. Meine Worte und Ihre Melodien möchte ich wohl aus dem Munde der Trillini gehört haben.

Der Graue. Ich auch! aber die beiden Lieder haben mir kaum ſo viel eingebracht.

Der Schwarze (nach der Thüre zeigend). Sehen Sie! Tritt dort nicht der Schauſpieler in den Saal, der geſtern in meiner Tragödie den Helden ſpielte?

Der Graue. Ja, er iſt's! Ein ſchöner Mann! Ich dächte, er hätte gut geſpielt.

Der Schwarze. Im Ganzen recht brav, mit Wärme und Ausdruck. Doch hatte ich mir ein anderes Leben in mein Stück gedacht, was ich auf der Bühne nicht fand. Ich möchte ihn wohl um manche Abänderungen befragen, die man ſich hier erlaubt hat. Er kommt uns näher. Verrathen Sie mich nicht, ich will unerkannt bleiben.

Der Schauſpieler ſah ſich nach einem Platze um; der Schwarze bot ihm einen Stuhl; er nahm ihn höflich dankend an, ſetzte ſich zu ihnen und ließ ſich eine Flaſche Champagner geben.

Der Schwarze. Wir ſind Ihnen für den uns geſtern gewährten Genuß vielen Dank ſchuldig! Sie haben vortrefflich geſpielt.

Schauſpieler. O, ich bitte! das Stück ſpielt ſich von ſelbſt. Der Dichter hat bei einer ſchönen Sprache ſeine Charaktere gut gehalten, viel Affekt in die Hauptrolle gelegt, der immer viel Effekt macht, und ſo wird es dem Schauſpieler leicht.

Der Schwarze. Ich habe das Stück im Manuſcript geleſen, dort aber manches anders gefunden, als ich es geſtern auf der Bühne ſah.

Der Schauſpieler. Das kann wohl ſeyn; man muß den Herrn Dichtern nachhelfen, ſie kennen ihren eigenen Vortheil zu wenig.

Der Schwarze. Aber der Dichter legt doch auf manches einen Werth, was dem Schauſpieler eine Kleinigkeit ſcheint, und er als ſolche auch willkürlich behandelt. Der Dichter hat manche Scene in ſeiner Zuſammenſtellung ſich ſo ergreifend gedacht. Aber der Schauſpieler bleibt ihm nicht treu, und der Sinn geht verloren.

Schauſpieler. Mag er verloren gehen, ein beſſerer tritt an die Stelle. Glauben Sie mir, hinter dem Schreibtiſch wohnt weder Erfahrung noch Leben; man müßte ja aus der Haut fahren, wenn man den Dichtern treu bleiben wollte. Sie verſtehen gewöhnlich nicht das Geringſte vom Sceniſchen. Es ſollte niemand ein Drama ſchreiben dürfen, der nicht ſelbſt Schauſpieler iſt.

Der Schwarze. Leſſing ſagt: Raphael wäre immer der größte Maler geweſen, wenn er auch keine Arme gehabt hätte; und ſo iſt mancher Dichter ein großer Schauſpieler, ob er gleich niemals die Bühne betreten hat. Aber ſie ſprachen von dem ſceniſchen Weſen; erlauben Sie mir deßhalb eine Frage: Warum ließen Sie in der Schlußſcene des geſtrigen Trauerſpiels nicht, der Vorſchrift des Dichters gemäß, die Geliebte in den Armen des Ritters ſterben? Warum mußte ſie neben ihm auf dem Stuhle verſcheiden, wo zwei andere Perſonen ſie zu halten genöthigt waren, damit ſie nicht herunterfiel? Es brachte etwas Störendes und Kaltes in den letzten Augenblick.

Schauſpieler. Wie? — und Sie können noch fragen? Soll der Held die letzten ergreifenden Worte ohne Geſtus ſprechen? Soll das Halten der Leiche ihm den edlen Gebrauch ſeiner Hände tödten? Hat Ihnen die geballte zitternde Fauſt nicht gefallen, die ich zum Himmel empor hielt? — Nein, die Hände muß der Schauſpieler frei haben im tragiſchen Moment, denn ſie ſind die Fittige, durch deren gewaltiges Schlagen er ſich allein aufſchwingen kann. Apropos! Man ſagt, der Dichter werde auch hier bei uns erwartet. Ich freue mich auf ſeine Bekanntſchaft, er ſoll manches von mir lernen. Marqueur! Noch zwei Gläſer, wir wollen den Dichter leben laſſen.

Der Schauspieler bewirthete die beiden Theetrinker mit Champagner, und wurde dann von einigen jungen Officieren abgerufen und in ein Nebenzimmer geführt, wo man Pharo spielte.

Während dessen hatte der Hofmarschall in die Nähe dieser beiden Tische den Spieltisch für die Gräfin geordnet. Eine Hofdame und ein apanagirter Prinz waren die Mitspielenden.

Hofdame. Aber warum können wir nicht im Nebenzimmer unsere Partie spielen? Man ist hier wie ausgesetzt unter dem Volke.

Prinz. Der Herzog hat die Nebenzimmer zu dem Künstlersouper, welches er heut Signora Trillini und Madame Balance zu Ehren gibt, in Beschlag genommen. Ich glaube, wir sind alle dazu geladen?

Man bejahte es.

Hofmarschall. Und finden wir auf diesem Fleckchen Erde nicht auch herrliche Nachbarschaft? Sehen Sie, den Herrn Geheimerath, und den Herrn Obersten.

Man begrüßte sich gegenseitig, die Karten wurden gezogen und das Spiel begann.

Der Oberst (sich zum Schwarzen hinüberbeugend). Hören Sie! war der Mensch ein Komödiant?

Der Schwarze. Zu dienen, und ein recht braver Künstler.

Oberst. Ich dächte, er wäre grob geworden? — Nicht?

Der Schwarze. Nein! — er war nur eifrig.

Hofmarschall (der es gehört). Ich lobe mir die Signora Trillini; wie hoch steht sie über alle Künstler, und wie bescheiden sind ihre Anforderungen?

Geheimerath. Bis auf das Entrée. Das ist aber auch das einzige, was sie zu fordern braucht; denn das übrige trägt man ihr alles entgegen.

Hofmarschall. O stoßen Sie an auf ihr Wohl! — Stoßen Sie an, meine Herren, Sie haben ja Wein!

Oberst. Ist nicht mehr nöthig; es ist ihr schon wohl genug bei der schönen Einnahme, die leichter verdient ist als eine Pension.

Hofmarschall. Sie ist die Fürstin der Künstler, sie muß auch als Fürstin leben können.

Gräfin (empfindlich) Geben Sie doch Achtung auf das Spiel, und denken Sie nicht immer an die Sängerin.

Hofdame. Dieß sind doch zwei höchst genußvolle Nachmittage; heut das himmlische Concert und das Souper beim Herzog, und morgen das noch göttlichere Ballet und die Solotänze der Madame Balance.

Gräfin. Man lobt das neue Trauerspiel von gestern; allein ich

habe mich schrecklich darin ennuyirt; keine neue Dekoration, altes Kostüm! — Man hat gar nichts zu sehen.

Geheimerath. Man soll auch nicht bloß sehen, man soll hören wollen, meine Gnädige.

Prinz. Bitte um Entschuldigung! — Es heißt Schauspielhaus und nicht Hörspielhaus.

Hofdame. Und glauben Sie mir, die Schauspieler sind jetzt so arrogant, daß man riskirt, blamirt zu werden. Denken Sie nur, neulich kommt die berühmte Madame Käster in unsere Residenz, und gibt als Gastrolle die Sappho. Sie spielte superb, auf Ehre, allerliebst! — ich habe müssen die Augen zumachen, als sie vom Felsen ins Wasser sprang. Der ganze Hof applaudirte, das Parterre rief sie heraus.

Geheimerath (lächelnd). Nach dem Tode?

Gräfin. Nun? — und warum nicht? Das Spiel kann nicht immer fortdauern.

Der Schwarze (für sich). O du unbegreifliches Publikum, das sich den letzten Tropfen der Täuschung, wie in einem Badehause, sorgfältig abwischt, um nur recht trocken an die Luft treten zu können.

Hofdame. Aber was geschieht? — Sie kommt nicht!

Hofmarschall. Wie? sie kommt nicht? — und welche Entschuldigung?

Hofdame. Gar keine! Statt ihrer erscheint der alte Diener der Sappho — — wie heißt er doch? — — Ram — Rammel —

Prinz. Rhamnes, mein Fräulein.

Hofdame. Richtig, Rhamnes, und sagt da ein paar kauderwelsche Verse her — — Warten Sie, der Kammerjunker hat sie mir aufgeschrieben, er hat sie sich zu verschaffen gewußt. Hier! lesen Sie selbst.

(Sie nimmt ein Blättchen aus ihrer Brieftasche.)

Hofmarschall (laut lesend).

Was ruft ihr sie? — verstummt sind Sapphos Lieder!
Die Sängerin verschläft ihr tiefes Weh! —
Der Orcus gibt die Herrliche nicht wieder,
Und Phaon holt nicht die Eurydice.
Beweint sie still, glaubt, daß sie wahr vollendet,
Dann erst habt ihr den Lorbeer ihr gespendet.

Geheimerath. Bravo, bravo! — und was geschah?

Hofdame. Man ließ es sich gefallen und applaudirte aufs neue!

Der Schwarze (begeistert). Die Sappho ist unter ihren Griechen gestorben! — O du erhabenes Publikum! Es soll leben!

(Er trinkt Thee.)

Der Graue. Nein! die Künſtlerin ſoll leben, die im Gefühl ihrer Größe das Publikum zu ſich hinauf zog.

Prinz. Und der König ließ ſie nicht aus dem Lande weiſen?

Hofdame. Nichts weniger! Man mußte ſich nach der allgemeinen Stimmung richten. Sie trat am folgenden Tage als Elvire in der Schuld auf, und ward mit dem ungeheuerſten Applaus empfangen; aber nicht die geringſte Verbeugung gegen das Publikum, nicht ein Wort des Dankes; ſie blieb an ihrer Harfe ſitzen wie ein Stock, und that als ſey ſie taub.

Der Schwarze. Du große Künſtlerin!

Prinz. Friedrich der Zweite ließ die Mara arretiren, als ſie nicht ſingen wollte. Man hätte die Madame Käſter auch Mores lehren ſollen.

Gräfin. So etwas riskirt man nicht bei unſerer Balance. Wiſſen Sie noch, Hofmarſchall, als wir ſie in Y. zuerſt in dem ſchönen Ballet, Ariadne und Theſeus, tanzen ſahen.

Hofmarſchall. Wer könnte das vergeſſen! Denken Sie, mein Prinz! — als die Göttliche vom Felſen ins Meer ſprang, battirte ſie zwanzigmal, ehe ſie verſchwand. Alles war entzückt, man rief: Bravo, ancora!

Gräfin. Und ſie zierte ſich nicht, und trat beſcheiden wieder auf.

Geheimerath. Das iſt luſtig. Sie kam doch trocken aus dem Meere?

Hofmarſchall (beruhigend). Freilich! es war ja nur Silberflor. Und nun ſtand ſie triumphirend auf dem Felſen mit ausgeſtrecktem rechten Füßchen zwei Minuten lang, und als ſie hinunter ſprang, battirte ſie zwei und zwanzigmal; auf meine Ehre!

Der Schwarze. Für die Gallerie vierundzwanzigmal, denn die konnte die Ariadne länger ſehen.

Die Flügelthüren öffneten ſich. Der Herzog, Signora Trillini und ein Kammerherr, Madame Balance führend, traten herein und giengen durch den Saal in die anſtoßenden Zimmer. Man ſtand auf und verneigte ſich.

Prinz. Wahrlich, der Herzog iſt ein ächter Mäcen; er ehrt die Kunſt im großen Künſtler.

Hofmarſchall. O, wenn ſie doch nach dem Souper uns noch eine Arie ſingen wollte.

Gräfin. Sie wird ſich erbitten laſſen; die Ehre, beim Herzog zu ſpeiſen, iſt doch wohl eine Arie werth.

Prinz. Und im ſchlimmſten Falle legen wir zuſammen.

Hofmarſchall. Nur die letzte Arie noch einmal, die letzte Arie! — wie hieß ſie doch?

Hofdame. Auf der Ankündigung ſtand der deutſche Text, ich glaube: „Welchem Ruf erwacht das Herz?“

Hofmarſchall. Richtig! Aber ſie ſang nur eine Strophe deutſch und legte dann ſüße weiche italieniſche Worte unter.

Der Schwarze (für ſich). O, mein armes deutſches Lied!

Prinz. Ohne die Cadenz wäre aber die Arie gar nichts werth geweſen.

Der Graue (beſcheiden aufſtehend). Um Verzeihung, welche Cadenz? — mir iſt keine in dem Liede bekannt.

Prinz. Dann bedaure ich Sie; ſie läßt ſich nicht beſchreiben.

Geheimerath. Nein, der Herr hat Recht. Ich kenne das Lied, es iſt eigentlich dort nur ein Halt in der Muſik.

Der Graue. Nicht wahr? nach den Worten: „Und du ſchläfſt nicht wieder ein?“

Hofmarſchall. Getroffen! — aber das zeigt eben die große Künſtlerin, daß ſie mit ihrem Reichthum dieß unbedeutende Lied zu ſchmücken und zu erheben wußte.

Prinz. Ja, und haben Sie wohl gehört, wie ſie bei jeder Strophe eine andere Variation auf die neue Polonaiſe künſtlich in die Cadenz einwebte?

Der Graue (zerbricht ſeine Taſſe). O ihr verdammten Seiltänzereien!

Prinz. Herr! waren Sie heut im Concert?

Der Graue. Nein, ich konnte es nicht bezahlen.

Prinz. So haben Sie kein Recht zu urtheilen!

Der Graue. Doch! — wenn ich das Recht auch nicht mit fünf Thalern erkaufte, ſo hab' ich das Lied doch gehört, wie es keiner mehr hören wird.

Hofmarſchall. Das iſt zum Todtlachen! — von wem denn und wo?

Der Graue. Von ungenannten Stimmen, auf meinem Zimmer.

Der Graue und der Schwarze ſtanden auf und gingen ſchweigend im Saale auf und ab.

Oberſt. Auf meine Ehre! ich glaube, die Kerls ſind dem Tollhauſe entlaufen.

Der Geheimerath ließ ſich die Badeliſte reichen und ſah nach den angekommenen Fremden. Ich habe mich nicht getäuſcht, ſprach er: der grau gekleidete Mann iſt der alte ehemalige Muſikdirektor X. Ich habe viel von ihm gehört, er hat treffliche Sachen componirt; von ihm waren auch die beiden ſchönen Lieder des heutigen Concerts; durch Krankheit und Unglücksfälle ſoll er verarmt ſeyn. Und der andere im ſchwarzen Anzuge

ist der Doktor Z., ein genialer Dichter, der Verfasser des gestrigen Trauerspiels.

Prinz. Die Herren nennen sich auch Künstler?

Geheimerath. Sind es auch!

Hofmarschall. Stehen aber tief unter den beiden Damen.

Die Partie war beendigt. Man stand auf. Der Kammerherr trat hinzu und meldete, daß sie im Nebenzimmer vom Herzog erwartet würden. „Wir werden heute," fuhr er fort, „einen göttlichen Abend haben; die Trillini wird zum Flügel singen, und die Balance wird tanzen. Aber, mein Theuerster," wendete er sich geheimnißvoll an den Geheimerath, „es sind zwei Couverts an der Tafel übrig, und der Herzog hat mir aufgetragen, noch zwei von den Badegästen einzuladen. Ich weiß niemand, der zu uns passen möchte. Wen meinen Sie wohl? Rathen Sie mir!"

Geheimerath. Dort gehen der Musikdirektor X. und der Doktor Z. im Saale auf und ab. Sie sind erst vorgestern hier angekommen; beide sind als Componist und Dichter berühmt, und ehrenwerthe Leute. Wenn der Herzog die Künstler wirklich schätzt —

Kammerherr. Charmant! Ich will Se. Durchlaucht selbst fragen.

Er eilte fort. Der Herzog trat alsbald in die Thür, und sah prüfend in den Saal, worauf er mit dem Kammerherrn heimlich sprach. Dieser kam zum Geheimenrath zurück, und flüsterte ihm ins Ohr: „Se. Durchlaucht haben befohlen, die Couverts weg zu nehmen; sie meinen, jene beiden Herren sähen ihnen zu pauvre aus, und paßten nicht in unsere heutige frohe Künstlergesellschaft!" —

Die Eingeladenen eilten hierauf zu dem Künstlersouper; der Graue und der Schwarze aber hinaus in die freie Natur, denn das Gewitter war längst vorüber. Sie ließen sich ein Tischchen mit ihrem frugalen Abendbrod in den Garten tragen, und hier, im Saale der Nacht, und in der Gesellschaft der riesigen mondbeglänzten Gebirge, nahmen höhere und edlere Gestalten, als bei dem Souper des Herzogs, an ihrer Tafel Platz.

Das Begräbniß.

Eine Erzählung.

(Zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.)

Hat dich das erste Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen wirklich so angezogen, daß du die Schilderung der ganzen Reise verlangst? Wenn ich sie dir auch einst versprochen habe, so erlaß mir jetzt immer meine Zusage. Es gibt Perioden im Leben, die nur in stummer Erinnerung fortleben wollen. So geht es mir eigentlich auch mit jener Reise. Das zarte Verhältniß der Freunde zu einander, die sie unternahmen; der warme Maitag der Jugend, der ihnen den langen Weg erhellte, und nach den kurzen Frühlingsgewittern nur desto sonnenklarer sie wieder umfing; die unzähligen kleinen Zufälle und Begebenheiten, die nur vor ihren ahnungsvollen Herzen eine tiefere Bedeutung erhielten, und die heiligen Stunden der Mittheilung, in denen ihre offnen liebenden Gemüther, kein Geheimniß vor einander habend, die unsichtbaren Psychenflügel entfalteten, um in den Aether sich erheben, und aus ihm glänzender zur Erde zurückzukehren, den krystallenen Regentropfen gleich, die wie ein unsichtbarer Nebel aufsteigen und erst im Herabsinken den wunderherrlichen Farbenbogen auf den dunkeln Hintergrund des Lebens werfen. Dieß alles ist eine immer frische Quelle, aus welcher das Herz seinen Trost, und die Phantasie ihre schönsten Bilder schöpft. Aber der dunkle, sie stets nur erfrischende Schatten des Geheimnisses darf ihr nicht genommen werden, sonst vertrocknet sie.

Deßhalb, da du wieder aus ihr schöpfen willst, magst du auch nur mit einem Becher voll wieder vorlieb nehmen — mit einem Bruchstück.

Ich hatte mit meinen Freunden Italien und die brittischen Inseln durchzogen, und wir sehnten uns nach Deutschland, in unsere Heimath um so mehr zurück, als Müllers Gesundheit zu wanken begann, da besonders Schottlands rauhere Gebirgsluft seine Brust verletzt zu haben schien. Die Seekrankheit, die ihn bei der Ueberfahrt befiel, wirkte noch nachtheiliger auf ihn; und die Aerzte riethen dringend den Besuch eines Bades an. Die Jahreszeit hierzu war eingetreten, wir beschlossen deßhalb, den Freund in unserer bisherigen Verkleidung dorthin zu begleiten, und die Badezeit noch als Schlußgericht der reichbesetzten Pilgertafel mit einander zu genießen. Wir wählten ein im Gebirge liegendes Bad, und zogen von der letzten Station wie lustige Prager Studenten zu Fuße dort ein.

Aber nun sollten wir auch aufspielen; man wollte Musik hören und tanzen, und die Unternehmer solcher Vergnügungen konnten nicht begreifen, weßhalb wir uns in einen einträglichen Contrakt mit ihnen nicht einlassen, sondern nur nach Belieben und ohne Bezahlung die Gesellschaft bisweilen mit Musik erfreuen wollten. Wir bedurften aber des Geldes nicht mehr, denn England hatte unsere Kasse so reichlich versehen, daß wir im voraus berechnen konnten, sie werde bis zu unserer Trennung auslangen, und da wollten wir denn hier mit unserer Kunst frei walten. Das machte anfangs Aufsehen; die fünf jungen Musiker zogen die Blicke der neugierigen Badegäste auf sich; man wollte durchaus hinter das Geheimniß ihres Standes und Lebens kommen, bat sie zu den Gesellschaften, um Musik zu hören, und war doch wieder in Verlegenheit, ob man sie als wirklich ebenbürtige Gäste, oder nur als aufspielende Künstler behandeln sollte. Dieses Schwanken und Zweifeln gewährte uns manche lustige Unterhaltung; wir nahmen recht absichtlich bisweilen ein höchst vornehmes Betragen an, um den uns entgegentretenden Stolz durch gleiche Münze in Verlegenheit zu setzen, schlugen manche Einladung aus, oder brachten unsere Instrumente nicht mit in die Gesellschaft und gaben doch wieder dafür ungebeten gar schöne musikalische Genüsse in freier Natur.

Am Ende der großen Promenade lag ein von Linden beschatteter freier Platz, der vor sich die weite Aussicht ins Thal, hinter sich die hohen waldbewachsenen Gebirge hatte. Hier pflegten wir den Abend mit unsern Instrumenten zuzubringen. Ein schweigender Kreis von Zuhörern versammelte sich gewöhnlich um uns; wir aber thaten, als sähen wir niemand, und als gelte diese musikalische Unterhaltung einzig unserem Vergnügen.

Nur unser Müller nahm keinen Theil hieran; theils hatte ihm der

Badearzt das angeſtrengte Spiel und vorzüglich das Blaſen auf der Klarinette widerrathen und ihm, wenn er die Abendluft genießen wolle, ſtatt des ruhigen Sitzens, einen Spaziergang anempfohlen, theils vermied er bei ſeiner jetzigen, ſehr reizbaren Stimmung ſelbſt gern jedes Gedränge von Menſchen und ſuchte die Einſamkeit. Nicht einmal ſeine Freunde durften ihn begleiten, wenn er, den Sonnenuntergang zu ſehen, einen hohen Punkt erſtieg; es war, als wollte er ihnen die Ahnungen verſchweigen, die bei dem Heranſchreiten der Nacht ihm vorüberzogen; ja er bat uns vielmehr, den Abend mit unſern Inſtrumenten zu begrüßen, damit die Harmonien aus dem Thale dann zu ihm aufſteigen möchten.

„So, wie eure Töne mich rufen," ſagte er oft, „ſo muß der entfliehenden Seele der Nachruf der Liebe klingen!"

Es machte ihm dann ein beſonderes Vergnügen, das Echo nachzuahmen, und uns Antwort zu geben. Auf ſeiner Klarinette wiederholte er die letzten Takte des geendigten Muſikſtücks ſo rein und ſchön, daß alle Zuhörer über das herrliche Echo in lautes Entzücken ausbrachen und ſich nicht genug verwundern konnten, wie es bloß unſern Inſtrumenten Antwort gebe, da ſie doch mit ihrer Stimme es vergeblich zu wecken ſtrebten.

Unſer Talent verſchaffte uns manche liebe Bekanntſchaft; nicht bloß die Künſtler, nein, auch die Menſchen gewann man in uns lieb. Wir knüpften leicht und zutraulich manches Freundſchaftsband; denn zu einer bedächtigen Annäherung war die Zeit zu kurz, und doch wollten die verwandten Gemüther nicht neben einander vorbei gehen, ohne ſich die Hand gereicht zu haben. Doch auch dieſe frohen kleinen Zirkel vermied unſer kranker Freund. „Das Lachen und Sprechen greift meine wunde Bruſt an!" ſagte er; „laßt mir den Umgang mit ſolchen Freunden, die ſo reich an Unterhaltung ſind, daß ſie keine Antwort von mir verlangen: mit meiner Violine und mit der Natur!"

Als aber einſt Kraker, ſeinen Trieb zur Einſamkeit für hypochondriſche Laune haltend, ihn auf gutgemeinte Weiſe deßhalb ausſchalt und die übrigen Freunde auch mit einſtimmten, und theilnehmend in ihn drangen, auch wie ſonſt unſere frohen Stunden mit uns zu theilen, zog er mich bei Seite und ſprach: „Ich bitte dich, nimm mich vor dem gutgemeinten Drängen der übrigen in Schutz. Ihre Liebe erkenne ich mit Dank, aber ſie quält mich. Glaube nur, ich bin nicht einſam in meiner Einſamkeit, aber — hörſt du? — ſpürt mir nicht nach!"

Ich verſprach ihm dieß, und bewog die übrigen durch einige Winke, ihn ungeſtört gewähren zu laſſen. Daß ein ſüßes Geheimniß ſein Herz

beſchäftigen müſſe, ward mir aber bald klar, und wie hätte er es endlich dem theilnehmenden Freunde auch ſelbſt länger verſchweigen können? —

Unter den vielen Badegäſten befand ſich ein junges Frauenzimmer, welches niemals ohne einen grünen Schleier und immer nur am Arm einer ältlichen Matrone erſchien. Sie vermied ſichtbar die von andern beſuchten Orte, miſchte ſich nie unter die übrige Geſellſchaft und ſchlug immer nur die einſamſten Spaziergänge ein, wo ihr ein Diener gewöhnlich eine Harfe nachtrug. Die ſchlanke herrliche Geſtalt erregte anfangs die Neugier aller, man wollte auch das Geſicht ſehen, das der Schleier verdeckte; denn wie ſollte es die Natur nicht übereinſtimmend mit den übrigen ſchönen Formen gebildet haben. Die Neugierigen redeten ſie an, die Unbeſcheidenen ſchlichen ihr nach, und erzählten viel von ihrem trefflichen Spiele auf der Harfe. Da ſie aber jedem Geſpräche auswich, auch ihre Spaziergänge bald zu einer Tageszeit wählte, in welcher die übrigen Badegäſte andern Vergnügungen nachgingen, ſo ließ man die Eigenſinnige gehen, und war auch bald nicht mehr begierig, ſie ohne Schleier zu erblicken, da man erfuhr, ſie ſey blind.

Mit dieſem Weſen hatte unſer Müller eine geiſtige Bekanntſchaft angeknüpft, und in einer Sprache ihr Vertrauen erworben, welche der armen Worte nicht bedarf. Die einſamen Stellen, an welche ihre Begleiterin ſie hinzugeleiten pflegte, waren auch ſeine Lieblingsplätzchen, und unbemerkt von beiden hörte er oft ihrem vollendeten Spiele auf der Harfe mit Entzücken zu. Sie ſchlug dann gewöhnlich den Schleier zurück, um ſich an dem friſchen Hauch der Luft zu erquicken; ſie zeigte ihm ein Antlitz, wie er es ſchöner und lieblicher noch nicht geſehen, und wenn ſie nun endlich die zarten Lippen öffnete, und aus dieſer roſigen Pforte die ſilberklare Stimme mit einem Liede hervortrat, wie hätte dieß nicht ſein Herz tief ergreifen ſollen? — Wenn Abends unſere Harmonien auch zu ihr heraufſtönten, dann griff ſie begeiſtert in die Harfe, und gab ihnen mit vollen Akkorden das Geleit auf ihrer Luftbahn; entzückt lauſchte ſie auf, wenn Müller täuſchend das Echo dann nachahmte, und breitete ihre Arme nach der unſichtbaren Freundin aus. — Aber er ging weiter, es verlangte ihn nach einem innigern Umgang mit ihr, nach einem geiſtigen Erkennen und Lieben; er nahm ſeine Violine an jene einſamen Orte mit, und fing leiſe an, in hohen reinen Tönen ihre Lieder zu begleiten, oder durch die vollſtimmigen Akkorde, die ſie in Phantaſien kühn auf einander folgen ließ, eine ſchöne einfache Melodie zu führen. Wer kennt nicht den Zauber der Violine, wenn eine Meiſterhand ihre Saiten berührt? — Welches Inſtrument paßt, wie ſie, für jede Stimmung des Gemüthes? — — Auch

die schüchterne Blinde, obgleich sie erst betroffen einhielt und unruhig ihre Begleiterin zu fragen schien, konnte der Macht dieser reinen Töne nicht widerstehen. Sie hörte mit verklärtem Lächeln einige Minuten Müllers vollendetem Spiele zu, dann aber griff sie begeistert in ihre Harfe, begleitete es, und verschmolz ihre Töne mit den seinigen. Und so wurden sie nach und nach einander unentbehrlich, so eilte jedes mit der Sehnsucht nach der Tonsprache des andern täglich auf seinen Ort, und so vertrauten sie sich alles was die Seele bewegte, ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Selbst die ältere Begleiterin des blinden Mädchens schien sich dieser Unterhaltung zu erfreuen, da sie einen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihrer unglücklichen Freundin hatte.

„Weißt du denn, wer deine Geliebte ist?" fragte ich Müllern einst.

„Sie heißt Cäcilie, weiter mag ich nichts wissen!" antwortete er mir; „denn in der Welt, in welcher ich mit ihr lebe, gilt alles das andere nichts!"

Meine Neugier war jedoch hiermit nicht zufrieden; ich forschte im Geheimen nach, konnte aber auch nichts weiter erfahren, als daß ihre Begleiterin sich Madam Walding nannte, beide übrigens aber von niemand gekannt wären.

So lebte denn Müller nun einzig in dieser geistigen Liebe, indeß wir übrigen wie die Bienen aus jeder Lebensblume Honig tranken. — Da verbreitete sich die Nachricht, daß der Fürst L. im Bade angekommen sey und einen berühmten Augenarzt mit sich gebracht habe, um von diesem seine blinde Tochter hier operiren zu lassen. Ich dachte sogleich an Cäcilien, und irrte mich nicht, sie war des Fürsten Tochter. Er hatte sie mit seiner Schwester voran reisen lassen, indeß er selbst Geschäfte halber und um des Arztes gewiß zu seyn, einen Umweg gemacht, die beiden Frauen aber bestimmt hatte, bis zu seiner Ankunft hier unbekannt zu leben.

Die Nachricht von Cäciliens hohem Stande wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die meisten Badegäste. Wer die arme Blinde bisher keines Blicks gewürdigt, drängte sich jetzt theilnehmend in ihre Nähe; sie ward das Gespräch des Tages, und der Arzt, welcher den Gebrauch des Bades ihr als Vorkur empfohlen hatte, konnte kaum die zudringlichen Frager los werden, die Tag und Stunde der Operation wissen, und sogar Zuschauer dabei abgeben wollten. Auf Müllern wirkte diese Nachricht ganz besonders. Daß sie eine Fürstentochter sey, schien ihm gleichgültig, weniger aber, daß sie ihr Gesicht wieder erhalten sollte. Als ich ihn einst sehr niedergeschlagen und allein an jenem Plätzchen fand, wo sie sonst die Harfe spielte, und ich ihn fragte, ob er sich denn nicht der baldigen Genesung

Cäciliens freue — denn die Operation war Tags zuvor glücklich ausgeführt worden, und ſie ſollte nur noch einige Wochen das finſtere Zimmer hüten — da gab er mir die bedeutungsvolle Antwort: „Vor Cäcilien liegt noch das ganze ſchöne Leben; wäre ſie doch nur die kurze Zeit noch blind geblieben, bis ich auch blind geworden bin! Wenn ſie ſehend ſeyn wird, bedarf ſie mich nicht mehr.“

Daß Müller die Ahnung ſeines Todes in ſich herumtrage, ward mir zur Gewißheit, und leider auch, daß nur ſein Verhältniß zu Cäcilien ihn bisher in übergewöhnlicher Spannung erhalten, und ſelbſt eine Zeitlang über die Krankheit geſiegt habe. Deſto mehr unterlag er ihr aber jetzt, ſeit er Cäcilien nicht mehr ſah. Er ging ſelten mehr an die freie Luft, phantaſirte einſam nur auf ſeiner Geige, und gab ſich einer ſtillen verzehrenden Sehnſucht hin.

Der Fürſt hatte von ſeiner Schweſter und von Cäcilien ſelbſt ein Rühmliches von unſern muſikaliſchen Talenten und vorzüglich von Müllers herrlichem Spiel gehört. Er ſuchte unſere Bekanntſchaft, dankte freundlich für den Genuß, den wir ſeiner Tochter während ihrer Blindheit gewährt hatten, und drang theilnehmend in ihren Arzt, ſich unſeres Freundes ſorgſam anzunehmen, von deſſen bedenklicher Krankheit man ihm geſagt hatte.

Müllern war dieſer Arzt eine ſehr erfreuliche Erſcheinung. Er konnte ihm ja von Cäcilien erzählen, wie ſie die Operation ſtandhaft ausgehalten, und wie die Geneſung ihrer Augen nun raſch fortſchreite; er brachte ihm manchen innigen Gruß von ihr, denn ſie hatte erfahren, daß er ſehr krank ſey und ihr Arzt ihn auch beſuche; ſie ließ ihm ſagen, wie ihre Harfe jetzt auch einſam ſchweige, und ſich nach ſeiner Begleitung ſehne! — Er trieb uns allabendlich an, ihr eine Nachtmuſik zu bringen, und freute ſich unbeſchreiblich, wenn der Arzt uns am andern Morgen den Dank der Prinzeſſin, ihm aber die Verſicherung brachte, ſie habe trotz der ſchönen Muſik doch ſeine Geigentöne vermißt.

Während Cäciliens Geneſung glücklich fortſchritt und der Vater ſchon die Tage zählte, bis er mit der ſchönen Tochter an das Licht und unter die Menſchen werde heraustreten können, verhehlte mir der Arzt nicht, daß Müllers Zuſtand immer bedenklicher werde. Die ſchwache wunde Bruſt hatte dem Blutſturz ſchon einmal ihre Quellen geöffnet; es war vorauszuſehen, daß bei einer Wiederholung dieſes Zufalls der Tod eintreten müſſe. Wir alle waren um den Freund gar ſehr beſorgt; wir liebten ihn ſo innig, gedachten nach dieſer heitern Wanderung die verſchiedenen einzelnen Wege ins Leben froh und muthig zu verfolgen, uns

oft noch über der Erde wieder zu finden, und nun wollte der Tod schon dazwischen treten. Nur Müller selbst war ruhig und heiter, als freue er sich auf die Reise in die Heimath.

Der Tag war endlich bestimmt, an welchem Cäcilie die Dämmerung des Zimmers verlassen und mit den schönen Augen wieder das Leben schauen sollte. Der Fürst wünschte ihre Genesung recht festlich zu begehen und hatte gar sinnreich erdacht, wie er ihren erwachten Blicken Natur und Menschen aufs neue zeigen wollte. Nur mit ihm, der Schwester und dem befreundeten Arzte, sollte sie den Tag auf den schönsten Punkten des Gebirges zubringen, an dem ihr lang verhüllt gewesenen holden Antlitz der Natur sich erquicken und ungestört ihrer Rührung und Freude Raum geben. Gegen Abend wollte er dann mit ihr auf dem freien von Linden beschatteten Platz eintreffen, wo ein reichbesetztes Concert sie empfangen sollte; denn er meinte, daß an diesem Feste ihre Lieblingsfreundin, die Musik, nicht fehlen dürfe, und daß bei dieser allgemeinen Unterhaltung er seine Tochter am leichtesten in die Gesellschaft einführen und das lästige Andringen der übrigen ihr ersparen könne.

Er hatte zwar hierzu seine kleine Kapelle nachkommen lassen, wendete sich aber dennoch mit der Bitte an uns, daß wir das Concert ordnen, selbst mitspielen und mit einigen seiner vertrauten Freunde das ganze Fest besprechen und einrichten möchten.

In gutmüthiger Geschwätzigkeit erzählte der Arzt Müllern den sinnreichen Plan dieses Genesungsfestes und bedauerte nichts mehr, als daß jener, seiner Kränklichkeit wegen, bei dem musikalischen Empfang nicht werde gegenwärtig seyn können.

„Die Prinzessin," setzte er hinzu, „wird Sie gewiß am meisten vermissen, denn sie bestand darauf, heut vor allen ihren Freund zu sehen und mit ihm zu sprechen; nur auf meine dringende Vorstellung, daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen den Genuß der Abendluft noch nicht erlaube, gab sie endlich traurig nach." — „Und wenn ich nun doch in die Abendluft hinausginge und bei ihrem Empfang nicht fehlte?" fragte Müller. — „O denken Sie nicht daran!" sagte der Arzt; „es wäre dann das Aeußerste zu fürchten." Müller schwieg, aber von diesem Augenblick an durchdrang sichtbar ein neuer Strahl des Lebens das schon halb zerknickte Rohr. Wie der fernen Feuersbrunst Wiederschein den farbenlosen Nachthimmel röthet, so warf die innere Gluth des Herzens ihre leicht aufflammende Röthe auf seine bleichen verfallenen Wangen. Er wollte mich nach den Musikstücken fragen, die wir an Cäciliens Fest aufführen würden, allein seine Kniee wankten, die Stimme konnte aus dem halb versiegten Brunnen

der Bruſt kaum mehr Luft ſchöpfen, und ich mußte ihn halten, daß er nicht ſank. Seitdem ſich ſein Zuſtand verſchlimmert, hatte er, um ruhiger zu ſeyn, ein eignes Stübchen bezogen; da hörte ich ihn denn tief in der Nacht vor jenem Feſte noch auf ſeiner Geige phantaſiren, und alle die Muſikſtücke wiederholen, die er mit Cäcilien geſpielt hatte. Ich ging zu ihm hinüber, ich bat ihn recht dringend, das Inſtrument jetzt wegzulegen und ſeinem kranken Körper Ruhe zu gönnen. Er aber ſchüttelte ſanft das Haupt; ſeine verklärten Blicke glänzten über den bleichen Wangen, wie die Geſtirne der Winternacht über dem Eisgefilde, und mit tiefer Rührung ſagte er: „Laßt mich noch machen, mich noch ſatt hören an dieſen Tönen! — ich werde Zeit genug haben zu ſchlafen, wenn mein Ohr taub ſeyn wird für ſie.“

Ich wollte ihm einige beruhigende Worte darüber ſagen; er aber reichte mir die Hand und ſprach ſehr mild: „Laß es gut ſeyn, mein Freund! — ich verſtehe des Schickſals geheimen milden Sinn; es ſendet mir die Jungfrau der letzten Liebe!“

Des andern Morgens fand ich ihn mit dem Fernrohr am Fenſter. Er ſchaute auf das Gebirge hinaus, um Cäcilien mit ihrem Vater zu entdecken. Auch ich nahm ein Fernglas zur Hand und folgte ſeinem Blicke. Da ſah ich Cäcilien hoch oben auf einem freien Platze, wie ſie der herrlichen Ausſicht entzückt die Arme entgegenbreitete. Sie ſtand, durch das Fernrohr herbeigezaubert, ja ſo nahe vor ihm, als wolle ſie ihn ſelbſt umfangen, wie ſollte er ihr ſehnend nicht auch die ſeinigen öffnen? Aber die liebliche Erſcheinung verſchwand, als er die Arme ausbreitend in ſeligem Vergeſſen das Glas vom Auge nahm. Flüchtig erröthend und über ſich ſelbſt lächelnd, ſank er in einen Stuhl zurück, und legte den Kopf in die Hand. „Empfangt doch den Fürſten heut mit der trefflichen Compoſition von W., die mit dem choralähnlichen Adagio beginnt und, ehe ſie in das Allegro übergeht, den langen doppelpauſigen Halt hat!“ ſagte Müller, als wir ihn, wie immer, über die aufzuführende Muſik zu Rathe zogen. — „Vergeßt auch die Harfe nicht!“ ſetzte er hinzu; „ſie muß in der Nähe ſeyn, denn ich weiß, daß jede Muſik in Cäcilien die unwiderſtehliche Luſt erweckt, auch mit in die Saiten zu greifen.“

Wir verſprachen ihm dieß alles, baten ihn, unſere Rückkehr vom Feſte nicht zu erwarten, ſich vielmehr ruhig zu Bette zu legen und verließen ihn, indem wir mit unſern Inſtrumenten auf unſern Platz eilten.

Die Freunde des Fürſten hatten zu Cäciliens Empfang alles auf das Sinnigſte vorbereitet. Niemand durfte früher den Platz unter den Linden betreten; ſie ſollte erſt allein ſeyn mit ihrem Vater, wenn ihr die Wogen

der Harmonie entgegenſtrömten. Nur einzelne Lampen hingen wie feurige Neſtchen in den Lindenzweigen und warfen ein magiſches Licht herab. An einer Bank, die mit Blumenkränzen überhangen war, lehnte denn auch, Müllers Anweiſung gemäß, die Harfe; die übrige Geſellſchaft hielt ſich auf der nahen Promenade, wir mit dem Orcheſter ſtanden aber hinter einer dichten Hollunderhecke.

Die Sonne war längſt vor uns im Thale niedergeſunken; hinter den Gebirgen flimmerte, wie bleiches Nordlicht, des Mondes Schimmer herauf; als endlich der Arzt herbeieilte und das Zeichen gab, daß der Fürſt mit ſeiner Tochter nahe. Wie aus den Hallen eines Domes der Orgel mächtige Töne den frommen Pilger willkommen heißen, ſo begrüßten unſere vollen Harmonien Cäcilien, als ſie unter die hohen Wölbungen hundertjähriger Linden trat. Gerührt und ſichtbar ergriffen blieb ſie ſtehen, hob die gefalteten Hände wie betend zum Himmel auf, und ſank dann dem Vater entzückt in die Arme. Er führte ſein Kind zu der Blumenbank, und reichte ihr die Harfe. Freudig, als nahe ihr eine Freundin, die beredter als ſie ſelbſt, ihr Entzücken ausſprechen wolle, nahm ſie das Inſtrument in den Arm, und begleitete, wie ſie es in ihrer Blindheit gern zu thun pflegte, unſere Muſik mit vollen Akkorden. Der lange vollſtimmige Halt, der nicht ſchloß, ſondern zu neuen Erwartungen berechtigte, trat nach dem Adagio ein. Als die gewöhnliche Pauſe verſtrichen war, that Cäcilie einige auffordernde Griffe in die Harfe, aber noch ſchwiegen wir.

Doch wie wenn der Tag mit ſeinen lauten Lebenstönen endlich ſchweigt, die Nacht mit ihrem Schlaf den großen Halt gebietet, und nur die Mutter an der Wiege ihres kranken Kindes wacht und einſam mit banger zarter Stimme ein Wiegenlied ſingt, ſo begann jetzt aus einer nahen dunklen Laube, in unbeſchreiblich reinen, aber bebenden Tönen eine Violine ihre zarte Melodie. „Vater, das iſt er!“ rief Cäcilie, griff begeiſtert in ihre Harfe und begleitete ſein herrliches Spiel. Wir alle erkannten die liebende Stimme, und wagten nicht, ſie mit unſern Inſtrumenten zu unterbrechen. Sie verloren ſich bald in ſeliges Vergeſſen; ſie begannen wieder ihr Phantaſiren, als wären ſie allein, und verſtanden ſich allenthalben leicht und überraſchend in ihrer Geiſterſprache. So vollendet, ſo tief in die Seele eindringend, hatte ich Müllers Spiel noch nie vernommen; ſo voll und kühn noch keine Begleitung auf der Harfe gehört. Er verlor ſich endlich in ein düſteres klagendes Moll und griff, nach einem kühnen raſchen Gange, leiſe und kaum vernehmbar in höchſter Reinheit einige herrliche Doppelgriffe, die zum Dur überführen ſollten.

— — Da ſchwieg aber plötzlich die Geige, und wie auch die Harfe auffordernd weiter klang, ſie gab ihr keine Antwort mehr. — Cäcilie legte das Inſtrument aus der Hand. „Wo iſt er? — ich muß ihn ſehen, ihn, der mich in meiner Blindheit getröſtet!“ rief ſie und ſprang auf, um ſelbſt nach der Laube hinzueilen. Der Vater hielt ſie ſanft zurück und ſagte dem Arzte einige Worte, der mich dann aufforderte, mit ihm den kranken Freund abzuholen, und ihn dem Fürſten und ſeiner Tochter vorzuſtellen. Wir eilten nach der einſamen Laube hin. Doch, was die Violine nicht mehr vermocht, hatte die Seele ſiegend ausgeführt; der Uebergang aus dem Moll in das Dur war vollbracht, Müller ſaß zurückgeſunken und todt auf der Raſenbank.

Es wurde dem Fürſten und ſeiner Tochter verſchwiegen. Der Arzt hatte heut einen tiefen Blick in das Herz des Mädchens gethan und ahnete wohl, welchen Eindruck dieſer Tod auf ihr Gemüth machen würde. Man ſagte ihr: Müller habe nicht gewünſcht, daß ihn Cäcilie ſehen ſolle, er habe ihr auf dieſe Weiſe Lebewohl geſagt, und ſey auf der Stelle abgereist. Cäcilie ſtand betroffen, und zerdrückte eine aufſteigende Thräne; aber die übrige Geſellſchaft drängte ſich nun glückwünſchend in ihre Nähe, und das Feſt hatte ruhig ſeinen Fortgang. Unbemerkt ließ ich meinen vollendeten Freund in unſere Wohnung tragen; der theilnehmende Arzt verſuchte vergebens ſeine Kunſt; das Leben war entflohen. Als meine Freunde um Mitternacht heimkehrten und mir Vorwürfe machten, daß ich die Geſellſchaft ſo früh verlaſſen, führte ich ſie an ſein Lager und zeigte ihnen den tief Eingeſchlafenen.

Am folgenden Morgen kam der Fürſt ſelbſt in unſere Wohnung. Der Arzt hatte ihm den Vorfall erzählt, und ihn das zarte Verhältniß überblicken laſſen. Er ſchien ergriffen, und verlangte den Todten zu ſehen. Lange betrachtete er ſchweigend die bleichen freundlichen Züge, dann mußte ich ihm einiges aus Müllers Leben erzählen; er hörte theilnehmend zu, und drang mir, als ich ſeine arme alte Mutter erwähnte, die nun ihre ſchönſte Hoffnung verloren habe, einen ſehr koſtbaren Brillantring für ſie auf. Endlich bat er, wir möchten das Begräbniß ganz in der Stille beſorgen laſſen, damit ſeine Tochter nichts davon erfahre. Wir ſetzten es in der dritten Nacht feſt, und verſchwiegen, um alle Begleitung zu vermeiden, ſorgfältig die Stunde. Nur der junge Geiſtliche des Ortes, den ſeine Liebe zu der Muſik mit uns vertraut gemacht, wollte dem Sarge folgen. Zwei Fackeln leuchteten voran, und nur wir Freunde, unſere Inſtrumente in der Hand, gingen hinter der Bahre her. Aber das Begräbniß war nicht verſchwiegen geblieben; aus den Häuſern, an denen

wir ſtill vorüberzogen, traten dennoch allenthalben ſchwarzgekleidete Männer und Frauen heraus und ſchloſſen ſich paarweiſe hinter uns an, während vor dem Sarge die Zahl der Fackelträger ſich vermehrte. So ging der immer wachſende Zug den Bergweg hinunter dem Kirchhofe zu. Auf der Spitze eines nahen Felſens, der ſein Haupt hoch und unſichtbar in die ſchwarze Nacht erhob, hatte ſich die Kapelle des Fürſten geſtellt, und gab uns, wie wir vorüberzogen mit einem Choral das Geleite. — Der Sarg wurde am Grabe niedergeſetzt und noch einmal geöffnet. Da lag der geliebte, tief eingeſchlafene Freund, ſeine Violine im Arme. Wir hatten ihm dieſe treue Freundin mit in den Sarg gegeben. Er glich einem Meiſter, der am Feierabend das koſtbarſte Werkzeug in die ſichere Schlafkammer trägt. Die Augen aller Anweſenden richteten ſich auf den Geiſtlichen, als forderten ſie ihn auf, in ihrem Namen dem Heimgehenden das Lebewohl zu ſagen. Auf eine Standrede war er nicht vorbereitet, nur den Segen wollte er über das Grab ſprechen; aber die Gewalt des Augenblicks, die Nähe der vielen Menſchen, die unaufgefordert hier nur ein Gefühl verſammelte, begeiſterte ihn, und er ſprach folgende Worte.

„Das Concert des Lebens iſt geendigt. Das Maeſtoſo deiner Geburtsſtunden, das Allegro deiner Jugendzeit, das Andante deiner reifern Jahre, haſt du als ſiegender Künſtler durchgeführt, und der große Meiſter, der allein den tiefen reinen Sinn der letzten Cadenz verſtand, wußte wohl, daß nur das Finale der Todtenglocken darauf paſſen würde. Und ſo iſt das Concert geſchloſſen, die vielen Zuhörer und Mitſpieler, Wünſche und Entſagungen, Freude und Schmerz, Liebe, Hoffnung, Begeiſterung, haben alle den Saal der Bruſt verlaſſen, und der müde Künſtler ſelbſt iſt heimgegangen und hat ſich zur Ruhe gelegt! — Aber er wird nicht wieder erwachen! — Die lange ſchwere Uebung, die ihn zum Meiſter machte, iſt vor dem Tod in zweckloſes Nichts zerfallen; die kundige Hand ruht ſtarr und kalt, und hat ihre Kunſt vergeſſen; die entzückenden himmelreinen Töne ſind alleſammt verhallt — fragt den Weſt, wenn er die reifen Kornfelder wiegt, wohin er ſie getragen? — An einem ſolchen Sarge hat das Herz manchen Vorwurf für Zeit und Schickſal bereit, und glaubt, daß ſie ihm auf manche kühne Frage die Antwort ſchuldig bleiben werden. Warum, ihr Gewaltigen, reißt ihr in eurem raſtloſen Treiben das Menſchenleben ſo grauſam mit euch fort? — So innig und tief fühlend, ſo mit Sehnſucht und Liebe die Welt umfaſſend, wie unſere Herzen, findet ihr doch keine jemals wieder; ſoll die Natur nun verödet daſtehen, da wir ihr fehlen? Aber ſie reichen uns die Hand und rufen:

Kommt, kommt! wir dürfen nicht zaudern; die Ewigkeit ist zwar unermeßlich; aber unzählbar, wie ihre Tage sind auch die Gestirne, die wir noch zu durchwandern haben. Kommt und werft das schwere Kleid ab, das uns am Aufflug hindert. Die Natur wird nicht hier verödet dastehen, wenn sie auch euch vergessen muß. Bringt ihr nicht jeder Frühling tausend neue Knospen, die längst schon warteten und sich herandrängen und auch blühen und duften wollen? Kommt, kommt! habt ihr nicht geliebt und gelebt? Warten und drängen sich hinter euch nicht auch tausend aufknospende Herzen, die auch die Schönheit der Erde sehen, die auch lieben und leben wollen wie ihr?"

Ein Geräusch unterbrach seine Worte; durch den schweigenden Kreis der Umstehenden drängte sich eine schwarz verhüllte Gestalt auf den Sarg zu; sie schlug den Schleier hastig zurück: es war Cäcilie. Dicht am Sarge starrte sie lange sprachlos und trocknen Auges die bleichen freundlichen Züge des Geliebten an; sie legte ihm die Hand auf seine Brust, als wolle sie fühlen, ob das Herz denn auch wirklich stille stehe, und knieete endlich langsam an ihm nieder, küßte seine kalte Hand, und mit den kaum hörbaren Worten: „Lebe wohl! dich hab' ich geliebt!" nahm sie ihm die Violine aus dem Arme und legte ihren Schleier an jene Stelle. Dann schied sie. — Unter dem Choral: „Befiehl du deine Wege!" u. s. w., den wir Freunde als Abschiedsruf auf unsern Instrumenten anstimmten, ward das Grab geschlossen.

Mit dem Anbruch des folgendes Tages reiste der Fürst mit seiner Tochter ab.

Der Epilog zu Maria Stuart.

Es hatte bereits fünf Uhr nach Mittag geſchlagen, als Ludwig Weltheim raſch durch das Thor der Stadt Oſtburg ſchreiten wollte, dort aber von zwei Seiten zugleich angehalten ward; denn an dem einen Thorflügel erblickte er die Ankündigung, daß heut im Theater hierſelbſt Schillers Maria Stuart gegeben werden ſolle, und an dem andern ſtand der Thorſchreiber und forderte ſeinen Paß. Während er letzterem die verlangten Papiere einhändigte, hingen ſeine Augen feſt an dem Komödienzettel, ſo daß er des Thorſchreibers wiederholte Frage nicht eher vernahm, bis ihn dieſer beim Arm ſchüttelte, und ihm ernſtlich zurief: „Sind Sie denn taub? — Ich kann aus Ihren Papieren nicht klug werden. Hier ſteht: Sie wären ein Bühnendichter! was iſt das für ein Metier? — dergleichen gibts in unſerem Orte nicht, mithin finden Sie hier keine Arbeit; machen Sie, daß Sie gerade durch gehen, und ſprechen Sie nicht etwa in den Bürgerhäuſern an!“ —

„Empfinge mich hier nicht Maria Stuart ſelbſt,“ entgegnete Weltheim, „um mich in den Tempel der Kunſt zu führen, wahrlich, ich müßte glauben, an dem Thore des Erebus zu ſtehen, wo man von der Oberwelt nichts weiß. Wie, Herr! Sie fragen mich, was ein Bühnendichter ſey? Sie, der Sie ſelbſt eine Art von Scribent ſind, und beſonders an Wochenmarktagen gewiß manche höchſt dramatiſche Darſtellung ſchon hier am Stadtthore geben, um die ich Sie beiher wohl beneiden möchte. Schauen Sie doch hin auf den Zettel, welcher der ſchottiſchen Königin Namen trägt: was leſen Sie darunter? „„Ein Trauerſpiel von Schiller!““ alſo von Schiller! Sehen Sie, ſo ſtand auch mein Name unter manchem König- und Fürſtentitel an den Thoren der Städte angeſchlagen.“

„Ja, nun versteh' ich's," sprach der Thorschreiber lächelnd; „der Herr sind ein Komödiant und spielen die Könige und Fürsten. Nun da gehen Sie in Gottesnamen, Sie werden hier Arbeit finden. Aber das will ich Ihnen voraus sagen, den Schotten bekommen Sie nicht zu spielen, denn vor acht Tagen ist die berühmte Mamsel Perle hier eingetroffen, um — —

„Wie?" rief Weltheim begeistert; „die Perle ist hier und gibt Gastrollen? und Sie halten mich länger noch am Hafen auf, während das Volk gewiß schon wie die Fluth des Meeres nach dem Schauspielhause strömt? — Leben Sie wohl! ich tauche mich in die Wogen, um die kostbare Perle zu finden. — Leben Sie wohl!"

Unser fahrender Poet, Ludwig Weltheim, war vor kurzem wirklich noch Theaterdichter bei der Hofschauspielergesellschaft eines benachbarten Fürsten gewesen, welcher das Schauspiel ganz besonders liebte, deßhalb bedeutende Summen zu seiner Ausstattung verwendet und tüchtige Künstler angestellt hatte. Dennoch geschah es oft, daß der Fürst das Haus, und zwar vorzüglich, wenn Trauerspiele gegeben wurden, unbefriedigt, ja bisweilen in einer höchst widrigen Stimmung verließ, und sich dann den übrigen langen Abend mit einem bösen Humor herumplagen mußte. Er klagte dieß endlich seinem Günstling, befahl ihm, Rath zu schaffen, und vor allen Dingen doch einmal in den alten Griechen nachzulesen, von denen man auch in Betreff dieser Kunst so viel Aufhebens mache, um zu sehen, wie es denn damals hergegangen sey, und was sie denn eigentlich von der Sache gehalten.

Der Günstling verstand aber die griechische Sprache nicht, was er jedoch zu gestehen sich schämte, und durchlas deßhalb mit großer Aufmerksamkeit die laufenden Tagesblätter, weil er nicht zweifelte, daß in dieser alles umfassenden recht eigentlichen Universallektüre auch über die Griechen manches Belehrende zu finden seyn werde. Seine Hoffnung betrog ihn auch nicht; triumphirend eilte er zu seinem Fürsten und rief: „Ich hab' es gefunden, Durchlauchtigster! ich hab' es! Aristoteles ist unser Mann; vernehmen Sie die Stelle, die ich so eben aus ihm übersetzt, sie lautet also: „Die Verwandlung des Glücks in Unglück muß auf der Bühne nicht in Beziehung auf tugendhafte Charaktere vorgestellt werden, denn dieß erregt weder Furcht noch Mitleid, sondern ist anstößig." — Nun, was sagen Sie? Liegt hierin nicht der Hund begraben? — Befolgen denn unsre Dichter dieses Gesetz? Führen sie in ihren Tragödien

nicht vielmehr die Unschuld zum Tode? O das ist grausam, gräßlich, ungerecht! Was Wunder, wenn ein so gerechtigkeitsliebender weiser Fürst dadurch aufs Höchste indignirt wird!"

Der Fürst gab ihm recht, und lobte die tiefe Einsicht seines Günstlings. Als er aber weitern Rath von ihm begehrte, überzeugte ihn jener, daß die Sache eigentlich in das Justizfach schlage. Es wurde mithin das Gutachten des Justizministers verlangt, welches dahin ging, daß man eine Commission niedersetzen möchte, welche die aufzuführenden Tragödien erst juristisch prüfen und über die im Conflikt begriffenen Personen Urtheil sprechen solle. Der Spruch selbst müsse dann dem bei hiesiger Bühne angestellten Theaterdichter zur Nachachtung und Vollziehung zugefertigt werden.

Das gefiel dem Fürsten wohl; er dankte seinem Minister für den klugen Rath, übertrug ihm das Präsidium bei dieser Tragödiencriminalcommission, und befahl ihm Strenge und Eile.

Der Minister war ein großer Criminalist, und nahm die berühmtesten Tragödien zuerst in ein scharfes Verhör. So ward denn z. B. in Romeo und Julie die letztere für völlig schuldlos erklärt, und ihr bloß, wegen der hinter dem Rücken der Eltern vollzogenen Vermählung, als welche jedoch mit dem Tode nicht zu bestrafen sey, eine Buße aufgelegt; die Amme als Hauptmitschuldige ganz verabschiedet, dem Romeo aber wegen des an Tibalt begangenen Mordes der Tod zuerkannt.

Mit Emilie Galotti nahm man es besonders genau, da man eine Stelle in Lessings Schriften gefunden haben wollte, worin er selbst sagte: man müsse keinen ganz guten Menschen ohne alles eigene Verschulden in der Tragödie unglücklich werden lassen, denn so etwas sey gräßlich und daher untragisch. — Die Criminalcommission meinte nun, daß er gegen diesen Satz stark verstoßen, und hier auf einem faulen Pferde gesessen habe, indem an seiner Emilie Galotti auch nicht die kleinste Schuld aufzufinden sey, vielmehr das im vorletzten Auftritt enthaltene Bekenntniß ihres zu heißen Blutes gar nicht zu Protokoll hätte genommen werden sollen. Emilie ward daher einstimmig freigesprochen, Marinelli aber wegen des Mordes des Grafen Appiani zum Tode verurtheilt; gegen den fliehenden Banditen ein Steckbrief erlassen und dem alten Odoardo angerathen, daß er, statt einen Mord an seiner Tochter zu begehen, sich lieber mit ihr in anderer Herren Länder begeben möchte, wo ihre Unschuld sicherer sey.

Auf diese Weise verfuhr man denn mit mehreren Tragödien, und forderte von dem Theaterdichter, daß seine Feder die Urtheilsprüche an ihnen nun vollziehen sollte.

Weltheim protestirte zwar anfangs geradezu dagegen und behauptete, daß man den alten Griechen, und das, was er eigentlich unter Unglück gemeint, wohl ganz falsch verstanden habe, und daß eben für den Tugendhaften der Tod nicht immer ein Unglück oder eine Strafe sey. Er behauptete vielmehr, der Mensch mit seiner Seele voll Liebe und Hoffnung wäre ja nicht bloß ein Bürger dieser Erde, und wie ein Fürst, der mehrere Länder besitze, einen Menschen, den er besonders liebe und vor den Nachstellungen seiner Feinde schützen wolle, aus ächt väterlicher Fürsorge wohl aus einem Lande in das andere versetzen könne, ohne den Vorwurf auf sich zu laden, er habe den Schuldlosen des Landes verwiesen, so sende eine höhere Macht der bedrängten Unschuld und Liebe oft den Tod zu Hülfe, um sie in ihr eigentliches Vaterland zu führen und ihr so den Sieg zu gewähren über menschliche Anmaßung und Gewalt.

Als man aber auf diese Protestation gar keine Rücksicht nahm, dem Tode keinen Defensor verstatten wollte, und den Dichter vielmehr streng auf seine Pflicht verwies, weßhalb dieser denn nun endlich die Feder wirklich anzusetzen wagte, so erging es ihm noch weit übler; denn Lessings Schatten schritt ihm drohend vorüber, Shakespeare gab ihm im Traume je zuweilen wohl gar einen Nasenstüber, und Aristoteles setzte ihm das kritische Messer wie ein Richtschwert an den Hals.

Da zerriß er die Feder und bat den Fürsten um seine Entlassung. Frei wie der Vogel, der in den Zweigen singt, zog er hinaus in die Welt, wo wir ihn denn so eben in das Theater zu Ostburg haben gehen sehen, um der Vorstellung der Maria Stuart beizuwohnen.

Demoiselle Perle stellte die unglückliche Königin in großer Vollendung dar; nicht minder vortrefflich ward von Madame Baum die Rolle der Elisabeth gegeben. Aber Mortimers Geist schien allenthalben im Hause umzugehen, und das Publikum nur für die erstere Augen und Ohren zu haben. Elisabeth trat auch nicht wieder auf, nachdem Maria zum Tode abgeführt worden war, sondern das Stück schloß mit dem zehnten Auftritt des fünften Aktes, in welchem Leicester bei der Vision von ihrer Hinrichtung zu Boden stürzt. Darüber entstand zwar theilweise ein Gemurre; es verhallte jedoch bald unter den allgemeinen Beifallsbezeigungen, als man die begünstigte Künstlerin herausrief.

Begeistert von der Schönheit und dem trefflichen Spiel der Perle, jedoch auch vom Hunger auf das höchste gepeinigt, eilte unser Weltheim, ein Kaffeehaus aufzusuchen, setzte sich hier in eine Ecke des Zimmers und

ergriff, nachdem er sich an Speise und Wein gelabt, seine Brieftasche, um ein Sonett zum Lobe der gefeierten Künstlerin wieder zu schreiben, welches er in öffentliche Blätter einrücken zu lassen, und sich auf diese Weise zugleich selbst als Dichter zu empfehlen gedachte; denn eben hier bei dieser Bühne hoffte und wünschte er ja wieder eine Anstellung. Noch aber waren die ersten Zeilen kaum entworfen, als es im Saale lauter wurde, und er einen stattlichen Mann mit mehreren andern in einem Wortwechsel begriffen sah. Man sagte ihm, es sey dieß der hiesige Schauspieldirektor; er suchte sich daher den Streitenden zu nähern, um den Grund ihrer Uneinigkeit zu vernehmen.

„Sagen Sie mir, Herr Direktor!“ sprach ein ältlicher Mann; „bleibt denn der Leicester dort wirklich todt auf dem Fleck liegen, oder rappelt er sich wieder auf und geht zur Elisabeth? Das sollte man doch noch erfahren haben.“ —

„Er steht zwar wieder von seiner Ohnmacht auf, mein Herr Forstmeister, aber er entflieht nach Frankreich,“ antwortete der Direktor. „Die letzten Scenen des Stückes besagen dieß; haben Sie die Gewogenheit sie selbst nachzulesen; wir haben sie für dießmal gestrichen.“

„Ei Herr! Sie dürfen es sich gar nicht unterfangen, den Dichter auf diese Weise zu verkürzen und zu verhunzen!“ fiel ein anderer ein. „Der Schiller war ein ganzer Mann, und wußte wohl, daß nach Maria's Abführung zum Tode dem über diesen Gewaltschritt empörten Zuschauer das Bild der gequälten verlassenen Elisabeth mit auf den Weg hinaus gegeben werden müsse. Man läßt es sich ja wohl gefallen, daß die Gewalt als ihre Selbstrichterin auftritt, und durch den Untergang anderer den Sieg über äußere Verhältnisse begründet, wenn man sie daneben nur auch vor dem Herzen in ihrer Ohnmacht stehen sieht. Und das haben Sie uns genommen, und uns mit einem gallebittern Gefühl nach Hause geschickt.“

„Aber mein Himmel!“ entgegnete der Direktor, „wer ist denn anders daran Schuld, als das verehrte Publikum? War das nicht ein Stuhlrücken und Thürzuwerfen, als wir vor vier Tagen die Perle als Maria abgeführt hatten? — Man konnte die Elisabeth in den letzten Scenen ja kaum mehr verstehen. Da erklärte unsere brave Madame Baum denn wohl mit Recht, daß sie bei Wiederholung des Stückes zuletzt nicht noch einmal wieder auftreten werde, weil für sie das Publikum keine Aufmerksamkeit gezeigt, sondern daß das Stück mit dem Monologe Leicesters schließen müsse.“

„Das hätten Sie aber nicht zugeben sollen,“ sagte ein Officier; „Sie

sind Direktor, und die wenigen, die das Wagengedränge fürchten oder ihre Suppe zu Hause nicht kalt werden lassen wollen, machen noch nicht das Publikum aus. In England müssen die Künstler die schönsten Stellen wiederholen, wenn auch ein Theil des Publikums mit Lärmen dagegen protestirt. So wollen wir's hier auch haben. Ich bezahle mein Billet und will mich durch unzeitige Stuhlrücker nicht um meinen Genuß bringen lassen!"

„Ach!" sprach der Direktor, „führten Sie doch vor der englischen erst die französische Sitte hier ein, wo selbst das Pochen des werthen Publikums nur Beifall bedeutet. Was soll ich denn aber machen, wenn die Schauspielerin nicht spielen will, und sich für beleidigt hält? — Ich kann's ihr nicht abbitten, kann's ihr auch nicht ausreden, und entlassen darf ich sie auch nicht, denn es ist ja unsere erste Künstlerin; und wenn die liebe Perle nur erst vorübergeschwommen seyn wird, dann wird der Baum auch schon wieder duftende Blüthen treiben!"

Viele lachten, der Officier entgegnete aber ernst: „Wir wollen den Genuß vollständig haben, und halten uns deßhalb an Sie, mein Herr! Wie ich vernommen, soll in wenigen Tagen Demoiselle Perle in ihrer heutigen Rolle noch einmal auftreten. Wohl, das ist erwünscht. Verhunzen Sie uns aber das Stück nicht wieder so wie heut, sonst sollen Sie selbst, Sie allein ausgepfiffen werden! Verstehen Sie mich?"

Verstanden hatte es der Direktor allerdings, aber mit einem Blick, als vernehme er bereits das Pfeifen, setzte er sich an das Ecktischchen, an welchem unser Weltheim seinen Platz wieder gesucht hatte, rief nach einer Flasche Champagner, und nachdem er den Pfropf an die Decke gesprengt, und einige Gläser schnell hinabgestürzt hatte, schlug er die Arme ineinander, blickte kühn in den Saal, und murmelte vor sich hin:

Will Keiner trinken? Keiner lachen?
Ich will euch lehren, Gesichter machen!

Die erhabene Stimmung dieses für ihn wichtigen Mannes benutzte unser Dichter, sich ihm vorzustellen, ihm das Verfahren der Tragödienkriminalkommission in dem benachbarten Staate und seine dadurch bedenklich gewordene Lage zu schildern, und ihm als Probe seiner Geschicklichkeit das eben vollendete Sonett an die jungfräuliche Perle mitzutheilen.

„Ei, sehen Sie, Herr Ludwig Weltheim!" sprach der Direktor mit einem tiefen Bücklinge; „o, ich habe die Ehre, Ihren Namen schon rühmlich zu kennen. Vielleicht könnten Sie uns recht willkommen seyn, aber ehe wir ein Wort weiter davon sprechen, Verehrter, müssen Sie mir erst dieß

Sonett wieder zerreißen. Glauben Sie mir, mit solchen Reimereien schreibt sich der Teufel eben in die Stammbücher. Herr, wenn das Ding in den Zeitungen erschiene, ich wäre ja gewärtig, die Maria Stuart das nächstemal ganz ohne Elisabeth geben zu müssen. — Nein, Freundchen! wollen Sie mir eine Probe Ihrer Kunst geben, so helfen Sie mir hier aus der Verlegenheit. Es wird Ihnen nicht entgangen seyn, wie die Tabakschmaucher dort mich vorhin mit Recensentenwuth anzufallen, ja mir sogar zu drohen sich erlaubt haben, und man darf ihnen auch leider nicht trauen; sehen Sie nur hin: hat der eine nicht von Natur schon einen verdammt spitzigen Mund? der pfeift lieber, als er lacht. Schaffen Sie Rath, Herr Dichter! Machen Sie, daß weder Publikum noch Künstler disjustirt werden, und stutzen Sie mir den Schiller ein bischen ordentlich zu!"

„Nein, für das letztere behüte mich Gott!" rief Weltheim. „Aber allen zu genügen, und auch den Dichter in Ehren zu lassen, das macht allerdings die Aufgabe reizend. Wohlan, wir wollen versuchen, und wenn es nun gelingt?" — —

„Dann sind Sie der Unsrige!" fiel der Direktor freudig ein, bestellte noch eine Flasche Champagner, trank sie mit dem Dichter aus, und bot diesem einstweilen ein Stübchen in seinem Hause an.

Auf dem nächsten Komödienzettel, welcher die Aufführung der Maria Stuart, und in dieser Rolle das abermalige Gastspiel der Dem. Perle verkündigte, las man in einer Nota folgendes:

„Das Stück wird dießmal mit einem Epilog von dem beliebten Dichter Ludwig Weltheim schließen. Ein verehrtes Publikum wird deßhalb ganz bescheiden gebeten, sowohl das Stuhlrücken, als auch die Aeußerungen des Finalurtheils so lange ausgesetzt seyn zu lassen, bis auch dieser Epilog abgehalten seyn wird!"

Das machte die Leute neugierig, und das Haus gedrängt voll. Die Vorstellung war überdieß eine der vollendetsten. Maria ward endlich zum Tode abgeführt, Leiceſter blieb zurück; zu ihm herauf stieg das dumpfe Getöse der Gewaltthat; und als er mit den Worten:

„Sie wird entkleidet — horch! der Schemel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt" — —

sinnlos zu Boden stürzte, fiel der Vorhang.

Eine tiefe Stille herrschte im ganzen Hause; das Orchester gab ein kurzes choraläbnliches Musikstück, und der Epilog begann folgendergestalt:

Der Vorhang geht langsam auf. Die Bühne zeigt eine dunkle Vorhalle. **Clio**, die Muse der Geschichte, auf der einen Seite an einem Tisch sitzend, ist mit Pergamentrollen beschäftigt. Nach kurzer Pause eilt **ein Jüngling** von der andern Seite in die Halle.

Jüngling (zu Clio).

Ich flieh' zu dir, du sollst mir Wahrheit geben!
Warum mußt' ich Melpomenen vertraun?
Sie rief mich aus dem stillen Bürgerleben,
Den Kampf um eine Krone anzuschaun.
Ich fühlt' und sah der Liebe redlich Streben,
Der Eifersucht, des Hasses heimlich Graun,
Der Sehnsucht stilles inniges Erglühen
Auf Wolken segelnd, mit ihr heim zu ziehen!

Doch die Gewalt behielt das Schwert zu Händen,
Die Liebe sank — die Wolken flohn dahin! —
Marien durfte niemand Hülfe senden,
Elisabeth blieb ihre Richterin;
Da kount' es anders nicht, als blutig enden! —
O gib mir Licht! beruh'ge meinen Sinn! —
Ist's möglich, daß die Blume so gebrochen?
Und daß kein Richter, der die That gerochen? —

Clio.

Was dir die Schwester gezeigt, geschah.
Eh sie es darzustellen gewagt,
Hat sie bescheiden erst mich gefragt,
Und auf dem Pergament steht's da! —
Nur das kräftige, reichere Leben,
Hat sie, ihrer Macht bewußt,
Aus der eignen tiefen Brust
Den Gestalten selbst gegeben;
Und die längst zerstaubten Herzen
Aus der Vorzeit fester Gruft
Zu erneuten Kampfesschmerzen
Wieder wach gerufn.
Doch beruh'ge dich, denn schon
Sind Jahrhunderte entwichen,
Seit den Streit, den fürchterlichen,
Um den blutbespritzten Thron,
Längst der Tod hat ausgeglichen,

Seit die beiden Feindinnen
Ruhn in einer ſchweſterlichen
Nähe, ungeſtört, auf daß
Sie vergeſſen Schmerz und Haß.
Und indeß ein Richter dort
Ihre Thaten wird ermeſſen,
Hat die Nachwelt fort und fort
Zu Gericht hier ſchon geſeſſen.

Jüngling.

Was kümmert ſolch ein Weib die ſpätre Welt,
Genießt ſie nur die Frucht von ihrem Haſſen! —
Warum ward ihr kein Richter hier beſtellt?
Warum die blut'ge That ihr zugelaſſen? —
Wie einſt der Spruch des ew'gen Richters fällt,
Vermag das enge Herz hier nicht zu faſſen.
Soll ich der Stimme der Verheißung trauen,
Will ich mit Augen die Vergeltung ſchauen!

Clio.

Vermeßner! Wohl, du ſollſt ſie ſehen!
Du haſt Marien nah geſtanden,
Als zum Schaffot ſie mußte gehen.
Da ſchien ſie frei von irdiſchen Banden
Gleich einer erwählten Himmelsbraut.
Wer aber ihr früheres Leben geſchaut
Vom Gift der Sünde, vom Morde befleckt,
Nicht hätt' es das Mitleid in ihm erweckt.
Doch ſchwere Leiden läutern die Seele,
Und lange Reue verſühnt die Fehle.
Jetzt aber führ' ich dich, verwegner Frager,
Auch zu der Feindin Sterbelager. —
Schau hin! — Auf mein Gebot entweiche
Der Schleier! Was erblickſt du nun?

(Der hintere dunkle Vorhang hebt ſich und man erblickt dasjenige wirklich vorgehen, was im folgenden Dialog ausgeſprochen wird.)

Jüngling.

Dort ſeh' ich eine verfallne bleiche
Geſtalt matt auf den Kiſſen ruhn.
Mit ſtarren Augen auf den Boden blicken,
Und feſt den Finger auf die Lippen drücken.

Clio.

Das iſt die ſtolze, glückliche und reiche
Eliſabeth. Der Tod kommt, anzufragen,
Ob ſie der Krone endlich will entſagen?

Jüngling.

Wer iſt der Mann? — er will ihr ſorgſam nahn,
Sie aber winkt ihm, daß er ſich entferne.

Clio.

Es iſt der Arzt. Sie will nichts mehr empfahn,
Was Menſchenkunſt gewährt; ſie ſtürbe gern,
Allein noch bricht das heiße Auge nicht.

Jüngling.

Dort kniet ein anderer im Hintergrunde,
Sie aber wendet von ihm das Geſicht.

Clio.

Der Beichtiger naht in der letzten Stunde,
Allein ſie faßt nicht, was er tröſtend ſpricht.
Wer nur ein Kind der Gegenwart geblieben,
Dem kommt im Tod zu ſpät ein Troſt von drüben.

Jüngling.

Der Nebel, der den Grund der Halle füllte,
Zieht wolkig jetzt zu ihr heran,
Und zeigt, als ob er einen Traum enthüllte,
Ihr einen ſtattlich reichgeſchmückten Mann.
Es langen ſchwarze Krallen nach ihm hin,
Schon haben ſie ihn faſt erreicht,
Doch furchtlos ſteht er vor der Königin,
Indem er einen Ring ihr zeigt.

Clio.

Es iſt Graf Eſſex, ihre letzte Liebe,
Der den verhängnißvollen Ring,
Daß er ein Zeugniß feſter Treue bliebe,
Einſt von Eliſabeth empfing.

„Hab' ich, ſpricht er, den Ring dir nicht geſendet,
Als deine Hand das Urtheil unterſchrieb?
Und doch haſt du den Streich nicht abgewendet,
Nein, ſelbſt die Liebe hatteſt du nicht lieb!
Sie konnten nicht den Ring dir unterſchlagen,

Hätt'ſt du vermocht, mich ſelbſt darnach zu fragen.
Ich habe liebend dir vertraut vor allen,
Stirb nun verlaſſen! — denn ich bin gefallen!"

Jüngling.

Ha! wie ſie ſchaudert! — wie die welken Hände
Krampfhaft verhüllen ihren Blick! —
Da hat der Traum ein Ende,
Und die Erſcheinung ſinkt zurück.
Doch wieder öffnet ſich der Wolkenſchooß,
Ein neues Traumbild uns zu zeigen.
Den ſchönſten Nacken, ſeiner Hülle bloß,
Seh ich auf einen ſchwarzen Block ſich beugen,
Und drüber ſchwingt in ungemeßner Eile
Ein Arm ſich auf mit einem blanken Beile.

Clio.

Es iſt Maria's Bild; mit ernſter Mahnung
Tritt vor die Sterbende es hin,
Und fragt: Sagt dir noch keine Ahnung,
Wer von uns ſtirbt als Siegerin?

Jüngling.

Eliſabeth ſtreckt ihr die Arm' entgegen!

Clio.

Ja! in der Todesangſt ruft ſie zu ihr:
Laß mich ſtatt deiner auf den Block mich legen,
Und ſtirb ſtatt meiner auf dem Kiſſen hier!

Jüngling.

Und dem Schaffot vorüber ziehn Geſtalten,
Verfallne, und von Feſſeln ſchwer gebeugt,
Und eine Schrift ſeh ich ſie halten,
Die man der Kranken drohend zeigt.

Clio.

Das ſind die Räthe, die ihr treu gerathen,
Die ſtreng gehorchten ihrer Königin.
Und dennoch warf die Frucht der blut'gen Thaten
Die Undankbare ihnen einzig hin.
Verweiſung, Kerker, mußten ſie ertragen:
Auf daß die Mit- und Nachwelt möge ſagen:
„Nur dieſe, dieſe haben es verſchuldet,
Was Eſſex und Maria einſt erduldet,

Elisabeth befahl es nicht!“
Sie aber fordern sie jetzt vor Gericht,
Und sprechen: „Diese Schrift ist doch geblieben!
Nicht wir — du hast das Urtheil unterschrieben!“

Jüngling.

Es fällt das Beil! — verschwunden ist das Bild!
Die Kranke sinkt, wie selbst davon getroffen.
Es ist genug!

Clio.

Ihr Schicksal ist erfüllt!
Sie ist verschieden — ohne Lieb' und Hoffen! —

(Der Vorhang im Hintergrund sinkt.)

Clio.

Wie? Jüngling! fragst du noch verwegen,
Wo denn hienieden die Vergeltung wohnt?
Mußt du dich auf das letzte Kissen legen,
Dann wird der innre Richter schon sich regen,
Der unerbittlich straft und lohnt.
So geh, und fürchte einzig sein Gericht!
Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der größte Muth beruht in der Geduld;
Die Unschuld spottet selbst der Todesstrafen.
Der Uebel größtes aber bleibt die Schuld,
Denn in der Seele will der Wurm nie schlafen!

Der Vorhang fiel. Stürmischer Beifall erfüllte das Haus. Der Dichter und der Direktor, beide wurden gerufen. Als sie erschienen, tönte es von allen Seiten: „Hierbleiben! der Dichter soll hierbleiben!“ Da sanken die beiden Gepriesenen, zum Zeugniß ihres Einverständnisses, unter dem lauten Bravorufen der Menge sich in die Arme, und als der Vorhang ihre Umarmung wieder verdeckt hatte, sprach der Direktor: „Freund, Sie sind nun der unsrige! Aber vor allen Dingen lassen Sie uns erst Champagner trinken! — Schiller wird uns die Sünde vergeben!“

Graf Corniſitz von Ulefeld,

Reichshofmeiſter in Dänemark.

Eine biographiſche Skizze.

Der ſtreitbare Dänenkönig Chriſtian IV. hatte während ſeiner Zwiſtigkeiten mit dem deutſchen Reiche die Feſtung Hameln an der Weſer beſetzt. Als er hier eines Tages, um die Wachen ſelbſt zu viſitiren, auf dem Walle umherritt, wurde ſein Pferd durch das zufällige Losgehen eines Gewehres ſcheu, bäumte ſich und ſtürzte von der Bruſtwehr dergeſtalt mit dem Könige in den Wallgraben hinunter, daß es auf der Stelle todt liegen blieb, der König ſelbſt aber zwar nicht gefährlich verletzt, jedoch völlig betäubt war, und erſt nach zwei Tagen das Bewußtſeyn wieder erhielt.

Unter mehreren, welche Zeugen dieſes gefährlichen Sturzes geweſen waren, befand ſich auch des Königs Page Corniſitz Ulefeld. Trotz ſeiner Jugend war er der einzige, der, während alle übrigen von Schreck gelähmt ſchienen, ſich von der bedeutenden Höhe hinab dem Könige nachſtürzte, ihn unter dem todten Pferde hervor zog, und auch im Verlauf der beiden angſtvollen Tage nicht von ſeinem Bette wich. Dieß blieb dem Könige nicht verſchwiegen, erregte zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit, und da er an Ulefeld einen Jüngling von feinem Verſtande und großer Lebensgeſchicklichkeit, verbunden mit einer ausgezeichnet ſchönen Geſtalt, fand, ſo ſchenkte er ihm nach und nach ſeine Liebe und ſein Vertrauen, vermeinend, daß derjenige, welcher zu ſeiner Rettung den gefahrvollen Sprung in den tiefen Wallgraben nicht geſcheut habe, ihm auch fürder ein treuer Freund bleiben werde bis in den Tod.

Ulefeld wurde mit Gnadenbezeugungen überhäuft, ſtieg raſch von einer Ehrenſtelle zur andern, und ward endlich ſogar auf den höchſten Poſten geſtellt und zum Reichshofmeiſter von Dänemark ernannt. Ja der König, der ſeiner Gnade kein Ziel ſetzten mochte, vermählte ihm ſogar zum Zeugniß ſeiner wahrhaft ritterlichen Liebe ſeine Tochter Eleonora, welche er, nach Ableben ſeiner Gemahlin Anna Catharina, der Tochter des Kurfürſten Joachim Friedrich von Brandenburg, mit einer adeligen Dame, Namens Chriſtina von Werben gezeugt hatte.

In den Strahlen einer ſo milden Glückesſonne hätte wohl die Saat des Guten in Ulefelds Herzen aufkeimen ſollen, allein das wuchernde Unkraut eines ungemeſſenen Ehrgeizes und einer niedrigen Habſucht gewannen einzig darin Platz. Er wußte den König unumſchränkt zu beherrſchen, ſetzte dem Willen deſſelben oft den beharrlichſten Eigenſinn entgegen, und drohte ihm ſogar, wenn er Widerſtand fand, ſeine Dienſte auf der Stelle zu verlaſſen, wodurch er dann gewöhnlich ſeinen Zweck erreichte, weil der König ihm lieber nachgeben, als ihn entrathen mochte. Auch die übrigen Reichsräthe mußten ihm unbedingt gehorchen, wenn ſie nicht auf das bitterſte von ihm gehaßt und verfolgt werden wollten.

Endlich ſtarb der König. Sein Nachfolger, der Kronprinz Chriſtian V. hatte auch auf einer Reiſe nach Eger unweit Dresden ſein Leben geendigt, und ſo war denn die Thronfolge noch zweifelhaft. In dieſer Zeit übte Ulefeld die ungemeſſenſte Gewalt. Er verminderte nicht allein im Münzweſen eigenmächtig Schrot und Korn, und machte an der Kriegsflotte bedeutende Abzüge, ſondern ließ auch ohne Scheu alle dieſe Erſparniſſe nur in ſeine Kaſſe fließen. Selbſt das Andenken ſeines Herrn und Wohlthäters, des verewigten Königs, war ihm ſo wenig heilig, daß auf ſeinen ausdrücklichen Befehl der Leichnam einer Frauensperſon, mit Namen Wibiche, auf welche der König nach dem Tode des Fräuleins Chriſtine von Werben ſeine Neigung geworfen, weßhalb ſie dem Reichshofmeiſter verhaßt war, nicht nur nicht ſtandesmäßig begraben, ſondern ſogar in einem elenden Sarge auf einem Karren zur Stadt hinausgeführt und auf den Armenkirchhof eingeſcharrt wurde.

Seine Gemahlin Eleonora war ganz ſeines Sinnes. Sie konnte es nicht verſchmerzen, daß ſie, obgleich eine Königstochter, doch die Rechte einer Prinzeſſin nicht genießen durfte, und trieb ihren Gemahl immer zu neuen Anmaßungen. Ulefelds Abſicht, die erledigte Krone auf ſein eigenes Haupt zu ſetzen, war nicht mehr zu verkennen. Die Reichsräthe aber blieben anders geſinnt und richteten ihre Wahl auf den Prinzen Friedrich, damaligen Erzbiſchof zu Bremen, welcher denn auch,

trotz Ulefelds hartnäckigem Widerſtande, im Jahr 1648 zu Kopenhagen gekrönt wurde.

Doch auch dieß konnte Ulefelds ſtolzen Plänen noch keine Grenzen ſetzen. Unter dem Schein der Demuth fand er ſich zwar ſeltener jetzt bei den Verſammlungen der Reichsräthe ein, erſchien nicht oft mehr bei Hofe, verſah ruhig ſein Amt, und lebte ſtill und eingezogen; aber im Geheimen brütete er mit ſeiner Gemahlin den Plan aus, nach des Königs Leben die Hand auszuſtrecken und ſo eine neue Gelegenheit zu ſeiner Thronbeſteigung herbeizuführen.

Doch die Liebe, die er ſo lange aus ſeinem Herzen verbannt, rächte ſich hier an ihrem Verläugner und untergrub zuerſt die ſtolze Höhe, auf welche er ſich ohne ſie geſtellt hatte.

Dina, ein Mädchen von deutſchen Eltern in Kopenhagen geboren, war Ulefelds erſte Jugendliebe. Unter den vielen Anbetern, die ihre ungemeine Schönheit herbeizog, zeichnete ſich der nachmalige Oberſt Georg Walther, ein Holſteiner von Geburt, durch beſcheidene Liebe und treue Ergebenheit beſonders aus, denn er warb ernſthaft um das unbegüterte Mädchen, und bot ihr ehrenvoll ſeine Hand zur Ehe. Dina aber trug nur das Bild Ulefelds im Herzen; ſie baute auf deſſen leichtſinnige Verſprechungen, welche durch die ſchnell errungene Gnade des Königs ein doppeltes Gewicht erhielten, und wies Walthers oft wiederholte ehrliche Werbung hartnäckig zurück. Als aber der ſtolze Reichshofmeiſter ihr endlich doch den Rücken zukehrte, um der Königstochter die Hand zu reichen, verließ ſie mit ihren Eltern die Hauptſtadt und verbarg ihren Kummer vor den Augen der Welt, die, von Ulefelds glänzender Erſcheinung geblendet, leicht die Unglückliche überſahen.

Mehrere Jahre waren ſeitdem verſtrichen; Dina's Eltern waren beide geſtorben, und da die einzigen Verwandten des verlaſſenen Mädchens in Kopenhagen wohnten, ſo war ſie gezwungen, dorthin wieder zurückzukehren. Es geſchah dieß gerade um die Zeit, wo mit dem Tode König Chriſtians IV. Ulefelds Alleinherrſchaft den erſten Stoß erlitt. Das ungewohnte Mißlingen ſeiner ſtolzen Pläne, der lauter werdende Haß des Volkes, und das ſichtbare Mißtrauen des neuen Regenten, verſtimmten ihn um ſo tiefer, als er im eigenen Buſen den Troſt eines reinen Bewußtſeyns, und im eigenen Hauſe die Theilnahme einer liebenden Gattin entbehrte. Denn Eleonora ſtand ihm nur als Furie zur Seite, und trieb den Gemahl, mit der Geißel ſcharfer Vorwürfe, auf der gefährlichen Bahn vor ſich her. Da ward kein Händedruck, kein Wort der Liebe mehr gewechſelt; da erblickte in dem großen ſpähenden Augen des andern ein

jeder nur sein eigenes kaltes Bild; da war die Geburt vermessener Entwürfe nur die einzige Frucht ihrer Unterredungen.

Ob nun Ulefeld von dieser kalten einsamen Höhe bisweilen früher schon in das Thal seiner fröhlichen Jugend zurückgeschaut, und sich nach Dina's verschmähter Liebe gesehnt, oder ob ihr unvermuthetes Wiedererscheinen erst alle die alten Erinnerungen aufs neue geweckt haben mochte, genug, er hatte kaum ihre Anwesenheit in der Hauptstadt erfahren, als er insgeheim zu ihr eilte, und sie von seiner unverändert gebliebenen Liebe zu überzeugen suchte. Sein lange verschlossenes verarmtes Herz ging vor dem geliebten Wesen wieder auf; er machte sie zur Vertrauten seiner lastenden Sorgen, ließ sie sein kaltes eheliches Verhältniß grell überschauen, und verlangte nun, als den einzigen Trost seines Lebens, ihre Liebe.

Die rückkehrende reuige Liebe ist unwiderstehlicher noch als die erste, und in der Stunde der Versöhnung die Tugend am schwächsten. Die arme verlassene Dina widerstand dem Geliebten nicht, und so entspann sich ein geheimes, nur allzuvertrautes Verhältniß zwischen beiden, in welches die Nemesis ihre dunkeln Fäden mit einwebte.

Um auf seinen Gängen zu der Geliebten nicht belauscht zu werden, hatte Ulefeld ihr einen Schlüssel zu einer geheimen Pforte seines Palastes anvertraut, durch welche man unmittelbar nach seinen Zimmern gelangen konnte. Auf diesem Wege mußte Dina zu ihm eilen, wenn der Abend kam, denn hier waren sie am ungestörtesten, weil er sich unter dem Vorwand wichtiger Arbeiten oft in seine Gemächer zurückzuziehen und einzuschließen pflegte. Ulefelds Schlafcabinet war das letzte in einer Reihe von Zimmern und hatte nur einen Ausgang; hier saßen sie eines Abends beisammen, als er plötzlich in den vordern Gemächern, welche er zu verschließen vergessen, die raschen Tritte seiner Gemahlin vernahm. Die Verlegenheit war groß, denn entschleichen konnte Dina nicht mehr, es kam also nur darauf an, sie schnell zu verbergen. Der einzige Ort war sein Bette; Dina warf sich ungesäumt hinein, und ließ sich mit den Kissen fest zudecken.

Eleonora trat in das Zimmer, und sah ihren Gatten prüfend an. „Bist du allein?“ fragte sie; „mir war es, als hörte ich dich sprechen?“

„Ich habe wohl mit mir selbst geredet!“ entgegnete er verlegen.

„Mit dir selbst?“ fuhr sie fort; „du siehst wohl schon Geister? Das ist noch zu früh! — Ich bringe dir, wovon wir gestern sprachen!“ und hiermit reichte sie ihm ein Fläschchen.

Ulefeld sah es prüfend an und erwiederte: „Ich fürchte nur, es ist zu stark und wird unverkennbare Spuren zurücklassen.“

„Nein, sey unbesorgt," versicherte Eleonora; „Doktor Sperling hat es gar vorsichtig bereitet; der König wird still im Schlafe vergehen. Das schlimmste ist nur, daß er einen eigenen Becher hat, und sich niemals einen Rausch trinkt."

Ulefeld, der wohl wußte, daß noch andere Ohren dieser Unterredung zuhörten, besprach mit seiner Gemahlin hierauf die Ausführung ihres Planes in französischer Sprache. Dann verschloß er das Glas mit einem dazu gelegten Zettel.

Kaum hatte Eleonora das Zimmer verlassen, als Dina ängstlich aus dem Bette sprang und sich vor Ulefeld niederwarf. Sie hatte alles verstanden.

„Um Gotteswillen, was habt ihr im Sinne!" rief sie; „ihr wollt den König vergiften!"

Ulefeld gebot ihr zu schweigen und versicherte, daß seine Gemahlin bloß mit ihm einen Scherz getrieben. Seine bebenden Lippen, die aber zu diesem Scherz nicht lächeln konnten, straften ihn Lügen, und es funkelte aus seinen Blicken ein furchtbarer Ernst, als er ihr den Mund fest zu versiegeln drohte, wofern sie gegen irgend jemanden dieser Unterredung erwähnen würde.

Tief im Innersten verletzt, schlich sich Dina aus dem Palaste. Nicht mehr der sorgenbelastete unglückliche Mann, dem sie Alles willig geopfert, um ihm das freudenlose Leben mit ihrer Liebe auszuschmücken, sondern der Hochverräther stand vor ihr, aus dessen ehelichem Bunde mit Recht die Liebe scheu entflohen war, weil er nur das Verbrechen verdeckte. Sie konnte die nächsten Abendstunden kaum erwarten, schlich sich durch die geheime Pforte wieder in den Palast und sank nicht in Ulefelds Arme, sondern zu seinen Füßen nieder, um ihn mit Bitten und Thränen zurück zu führen vom Abgrund der Hölle. Aber alles war vergebens. Er suchte sie anfangs durch seine fliegende Beredtsamkeit von dem Ungrunde ihrer Besorgnisse zu überzeugen, fuhr sie, da ihm dieß nicht gelang, mit harten Worten an, sich über ihren Verdacht beleidigt stellend, und befahl ihr endlich, da dieß alles sie nicht beruhigen wollte, ihn auf der Stelle zu verlassen, und ihn nicht eher wieder zu sehen, bis er sie selbst aufsuchen werde.

Dina rang daheim mit stummer Verzweiflung. Ihr ganzer Frieden war mit dem Glauben an den Geliebten vernichtet, und bittere Selbstverachtung stieg dafür in ihrem Herzen auf, denn jedes der Liebe von ihr dargebrachte Opfer war ja nur eine sündliche Verschwendung, da sie diese Liebe selbst verachten mußte. Trotz der harten Zurückweisung eilte sie

dennoch mehrere Abende nacheinander zu der geheimen Pforte; aber sie that sich nicht mehr auf und blieb von innen fest verriegelt.

Dieß Benehmen Ulefelds machte es ihr nur noch gewisser, daß das Verbrechen seiner Ausführung nahe sey. Eine furchtbare Angst ließ ihr keinen Augenblick Ruhe; so daß sie endlich ihre Zuflucht zu ihrem Beichtvater nahm. Dina war katholisch; der Mönch erschrak über alles, was ihm das Mädchen beichtete, und wie er harte strafende Worte über ihr sündliches Verhältniß zu Ulefeld sprach, so verlangte er auch im Namen des Himmels, auf dessen Verzeihung sie hoffe, daß sie ungesäumt den Anschlag gegen des Königs Leben entdecken müßte. Er zeigte ihr den Königsmörder in einem grellen Lichte, und wie sie von Gott selbst berufen sey, des Königs Leben und Ulefelds Seele zu retten, und entließ sie nicht eher, als bis sie ihm Gehorsam angelobt.

Dennoch konnte sich Dina zu dem Verrath nicht entschließen, und zögerte von Tage zu Tage; der Mönch aber kam wieder, mahnte sie aufs neue, wie die Stimme des Gewissens, und gebrauchte die ganze Gewalt der Religion über ein verirrtes, aber dennoch reuig frommes Gemüth. Da zweifelte sie endlich nicht länger und wußte auch bald den rechten Mann zu finden, dem sie sich anvertrauen konnte.

Eine frühe treue Liebe, wenn wir sie auch nicht erwiedert, sondern verschmäht haben, bleibt uns dennoch unvergeßlich, und ob wir sie schon als verloren betrachten, halten wir sie doch nimmer für gänzlich erloschen und vertrauen ihr gerne im Unglück.

Jener Georg Walther, der früher um Dina's Hand geworben, stand jetzt als Oberster in Kopenhagen. Er hatte im Jahre 1645 Rendsburg gegen die Schweden behauptet, und war deßhalb vom Könige geadelt und mit einem reichlichen Gehalt versehen worden. Zu ihm eilte sie hin, vertraute ihm, als wollte sie ihn für die Entbehrung ihrer Liebe hierdurch entschädigen, das ganze furchtbare Geheimniß, und legte die Rettung des Königs in seine Hand.

Der Oberst Walther säumte keinen Augenblick, dem Könige selbst die Gefahr zu entdecken, worauf dieser das Mädchen sofort in Verhaft nehmen, sie im Geheimen auf das Schloß führen und in Gegenwart des Kanzlers und Statthalters verhören ließ. Hier bekannte sie denn freimüthig alles, was wir bereits wissen, unterließ auch nicht Ulefelds vertrauten Leibarzt, den Doktor Otto Sperling, als den eigentlichen Giftmischer zu nennen, und beschrieb den Ort in Ulefelds Kabinet genau, an welchem das Gift verborgen liege.

Der König fand es aber doch nicht rathsam, auf das Geständniß

dieſes unbedeutenden Mädchens allein ſeinen Reichshofmeiſter des Hochverraths zu beſchuldigen und ihn öffentlich zur Unterſuchung zu ziehen; er beſchloß vielmehr möglichſt auf ſeiner Hut zu ſeyn und der Sache im Geheimen nachſpüren zu laſſen.

Ulefeld aber ahnete bald genug, was ihm drohe. Dina's Verſtändniß mit dem Oberſten v. Walther und ihre Verhaftung waren ihm kein Geheimniß geblieben. Er ſah das Schwert über ſeinem Haupte ſchweben und glaubte der Gefahr einen raſchen Schritt entgegenthun zu müſſen. Deßhalb wußte er bald unter dem Volke das Gerücht zu verbreiten, als ſtehe man ihm nach dem Leben; er bezeugte ſich äußerſt furchtſam, und ließ ſogar den König ſelbſt deßhalb um Schutz anflehen. Der König ließ ihn deſſen durch zwei Räthe verſichern, und ſich zugleich nach den Umſtänden des mörderiſchen Vorhabens gegen ihn erkundigen, worauf denn Ulefeld endlich den Oberſten v. Walther und Dina als die beiden gegen ſein Leben verſchworenen Perſonen angab. Der König ſtellte ſich, als glaube er dieſer Lüge, verſprach dem Reichshofmeiſter eine ſtrenge Genugthuung, und ließ, wie aus Beſorgniß für das Leben deſſelben, die Wache in Ulefelds Palaſt verdoppeln.

Inmittelſt wurde Dina im Gefängniß ſehr krank und die Aerzte behaupteten, daß ſie Gift erhalten haben müſſe. Da man trotz allen angewandten Gegenmitteln dennoch an ihrer Wiedergeneſung zweifelte, ſo wurde der Hofprediger Laurentius Jakobſon nebſt einigen Räthen beauftragt, ſie nochmals zu verhören, vor welchem ſie, nach ernſtlicher Ermahnung, ihre erſte Ausſage in allem beſtätigte, und das Abendmahl darauf zu nehmen ſich erbot. Dieß veranlaßte dann endlich den König, Tags darauf den Reichshofmeiſter Ulefeld, den Doktor Otto Sperling und den Oberſt Georg v. Walther vor Gericht fordern zu laſſen, welche beiden letzten auch in Perſon ſich ſtellten, der erſte aber nur durch einen Anwalt erſchien. Da jedoch nun eben deßhalb in der Sache nichts ausgemacht werden konnte, indem Ulefelds Anwalt alle Beſchuldigungen läugnete, welche die in ſeiner Gegenwart von Walther wiederholte und von Dina beſtätigte Anklage enthielt, ſo beraumte der König wenige Tage nachher einen Reichstag an, auf welchem vierundzwanzig Reichsräthe unter ſeinem eigenen Vorſitz zu Gericht ſaßen, und Ulefeld in Perſon ſich ſtellen ſollte. Der Reichshofmeiſter erſchien dann auch wirklich, in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeines Beichtvaters, des Magiſters Simon Henning, Kaplans an der deutſchen Kirche zu Kopenhagen, und hörte mit ſcheinbarer Ruhe die Anklagepunkte gegen ihn verleſen, und verlangte nach den Rechten des Landes, ſeine Anklägerin vorher darüber ſprechen zu dürfen, ehe man ſie beide

vor Gericht stellte. Es wurde ihm zugestanden, worauf er dann in ein Nebengemach abtrat und daselbst Dina erwartete. — Was er dort mit ihr gesprochen, ist unbekannt geblieben, jedoch leicht wohl zu errathen; denn das arme, den Gifttod schon im Herzen tragende Mädchen, widerrief von Stund an ihre frühern Aussagen in allen Punkten. Ulefeld triumphirte. Seine Anklage gegen den Obersten v. Walther und gegen Dina, als hätten sie sich gegen sein Leben verschworen, gewann jetzt den Schein der vollen Wahrheit, und so wurde denn nicht allein Dina nun als Verbrecherin in das Gefängniß zurückgeführt, sondern auch der Oberste arretirt. Der Reichshofmeister aber, hiermit noch nicht zufrieden, und seiner Gewalt über Dina sich wohl bewußt, verlangte, daß man das unglückliche Geschöpf auf die Tortur werfen und dort ihren Widerruf bestätigen lassen sollte. Es geschah — er hatte nicht zu fest auf ihre Liebe gebaut — sie blieb unter allen Qualen bei ihrem Widerruf, entschuldigte den Angeklagten in allen Punkten und beharrte in einem des andern Tages nochmals mit ihr angestellten freien Verhör völlig bei dieser ihrer letzten Aussage.

Das Gericht sprach hierauf den Reichshofmeister, dessen Gemahlin und den Doktor Sperling frei, verurtheilte dagegen aber die arme Dina zum Tode und verwies den Obersten v. Walther des Landes. Jedoch bleibt es auffällig, daß der Kaplan Simon Henning, welcher vor Gericht beschwören wollte, daß Ulefeld ihm in der Beichte nichts von einem Vorhaben gegen die Person des Königs gestanden, deßhalb von seinem Amte suspendirt wurde.

Einen solchen Ausgang hatte das unglückliche Mädchen nicht erwartet; sie stürzte ohnmächtig nieder, als man ihr das Todesurtheil verlas, welches schon des andern Tags an ihr vollzogen werden sollte und wurde besinnungslos in ihren Kerker zurückgetragen. Ulefeld wußte es zu veranstalten, daß von Stund an niemand mehr außer ihrem Beichtvater zu ihr gelassen wurde, bis der andere letzte Morgen anbrach und man sie zur Richtstatt führte. Am 11. Juli 1651 ward sie enthauptet und jedermann vermeinte nun, daß die auf den Reichshofmeister gehäuften Beschuldigungen mit der Unglücklichen begraben lägen. Desto auffallender war es jedoch, daß Ulefeld, drei Tage nach der Hinrichtung, sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern bei Nachtzeit nach Helsingör begab, dort eine holländische Galeote bestieg, und dergestalt heimlich nach Holland entfloh, daß erst, als er dort angekommen, die Nachricht seiner Flucht zu des Königs Wissen gelangte. Was ihn nach dem erwünschten Ausgange seines Processes so plötzlich von dannen getrieben, bleibt unerklärt; doch ist es wahrscheinlich,

daß folgender Vorfall und der Spruch eines strengern unparteiischen Richters, als menschliche sind, ihn dazu vermocht habe.

Am Abend nach Dina's Hinrichtung nämlich und zur Stunde, in welcher sie den Reichshofmeister sonst zu besuchen pflegte, schlichen langsame Schritte den Gang, zu welchem man nur durch die uns bekannte geheime Pforte gelangte, nach Ulefelds Zimmer hin. Aus tiefen Gedanken aufgeschreckt starrte dieser mit empor sich sträubenden Haaren nach der Thüre, die bald genug sich leise öffnete. Ein Mönch trat herein.

„Ich bin der Beichtvater der hingerichteten Dina, und lade euch in ihrem Namen vor Gottes ewiges Gericht. Mir ist ihre Unschuld und euer Verbrechen bekannt, doch ist es nicht meines Amtes euer weltlicher Ankläger zu werden. Dem Opfer eurer Bosheit aber hab' ich in der letzten schweren Stunde geschworen, diesen Ring, den sie einst von euch erhalten, in ihr Blut zu tauchen, und ihn dann euch zum Angedenken an den Finger selbst zu stecken!"

Der Mönch schritt, nachdem er diese Worte gesprochen, auf Ulefeld zu, den blutigen Ring wirklich aus seinem Busen ziehend. Jener aber, von Entsetzen durchschauert, floh in sein anstoßendes Schlafgemach, indem er die Thüre hinter sich verschloß. Da trat der Mönch nahe hinzu und sprach so laut, daß es Ulefeld wohl verstehen mußte: „Ich werde euch wieder zu finden wissen. Unter dem Volke werde ich stehen und euch den blutigen Ring zeigen, wenn ihr öffentlich erscheint; aus dem Gotteshause sollt ihr vor mir entfliehen müssen und bei Nacht will ich an eure verschlossenen Thüren klopfen. Ich werde euch allenthalben und so lange verfolgen, bis ich meinen Schwur erfüllt, und euch das blutige Kleinod an den Finger gesteckt habe!"

Ulefeld ließ von Stund an die Wachen an seinem Palast verdoppeln, die geheime Pforte fest verriegeln, und getraute sich, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Mönch, fortan nicht mehr die Schwelle zu überschreiten. Dennoch aber mußte er bei Nachtzeit ängstlich lauschen, ob sich das Klopfen nicht vernehmen lasse, und es blieb nicht aus, sondern verkündete ihm, daß Dina's blutiger Verlobungsring noch auf ihn warte.

Da endlich entfloh er mit seinen gehäuften Schätzen und begab sich über Holland in das Innere von Schweden, wo er die Königin Christina um Schutz bat, und in dänischer Sprache eine Vertheidigungsschrift herausgab, in welcher er den Zorn des Königs und den Neid seiner Nebenbuhler als die einzigen Ursachen seines freiwilligen Abzuges, so nannte er seine Flucht, anführte. Auf diese Weise scheinbar vor der Welt gerechtfertigt, wendete er nun alles an, um die Gunst der Königin zu

erlangen. Er kannte ihre schwache Seite, die öftere Geldnoth, in der sie befangen war, und benützte eine solche Verlegenheit, sich ihr gefällig zu bezeigen und ihr gegen Verpfändung der Stadt Barth in Pommern eine bedeutende Summe darzuleihen. Dieß sowohl, wie auch seine übrigen wirklich liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften, erwarben ihm auch bald genug die Zuneigung der Königin dergestalt, daß sie ihn nicht nur gegen alle Anforderungen Dänemarks kräftig in Schutz nahm, sondern ihn sogar in den Grafenstand erhob.

So lebte denn Ulefeld lange Zeit in Ruhe und großen Ehren zu Stockholm, erlangte einen bedeutenden Einfluß auf die Königin und wußte ihn auch bei ihrem Nachfolger, dem schwedischen Könige Karl Gustav, zu behaupten. Er begleitete diesen auf seinem kühnen Zuge im Kriege gegen Dänemark über das Eis nach Fünen und Seeland, und gewährte ihm hier durch seine Kenntniß dieses Landes gar große Vortheile, während er zugleich des schändlichen Triumphes genoß, hierdurch an seinem Vaterlande Rache nehmen zu können. Der König von Schweden erwählte ihn dann auch nach beendigtem Feldzuge von seiner Seite zum Friedenscommissarius und übertrug ihm den Abschluß des Rothschild'schen Vertrages, wobei es Ulefeld dahin zu bringen wußte, daß in diesem Vertrage seine eigene Sicherheit ganz besonders mit ausbedungen wurde.

Sechs Monate waren jedoch kaum verstrichen, als man diesen Frieden aufs Neue brach und die siegreichen Schweden sogar Kopenhagen belagerten. Hier aber verließ Ulefeld plötzlich das Heer, denn man hatte ihm warnend hinterbracht, daß, weil der Rothschild'sche Vertrag gebrochen, und also auch seine Sicherheit nicht fürder bedingt sey, die Dänen alles daran zu setzen beschlossen hätten, seiner habhaft zu werden und ihn als einen Landesverräther zu bestrafen. Er zog sich deßhalb eilig nach Schonen zurück, allwo er in Sicherheit den Ausgang des Krieges abzuwarten gedachte.

Der unerwartete Tod seines Beschützers, des Königs von Schweden, setzte ihn jedoch in große Verlegenheit, zumal ihm dessen Nachfolger nicht eben gewogen schien; und da er nun auch zugleich die lauter werdenden Vorwürfe seiner Gattin, der es in Schweden nicht gefallen wollte, und die seine Flucht aus ihrem Vaterlande für um so unbesonnener hielt, je weniger sie den eigentlichen Grund davon begreifen konnte, nicht länger zu überhören vermochte, so faßte er den kühnen Entschluß, sein Heil noch einmal in Dänemark zu versuchen, nachdem er den König dort durch ein großes Wagestück mit sich wieder versöhnt haben werde.

Deßhalb bemühte er sich, den Dänen das Land Schonen durch Verrätherei in die Hände zu spielen, und war schon nahe am Gelingen seines

Planes, als dieser plötzlich durch einen Mönch verrathen wurde. Viele der Mitverschwornen verloren auf der Stelle das Leben; Ulefeld aber ward in den Kerker geworfen, um ihm förmlich den Proceß zu machen. Von hier entkam er zwar durch Bestechung, warf sich bei Nachtzeit in ein Boot und gelangte auf demselben in Kopenhagen an, fand aber daselbst eine sehr üble Aufnahme; denn der Reichsrath ließ ihn und seine Gemahlin, die ihm hierher gefolgt war, ohne weiteres nach der Insel Bornholm zu strenger Haft abführen. — Nur erst als der König von Dänemark souverain erklärt worden war, suchten Ulefelds Freunde, der Graf v. Ranzau und der Feldmarschall v. Schach, sich für ihn zu verwenden, und wußten ihn endlich auch wirklich und dergestalt mit dem Könige auszusöhnen, daß Ulefeld nicht allein wieder nach Kopenhagen zurückkommen, dort gebührende Abbitte thun und den Eid der Treue aufs Neue ablegen durfte, sondern ihn der König auch in alle seine früheren Würden wieder einsetzen und ihm zu Ehren ein kostbares Bankett anstellen ließ.

So stand der große Verbrecher denn aufs Neue auf dem Gipfel der Ehre, und sein verblendeter König feierte selbst das Fest seiner Wiedereinsprechung. Aber dennoch saß er bleich und schweigend an der Seite des Königs und hörte nicht auf den frohen Zuspruch der Gäste; denn unter dem zahlreich herzuströmenden Volke stand der Mönch, der ihm von fern Dina's blutigen Ring zeigte. In seinem Palaste, dem werthen, wieder erlangten Eigenthume, vermochte er auch nicht ruhig zu schlafen, denn das gespenstische Klopfen weckte ihn wieder bei Nacht. Von neuer geheimer Angst überfallen, trieb es ihn abermals fort, und er bat den König um Urlaub nach Holland, indem er vorgab, seine dort zurückgelassenen Sachen selbst abholen zu wollen.

Weil er nun aber, ohne irgend eine Entschuldigung, gar lange Zeit über den erhaltenen Urlaub ausblieb, so sendete ihm der König endlich den Obersten Fuchs mit der Vollmacht nach, ihn entweder im Guten, oder mit Gewalt zurückzuführen. Dieser Oberst Fuchs war gerade zu der Zeit, als Ulefeld auf Bornholm in gefänglicher Haft gesessen, Commandant dieser Festung gewesen und hatte den Gefangenen hart und streng gehalten, zumal er oft bei ihm geheime Vorbereitungen zur Flucht entdeckte. Ulefeld konnte ihm dieß niemals vergessen und benützte jetzt begierig die Gelegenheit zur Rache. Er nahm den Obersten zwar freundlich auf, versprach auch, ihm ungesäumt nach Dänemark folgen zu wollen, ließ ihn aber, als er Abends von ihm nach seiner Herberge zurückging, auf der Straße überfallen und niederstoßen.

Um sich nun den Anschein völliger Schuldlosigkeit zu geben, eilte Ulefeld selbst dem Könige von Dänemark diesen Mord schriftlich zu berichten; unterließ dabei nicht, auf die Thäter zu schelten und den Samen zu hinlänglichem Verdacht auf andere auszustreuen; sein langes Ausbleiben aber mit dringenden Familiengeschäften bestmöglichst zu entschuldigen, wozu ihm der Tod seiner Gemahlin genugsame Gelegenheit gab. Die Wittwe des Obersten Fuchs klagte aber den Reichshofmeister selbst wegen des Mordes ihres Gemahls an, und wußte hinlänglich glaubhafte Zeugen herbeizuschaffen, die Ulefelds ältesten Sohn unter den Mördern erkannt hatten. Diese Beschuldigung gab zu einer neuen ernstlichen Untersuchung gegen ihn in Kopenhagen Anlaß, worin auch seine früheren Processe ohne Schonung wieder aufgenommen wurden. Das gegen ihn ausgesprochene harte Urtheil zeigt, daß man ihn schwerer Verbrechen schuldig gefunden haben müsse, denn er ward für einen Beleidiger der Majestät, für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und die ihm zuerkannte Todesstrafe, weil er selbst abwesend und nicht zu erlangen war, an seinem Konterfei dergestalt vollzogen, daß es, nach abgehauener rechten Hand und Kopfe, geviertheilt wurde. Die Stücke davon nagelte der Henker theils an den oberen Saal des Hofgerichts, theils auf dem Walle an, nachdem er das gräflich Ulefeld'sche Wappenschild mit Füßen getreten und zerbrochen hatte. Auf der Stätte seines niedergerissenen Palastes ward eine Schandsäule zum Gedächtniß aufgerichtet.

Ulefeld, der mit seinen großen Schätzen in Sicherheit war, würde vielleicht über diese unmächtige, ihn selbst nicht erreichende Rache gelacht haben, hätte er nicht erfahren, daß der König im Geheimen seinen ganzen Einfluß anwende, ihn selbst wieder in seine Gewalt zu bekommen und das ausgesprochene Urtheil auch an seiner Person wirklich vollziehen zu lassen. Da er nun des Königs Beharrlichkeit kannte und vor seinem langen Arm sich nirgends sicher glaubte, so blieb ihm endlich nichts übrig, als mit seinen drei Söhnen und einer Tochter nach Basel zu fliehen, allwo er seine Kinder für reiche niederländische Edelleute, und sich für ihren Erzieher ausgab, und auf diese Weise lange Zeit geheim und unerkannt in der Schweiz im Ueberflusse lebte.

Ein Streithandel, in den einer seiner Söhne mit einem Zürcherischen Hauptmann gerieth, veranlaßte diesen jedoch, sich als Grafen kund zu geben und in der Hitze des Wortwechsels seinen Namen dem Gegner zu verrathen. Dieß vernichtete abermals des Vaters mühsam erlangte Ruhe; Todesangst vor der Verfolgung ergriff ihn aufs Neue und warf ihn sogar auf ein langwieriges Krankenlager. Als er nun, fast wieder genesen,

eines Abends sich mit seiner Tochter allein zu Hause befand, vernahm er ein leises wiederholtes Klopfen an der Thür. Die Tochter war eben beschäftigt ihm einen Trank zu bereiten, daher denn Ulefeld selbst öffnete, vermeinend, der Arzt wolle ihn besuchen. — Aber es war Dina's Rächer, der Mönch, der ihn endlich wiedergefunden und jetzt vor ihm stand, um ihm den blutverrosteten Ring wieder entgegen zu halten. Mit einem Schrei des Entsetzens schlug er die Thür vor ihm zu, verschloß zitternd alle Eingänge, und konnte gegen die erschrockene Tochter weiter nichts hervorbringen als: „Ich bin verrathen! Ich bin verrathen!“

Die Söhne kehrten erst spät in der Nacht von einem lustigen Gelage zurück und erstaunten nicht wenig, ihren Vater in einer solchen Stimmung zu finden. Sie mußten ihm zu Willen seyn und noch in derselben Nacht ein Fahrzeug bedingen, auf welchem er mit Anbruch des Tages den Rhein hinunterschiffen und so seinen Feinden entfliehen wollte. — Es geschah, wie er befohlen; nur die Tochter durfte ihn begleiten, die Söhne aber sollten erst späterhin nachkommen, wenn es ihm gelungen seyn würde, eine sichere Freistatt aufzufinden. — In der Dämmerung des nächsten Morgens ward der kranke Mann in das Schifflein getragen und mit Betten fest verdeckt, in die kleine Kajütte gelegt. Als die Sonne aufstieg, hatten sie Basel schon weit im Rücken.

Die Tochter war neben dem schlummernden Vater ebenfalls vor Ermattung eingeschlafen, ward aber durch einen Angstruf wieder aufgeschreckt und erblickte am Lager des Vaters einen Mönch, der ihr sagte: Ulefeld sey so eben verschieden. Und so war es denn auch. Erst als der Mönch seinen Schwur erfüllt, hatte ihn der unerbittliche Richter abgerufen. — Er war todt.

In der Nähe des Städtchens Neuburg, welches den Schiffenden jetzt gegenüber lag, brachten sie den Leichnam in ein Kloster. Hierher kamen, auf erhaltene Nachricht, auch die Söhne, um die Kleinodien, welche Ulefeld bei sich trug, in Empfang zu nehmen. Nur einen mit schwarzen Rostflecken bedeckten Ring, den sie früher niemals bei ihm gesehen, welcher ihm aber jetzt am Finger steckte, ließen sie dem Todten. Aus Furcht, daß man dem Leichname des Geächteten noch Schmach zufügen möchte, führten sie ihn mit sich fort, und sollen ihn unter einem Baume auf dem freien Felde heimlich begraben haben.

Der Subſtitut.

Eine Erzählung.

„Fahre ſachte!“ rief der alte General Graf v. Wallenrode dem Kutſcher zu, als ſie an die Grenze ſeines ſchönen Landgutes Halmingen kamen und ins Thal hinabfuhren. „Fahre ſachte! und laß die Pferde Schritt gehen bis ans Schloß.“ Indeß nun auf dieß Gebot der muthige Poſtzug den Wagen langſamer fortzog, begrüßte der Graf mit ſeinen Blicken die Gegend, welche er ſo lange nicht geſehen hatte, und wie ein Vater das Antlitz ſeiner Tochter, die er als Kind verließ und jetzt als Jungfrau wieder findet, mit ihrem frühern Bilde in ſeiner Seele vergleicht, ſo beſchaute er ſinnend die zum Theil veränderte Geſtalt der Fluren; und die längern Schatten der ſchlanker aufgeſchoſſenen einzelnen Baumgruppen, und die dunkelgrünere Nacht der größer gewachſenen Wälder, und die zum Theil kahler gewordenen Rücken der Berge kamen ihm wie Falten vor, die ſich in das Antlitz der Gegend gelegt hatten, und es ward ihm zu Muthe, als ſähe er einen alten Freund wieder, dem er ſagen wollte: „Wir ſind beide alt geworden!“

Sonſt war Halmingen ſein Lieblingsaufenthalt geweſen. Hier war er geboren, hier hatte er ſeine frohe Jugend verlebt, hier hatte ihm ſeine Gemahlin ſeine Kinder geſchenkt. Alle Jahre nahm er ſonſt Urlaub, um einige Wochen auf der heimathlichen Flur hier mit den Seinigen glücklich zu ſeyn; aber ſeit länger ſchon als zehn Jahren hatte er ſie nicht wieder betreten.

„Iſt das ſchöne Dorf dort unten im Thale Halmingen?“ fragte Clara den Vater.

„Ja, mein Kind!“ antwortete der Graf; „in jenem Schlosse sind wir beide geboren.“

Er wendete sich von dem lächelnden Gesicht seiner schönen achtzehnjährigen Tochter ab, um seine eigene Rührung zu verbergen; denn mit jedem Schritte, den die Pferde vorwärts thaten, stürmten die alten Erinnerungen immer mächtiger auf ihn ein.

Um den Grafen zu empfangen, kamen der Amtmann und Förster ihm entgegengeritten. Sie mußten am Wagen bleiben, und über alles Auskunft geben. Als man dem Dorfe näher kam, und der Graf nach dem Kirchhof hinüberschaute, wurde er einige schöne Bäume gewahr, die sonst nicht dort gestanden hatten, und befragte den Amtmann darum. Dieser berichtete, es wären vier Linden, die um das Grab der seligen Frau Gräfin und um die für den Herrn Grafen neben ihr leergelassenen Stelle stünden.

„Wer aber hat sie denn dort hingesetzt? Ich erinnere mich nicht, es angeordnet zu haben!“ fragte der Graf weiter.

„Mamsell Elisabeth hat mit eigener Hand die jungen schlanken Stämme gepflanzt,“ antwortete der Amtmann, „und hat sie so gepflegt, daß sie in den zehn Jahren schon gar schöne schattige Kronen bekommen haben.“

Der Graf schwieg und wurde immer ernster. Als der Wagen nun endlich vor dem Schlosse hielt, war die ganze Gemeinde versammelt, den geliebten, langentbehrten Herrn zu begrüßen.

„Ja, ja!“ sprach der alte Schulze, und reichte ihm treuherzig die Hand; „Ew. Excellenz sehen sich in unserem Kreise um und vermissen wohl manchen, der Sie nicht erwarten konnte und derweilen schlafen gegangen ist; aber wir übrigen freuen uns herzlich, daß wir noch da sind, und segnen den heutigen Tag, der Sie wieder zu uns führte.“

Nachdem der Graf seine treuen Unterthanen alle auf das Liebreichste bewillkommt hatte, ging er sehr bewegt ins Schloß, und weil er seine starke männliche Brust ganz von der Wehmuth alter Erinnerungen ergriffen fühlte, so zog er sich auf sein Zimmer zurück und blieb diesen Abend ganz für sich allein.

Er würde diesen Ort vielleicht immer noch nicht wieder besucht haben, denn er schien ihn deßhalb zu vermeiden, weil er hier durch alle Umgebungen zu lebhaft an seine frühern glücklichen Verhältnisse als Gatte und Vater erinnert wurde, die theils der Tod, theils das Schicksal zerstört hatten, wenn die Wahl eines Substituten nicht seine Gegenwart jetzt hier nöthig gemacht hätte. Der alte Pfarrer Wahrberg allhier war nämlich vor einiger Zeit vom Schlage getroffen worden; er hatte sich zwar in

etwas wieder erholt, allein er fühlte doch die Abnahme seiner Kräfte dergestalt, daß er den Grafen dringend um einen Gehülfen im Amte gebeten hatte. Dieser sollte nun an dem Tage nach des Grafen Ankunft, welches ein Sonntag war, gewählt werden.

Bei Besetzung dieser Stelle hatten theils die Gemeinde zu Halmingen selbst, theils die Eingepfarrten das Recht, dem Kirchenpatron zwei Subjekte zu präsentiren, aus welchen er einem die Stelle übertragen mußte. Die Halminger Gemeinde hatte den Kandidaten Schimmer, den Bruder vom Sekretär des Grafen, in Vorschlag gebracht; die Wahl der Eingepfarrten aber war auf den Hauslehrer des benachbarten Obersten v. Klipphausen, Namens Fremdheim, gefallen. Der erstere hatte bereits seine Probepredigt abgelegt, der letztere sollte sie morgen halten.

Doch der Graf hatte schon im stillen gewählt; er mußte es sich zwar der Form wegen gefallen lassen, daß auch Fremdheim vor der Wahl noch die Kanzel betrat, allein sein Wort hatte er bereits dem Kandidaten Schimmer gegeben. Da dieser nun sowohl in Betreff seiner Kenntnisse, als auch seiner Moralität in einem schlechten Rufe stand, der Graf hingegen ein allgemein anerkannt vortrefflicher Mann war, so begriffen die, welche darum wußten, anfangs die Begünstigung dieses Menschen nicht. Allein bald glaubte man hinter das Geheimniß gekommen zu seyn, und viele freuten sich im stillen, den Grafen auch auf einer sehr schwachen Seite ertappt zu haben.

Seit einigen Jahren hielt sich nämlich eine Frauensperson mit ihrer kleinen sechsjährigen Tochter unter dem Namen einer Madame Mirthner im Hause des Grafen auf. Man wußte nicht, wo sie hergekommen war; allein da sie bei dem Grafen viel zu gelten schien, da er ihre Tochter gern um sich hatte und sie wie sein eigenes Kind erzog, so schloß man bald, daß er in einem sehr vertrauten Verhältnisse mit ihr stehen müsse und ohne Zweifel selbst der Vater zu diesem Kinde sey; ja er hatte sogar erklärt, als ihm diese Meinung einst zu Ohren gekommen, die Welt habe Recht, denn das Kind wäre seine Tochter. Suschen — so pflegte der Graf diese Madame Mirthner zu nennen — war ein gutes einfaches Geschöpf; trotz der großen Vergünstigungen, die sie in seinem Hause genoß, blieb sie dennoch immer bescheiden und hatte sich des Hauswesens so getreulich angenommen, daß die Welt zu ihrem Aerger wenig an ihr zu tadeln fand. Auch die Tochter des Grafen, Clara, hing mit großer Liebe an ihr, und der Vater schien es gern zu sehen, daß sie mit Suschen die Pflege ihres Kindes theilte. Daß der Graf diese Person versorgt wissen wollte, schien der Welt begreiflich, und da man erfuhr, daß der

Kandidat Schimmer diese Madame Mirthner heirathen werde, so war ja der Grund nun offenbar genug, weßhalb der Graf sich über alles andere hinweggesetzt und ihm die Substitutenstelle zu Halmingen versprochen hatte.

Kaum war der andere Morgen angebrochen, so verlangte der alte Schulze den Grafen zu sprechen.

„Ich komme im Namen der ganze Gemeinde," hob er an, „um Ew. Excellenz unsere Bitte vorzutragen. Wir haben nämlich alle den herzlichen Wunsch, daß Sie den Kandidaten Fremdheim, der heut predigen wird, zum Nachfolger unseres alten Vater Wahrbergs erwählen möchten."

„Wie kommt ihr darauf?" fragte der Graf, „der Kandidat Schimmer ist mir ja von euch selbst in Vorschlag gebracht worden."

„Freilich wohl!" meinte der Schulze; „das geschah nur so dem Herrn Sekretär zu Gefallen; man macht sich dergleichen Leute nicht gern zu Feinden."

„Meinem Sekretär zu Gefallen?" wiederholte der Graf; „auf welche Weise?"

„Je nun," fuhr der Alte fort, „er ließ uns ja nicht eher Ruhe; aber wir dachten denn doch: wenn unser gnädiger Herr nur erst den Klippphausenschen Hofmeister predigen hört, so werden ihm ja wohl selber die Augen aufgehen. Allein wie man seit gestern vernimmt, so ist das anders."

„Was habt ihr denn gehört?" fragte der Graf schnell.

„Sie sprechen ja hier auf dem Schlosse," sagte der Alte, „daß Ew. Excellenz dem Kandidaten Schimmer schon Ihr Wort gegeben hätten."

„Nun, habt ihr etwas dagegen einzuwenden?" fiel der Graf ernst ein.

„Das wohl nicht," erwiederte der Schulze; „aber gleich kann es uns freilich nicht seyn, wer unser künftiger Lehrer und Seelsorger werden soll, und — — nun man darf nicht alles so herausſagen, was man denkt."

„Ich verlange es aber!" sprach der Graf; „ihr sollt mir offen sagen, was ihr denkt."

„Nun, wenn es seyn soll," meinte der Alte bescheiden; „wir dachten, es müßte ja nicht gerade die hiesige Substitutenstelle seyn — Ew. Excellenz könnten ja Ihr Suschen auf eine andere Weise — Sie verstehen mich ja wohl! — und mit dem Schimmer macht sie so kein großes Glück, der hat uns neulich eine schlechte Probepredigt gehalten."

Der Graf schwieg lange. Endlich sagte er: „Alter, es kann nicht anders seyn — Schimmer wird sich schon noch bessern! — Ich habe ihm einmal mein Wort gegeben."

„So, so, dann kommen wir freilich zu spät!" antwortete der Schulze

traurig; „aber das wird unſern alten Vater Wahrberg ſehr jammern, der hatte wohl andere Gedanken.“

„Das thut mir leid,“ ſchloß der Graf die Unterredung; „allein meine Wünſche gehen hier vor!“ — und hiermit entließ er den Schulzen.

Er ſchickte hierauf nach dem Sekretär. „Ich habe das nicht gewußt,“ redete er ihn ernſt an, „daß Sie die hieſige Gemeinde beredet haben, Ihren Bruder gegen ihre Ueberzeugung mir als Competenten zu präſentiren. Sie haben mir viel von der Neigung erzählt, mit der man ihm hier zugethan ſey; das ſcheint ſich aber umgekehrt zu verhalten; man hat hier nicht die beſte Meinung von ihm.“

„Das befremdet mich nicht,“ entgegnete der Sekretär lächelnd; „aber laſſen ſich der Herr Graf dadurch nicht irren; daran iſt niemand ſchuld, als der Herr Paſtor Wahrberg ſelbſt.“

„Wie ſo?“ fragte der Graf.

„Man hat mir vertraut,“ erzählte der Sekretär geheimnißvoll, „es ſolle ſich ein Liebesverſtändniß zwiſchen ſeiner Mamſell Tochter und dem Herrn Kandidaten Fremdheim ergeben haben, und da iſt es wohl nicht zu verwundern, wenn er hier alles für ſeinen künftigen Schwiegerſohn geneigt zu ſtimmen geſucht hat.“

„O, das kann ich nicht glauben,“ fiel der Graf ein; „Eliſabeth wird nicht heirathen; ſie hat Ihnen ja ſelbſt auf Ihre wiederholte Anfrage dieß beſtimmt genug erklärt.“

„Das hat wohl ſeinen guten Grund,“ erwiederte der Sekretär; „ich weiß jetzt recht gut, weßhalb man meine treue Liebe zurückgewieſen hat. Man hielt mich für die Urſache, daß gewiſſe, dem Herrn Grafen unangenehme, frühere Liebesverſtändniſſe abgebrochen werden mußten.“

Der Graf trat ſchweigend an ein Fenſter und ſchaute lange wie in Gedanken verſunken auf eine Glasſcheibe deſſelben, in welche ſein Sohn Walther einſt mit einem Ringe ſeinen Namen eingeſchnitten hatte; endlich wendete er ſich zu dem Sekretär und ſagte: „Hätte Suschen, die mir mit ihrem Kinde ſo unendlich lieb iſt, ſich nicht Ihren Bruder zu ihrem zukünftigen Gatten erwählt, ſo würde ich ihm wohl ſchwerlich die hieſige Subſtitutenſtelle ertheilen; allein ſie hat einmal mein Wort und das werde ich ihr halten. Mag Ihr Bruder ſich ſo betragen, daß ſie ihre Wahl niemals zu bereuen hat.“

Der Sekretär ging zufrieden fort; denn er hatte von der ungünſtigen Stimmung, die er hier in Halmingen vorgefunden, für ſeinen Bruder viel gefürchtet. Allein auf der andern Seite hatte er auch Recht, denn Eliſabeth war wirklich ſeit Kurzem mit dem Kandidaten Fremdheim

verlobt. Und eben hierauf gründete man in Halmingen die sichere Hoffnung, der Graf werde Elisabeths künftigen Gatten die Stelle nicht versagen; denn man meinte, er habe bei Wahrberg und seiner Tochter viel wieder gut zu machen und werde die Gelegenheit nicht vorüber lassen, einem schuldlosen Herzen seinen Frieden wieder zu geben, den er früher selbst zerstört hatte.

Des Grafen Sohn Walther hatte nämlich einst diese Elisabeth geliebt und war sogar mit ihr im Geheimen verlobt gewesen. Er war in seinem zehnten Jahre der Erziehung des Pastor Wahrbergs anvertraut worden, denn sein Vater wünschte, daß in die Seele des Knaben erst ein fester Grund ächter Moralität gelegt werden möchte, worauf er alles übrige dann sicherer aufzubauen gedachte. Wahrberg schien ihm der Mann dazu; er besaß die Liebe und Achtung aller, die ihn kannten, in hohem Grade, er war ein Muster aller Geistlichen und so übergab ihn der Graf seinen Sohn. Wahrberg hatte früh schon seine Gattin verloren; sein ganzer Reichthum war die kleine vierjährige Elisabeth, und sein einziger Trost beruhte in der treuen Erfüllung seines wichtigen Berufes, der ihn ja immer nahe an die heiligen Schranken hinführte, hinter welchen Elisabeths Mutter schon stand und ihm die Palme zeigte. Die Gräfin, welche eine sanfte vortreffliche Frau war, hatte Halmingen zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt und verweilte oft noch hier, wenn auch ihr Gemahl schon wieder in seine Garnison zurückkehren mußte. Sie hatte eine Tochter verloren, an der ihr ganzes Herz hing, und indeß ihr Sohn vom Pfarrer Wahrberg erzogen wurde, nahm sie sich seiner Tochter, der kleinen Elisabeth, an, der sie Mutterstelle vertreten wollte.

Wie nun beide Kinder, die auf diese Weise fast wie Geschwister mit einander erzogen wurden, sich bald sehr lieb gewannen, wie ihre Neigung immer inniger und zarter wurde, je mehr sie mit ihnen heranwuchs, und wie endlich aus dem Halbdunkel süßer Gefühle die Liebe selbst in ihrer Lichtgestalt heraustrat, wollen wir nicht erst weitläufig erzählen; solche Beispiele einer früh entstandenen Liebe sind ja unzähligemal schon erzählt und erlebt worden, und wenn auch der Gang ihres Entstehens und Wachsens sehr oft verschieden ist, so bleibt das Resultat des Menschenherzens doch immer dasselbe, und es kommt wohl weniger darauf an, daß man liebte, sondern, wie treu man war.

Walther und Elisabeth würden lange noch in einem geschwisterlich ruhigen Verhältnisse fortgelebt haben, wenn nicht der Sekretär Schimmer um Elisabeths Hand öffentlich geworben hätte, die in ihrem vierzehnten Jahre schon völlig zur Jungfrau aufgeblüht war und für das schönste

Mädchen der Gegend galt. Da wurden sie sich gegenseitig ihrer heißen Liebe bewußt, da fühlten sie, daß sie einander nicht verlieren dürften und da verlobte sich Walther insgeheim mit seiner Elisabeth. Der Sekretär aber hatte eine feine Nase; er merkte bald, wer ihm im Wege stand und öffnete dem Grafen darüber die Augen. Da dieser nun gar stolze weit aussehende Pläne für seinen Sohn entworfen hatte, die er alle durch eine solche Mißheirath zerstört zu sehen glaubte, so suchte er das Verhältniß der jungen Leute mit rascher Hand zu trennen und nahm endlich sogar zu gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht, da der Sohn mit seiner heißen Liebe sich männlich fest den eitlen Plänen des Vaters entgegenstellte. In dieser Zeit verlor Walther seine sanfte Mutter, die einzige, die seine Liebe nicht gemißbilligt hatte, denn sie liebte Elisabeth ja selbst wie ihre zweite Tochter; kurz darauf wurde Elisabeth selbst im Geheimen von Halmingen fortgebracht, und der Sekretär, der fleißig hin- und hertrug und Vater und Sohn immer noch mehr von einander zu entfernen suchte, hinterbrachte Walthern, daß der Graf bereits alles eingeleitet habe, um ihn als Junker unter ein entferntes Regiment zu stecken. Das war zu viel! — Zur Verzweiflung gebracht, warf er alles von sich, nahm nur einige Kostbarkeiten und eine Geldbörse mit sich, welche ihm seine liebe selige Mutter auf dem Sterbebette gegeben hatte, und entschlossen, seine Elisabeth zu gewinnen oder das Leben selbst zu verlieren, ging er hinaus in die Welt, aber er kam nicht wieder.

Das waren die traurigen Erinnerungen, die den Grafen hier in Halmingen deutlicher ansprachen als irgendwo, und ihn deßhalb schon zehn Jahre von diesem reizenden Aufenthalte entfernt gehalten hatten. Ach! er hatte zwar späterhin seine Härte gegen seinen braven Sohn bereut, hatte ihn mehreremale auf das väterlichste öffentlich aufgerufen, zurückzukommen oder Nachricht von sich zu geben; ja er hatte sogar versprochen, alle seine Wünsche zu erfüllen; aber ein Jahr war nach dem andern verstrichen und Walther blieb verschollen. Endlich nach ungefähr acht Jahren mußte es ihm doch gelungen seyn, sichere Nachricht von ihm einzuziehen, denn zu dieser Zeit erklärte er seinen Sohn für wirklich todt und legte seitdem den schwarzen Flor am Arme nicht wieder ab.

Mit Walthers Entfernung war natürlich auch Glück und Friede aus der Pfarrwohnung verschwunden. Zwar durfte Elisabeth jetzt wieder in ihr väterliches Haus zurückkehren, doch hing sie nur still ihrem Kummer nach und blieb ihrem Walther treu, und wie oft auch der Vater mit wehmüthig herzlichen Bitten in sie dringen mochte, endlich doch einem andern braven Manne, deren viele um sie warben, ihre Hand zu reichen — sie

harrte doch auf ihren früher Verlobten in ſtiller Trauer von einem Jahre zum andern, denn ſie hielt ſich für ſeine rechtmäßige Braut. Auch Sekretär Schimmer hatte ſich verrechnet; er glaubte jetzt ſicherer mit ſeinem Antrage wieder hervortreten zu dürfen, aber er wurde ernſt zurückgewieſen.

Endlich erfuhr man auch in Halmingen, daß der alte Graf ſeinen Sohn nun ſelbſt für todt erklärt habe. Das zerbrach denn Eliſabeths letzte Hoffnungen, und die holde Jungfrau fing an, vor den Augen des armen unglücklichen Vaters ſtill zu verblühen. So ſchien denn das Schickſal Vater und Tochter auf öder freudenloſer Bahn langſam zum Grabe hinführen zu wollen.

Da fielen durch die ſpäterhin gemachte Bekanntſchaft des Kandidaten Frembheim doch noch einmal wieder einige Sonnenblicke in die dunkle Pfarrwohnung, bei deren ſanfter Wärme neue Hoffnungen aufzublühen und die alten Herzenswunden leiſe zu heilen ſchienen. Wahrberg hatte ihn bei dem in der Nachbarſchaft wohnenden verabſchiedeten Oberſten v. Klipphauſen, in deſſen Familie er Hauslehrer war, kennen gelernt. Der Oberſte, ein alter Kriegskamerad und Jugendfreund des Grafen v. Wallenrode, hatte zwei Gemahlinnen gehabt. Ein Sohn, den ihm die erſte hinterlaſſen, war Kapitän bei der Armee und bereits der Bräutigam der ſchönen Gräfin Clara v. Wallenrode. Die Kinder der zweiten Gemahlin waren noch nicht erwachſen, weßhalb der Vater für tüchtige Hauslehrer ſorgte. Da nun aber die Knaben ſich auch dem Soldatenſtande weihen ſollten, ſo glaubte er in dem Kandidaten Frembheim einen ſehr paſſenden Lehrer für ſie gefunden zu haben; denn nächſtdem, daß dieſer ein höchſt kenntnißreicher und auch frommer Mann war, ſo hatte er in ſeinem entfernten Vaterlande als Freiwilliger auch einen Feldzug mitgemacht und ſich eine tiefe Narbe auf der Wange und ſogar einen Orden erworben. So, meinte der Oberſt, ſollten denn ſeine Kinder von dieſem Manne nicht allein in ſtrenger Gottesfurcht erzogen werden, ſondern er ſollte auch früh die Luſt zum Soldatenleben in ihnen erwecken und ſie an eine militäriſche Ordnung gewöhnen, die ihm über alles ging.

Hier alſo lernte Wahrberg, der ein vertrauter Freund des Oberſten war, den Kandidaten Frembheim kennen und achten, und bat ihn wiederholt, ihn in ſeiner Einſamkeit zu beſuchen. Frembheim kam, und kam oft wieder; er übernahm es einigemal in Halmingen zu predigen, und erwarb ſich durch ſeine herrlichen Vorträge allgemeinen Beifall. Die Tage ſeines Beſuchs wurden bald für Wahrberg und ſeine Tochter recht eigentliche Feſttage, und er der innige vertraute Freund von beiden. Eliſabeth hatte ihm endlich ihre frühe Liebe und ihren langen Kummer entdeckt, und

ſeine zarte Theilnahme, die ihr den erſten ſüßen Troſt in die Seele goß, zog ihr Herz in ſtiller Neigung zu ihm hin; es war ihr ſo wohl in ſeinem Umgang, ſie fühlte ſich ſo gerührt, wenn ſie ihn ſprechen hörte; ſie ließ ſo gern ihre Blicke auf ſeinen ſchönen männlichen Zügen ruhen, und in das faſt ganz verarmte freudenleere Herz ſingen die Stimmen des entflohenen Frühlings der Liebe wieder leiſe an von fern zu tönen, als wenn er noch einmal zurückkehren wollte. Auch aus Fremdheims theilnehmender Freundſchaft, leuchteten bald die Blitze einer ſtillen heiligen Liebe hervor, und je ſchüchterner er mit dem heißen Herzen vor Eliſabeth ſtand, weil er ihre frühere, ihm ja ſelbſt entdeckte Liebe zu Walthern, viel höher hielt als ihre leiſe Zuneigung zu ihm, um deſto theurer ward er dem Mädchen, und ſie fühlte, daß ſie nach Walthern nur noch dieſen Mann lieben könne. Der Vater bemerkte mit geheimem Entzücken dieſen neu aufgehenden Morgen, in deſſen Frührothsſtrahlen ſeine unglückliche Tochter wieder aufzublühen anfing, und theilte ſeine neuen ſchönen Hoffnungen ſeinem Freunde, dem Oberſten v. Klipphauſen mit. Doch ſo unverkennbare Beweiſe einer zarten Liebe zu Eliſabeth Fremdheim auch gab, ſo trat er doch immer noch mit keiner förmlichen Erklärung hervor, wahrſcheinlich, weil er ganz arm war, und erſt eine Verſorgung haben wollte, ehe er Eliſabeth ſeine Hand anzubieten wagte.

Da wurde unvermuthet der alte Wahrberg vom Schlage getroffen und war dem Tode nahe. Als der Oberſt v. Klipphauſen die Nachricht davon erhielt, machte er es ſeinem Hauslehrer zur Pflicht, unverzüglich nach Halmingen zu eilen, und ihrem kranken Freunde beizuſtehen. Er hatte auch ſchon längſt in Fremdheims Herzen geleſen, und da er alle erwünſchten Sachen gern beeilen mochte, ſo wollte er, daß es jetzt zu einer Erklärung jedenfalls kommen müſſe. Bald darauf reiste der Oberſt ſelbſt nach, um den alten Wahrberg zu beſuchen, und als er hier alles noch auf dem alten Flecke fand und bald merkte, daß Fremdheim immer noch nicht geſprochen hatte, und er dem Kranken wohl anſah, daß das unentſchiedene Schickſal ſeines Kindes wie eine Centnerlaſt auf ſeinem matterſchlagenden Herzen laſtete, ſo konnte er ſich länger nicht zurückhalten, und ſagte: „Hört Freund, ich weiß, ihr ſeht dem Tode eben ſo dreiſt ins Geſicht, als wir Soldaten, drum iſt es Freundespflicht, daß ich euch frage: Habt ihr ſchon euer Haus beſtellt? Habt ihr ſchon daran gedacht, wem ihr eure Tochter anvertrauen wollt, wenn ihr nicht mehr ſeyd?“ — Der Pfarrer heftete ſeine bangen Blicke auf Eliſabeth und Fremdheim, der mit niedergeſchlagenen Augen, aus welchen große Tropfen fielen, am Bett ſtand und ſchwieg. „Nun, Eliſabeth,“ hob der Oberſt wieder an; „willſt

du meine Tochter seyn?" — „Ja!" sprach sie leise und küßte stillweinend seine ihr dargereichte Hand. — „Ja!" wiederholte der alte Wahrberg, „er sey dein Vater!"

„Nun wohl dann!" fuhr der Oberst fort, „so frage ich dich, mein Freund Fremdheim, willst du meine Tochter zum Weibe?"

Da schlug Fremdheim die großen glühenden Augen auf und öffnete in unbeschreiblicher Bewegung die Arme und Elisabeth sank an seine Brust. Der sonst so ernste gefaßte Mann war ganz außer sich und weinte wie ein Kind. Wahrberg gab ihnen seinen Segen.

„Seht ihr, es war gut, daß ich kam," sagte der Oberst; „ihr könnt nun in Frieden fahren, Alter! Eure Tochter soll dieß Haus nicht verlassen, denn niemand wie Fremdheim wird als euer Nachfolger hier einziehen. Ich habe als Eingepfarrter der hiesigen Kirche auch ein Wort dabei zu sprechen, und der alte Wallenrode müßte ja von Gott verlassen seyn, wenn er sich der Gelegenheit nicht freuen wollte, das wieder gut zu machen, was er früher an euch verschuldet hat.

„Ich hoffe auch!" sagte Wahrberg.

„Nicht hoffen!" rief der Oberst, „gewiß glauben sollt ihr es! — Ich verspreche es euch! — Mein Sohn, der Hauptmann, sollte ja nimmermehr die Tochter eines solchen Ungeheuers heirathen, der eure Kinder hier aus dem Pfarrhause jagen wollte."

Dieß waren nun die sichern Hoffnungen des Obersten und seiner Freunde, die freilich durch des Grafen Wahl, die bereits auf Suschens künftigen Gatten gefallen war, gänzlich vernichtet wurden.

Auch der alte Pfarrer Wahrberg kam früh am andern Morgen nach des Grafen Ankunft aufs Schloß, um ihn zu bewillkommen. Beide hatten sich nun seit zehn Jahren nicht wieder gesehen, und reichten sich mit Thränen in den Augen die Hände, denn sie gewahrten gegenseitig an einander die Spuren der schwer vorübergezogenen Jahre.

„Mein lieber Wahrberg!" sagte der Graf, „ich freue mich aufrichtig, daß ich Sie noch einmal wiedersehe, ehe ich unter den Linden schlafe, die Ihre Tochter an meiner Grabstätte gepflanzt hat. Das Schicksal hat mich hart dafür gestraft, daß ich ihm ins Handwerk zu greifen gedachte."

Wahrberg wollte mit liebevollen Worten ihn darüber zu beruhigen suchen, allein der Graf fuhr fort: „Ich weiß jetzt recht gut, was auch Sie und Ihre Tochter gelitten, und würde deßhalb es sehr gern gesehen haben, sie hätte meinem Sekretär Schimmer ihre Hand gegeben, denn so wäre ich im Stande gewesen, vieles wieder gut zu machen."

„O, diese edle Absicht können Sie noch erfüllen!" erwiederte Wahrberg

froh, das Schicksal selbst reicht Ihnen jetzt die Gelegenheit!" und hiermit vertraute er ihm offen Fremdheims Liebe zu seiner Tochter und legte ihm in Betreff der Substitutenstelle seine Wünsche und Hoffnungen bescheiden vor.

Finster schweigend hörte der Graf ihm zu. Man sah ihm einen innern Kampf an; endlich aber schlug er es ihm geradezu ab. Er müsse, sagte er, es sich zwar gefallen lassen, daß auch Fremdheim seine Probepredigt heute noch halte; allein er wolle ihm keine vergeblichen Hoffnungen machen, denn er habe sein Wort bereits einem andern gegeben. „Es ist ein Unglück," schloß er, „daß sich zwischen Ihren Wünschen und meinen Plänen allemal ein böser Geist stellt, und uns feindlich auseinander treibt."

Wahrberg hatte die Erfüllung seines letzten Erdenwunsches so nahe geglaubt, und sah nun mit einemmale alles vereitelt. Er wankte zurück und hielt sich mühsam an einem Stuhle fest. — Da trat Clara ins Zimmer, an ihrer Hand den Obersten v. Klipphausen, ihren künftigen Schwiegervater.

„Willkommen, Herr Bruder!" rief der Oberst und schloß den Grafen in die Arme. „Willkommen einmal wieder in Halmingen! — Ach!" fuhr er fort und reichte Wahrberg die Hand, „ich sehe wohl, ihr beide seyd schon in Richtigkeit; die Wünsche sind aus dem Herzen herausmarschirt, und die Erfüllung ist dafür eingezogen." — Als sie aber beide schwiegen, sah er den Grafen befremdet an und sagte: „Wie? du wirst doch meinem Hauslehrer und Freunde, dem künftigen Schwiegersohne unseres alten Wahrbergs dort, die Substitutenstelle nicht eher verweigert haben, ehe du ihn kennen gelernt und predigen gehört hast?" —

„Es thut mir leid, daß es sich so gefügt hat," entgegnete der Graf; „aber es ist bereits geschehen. Da mir das Recht der Wahl zusteht, so habe ich mein Wort schon dem Kandidaten Schimmer gegeben."

„Hast du wirklich?" fuhr der Oberst mit blitzenden Augen auf ihn ein; „hast du diesem elenden liederlichen Menschen wirklich dein Wort gegeben? Herr Bruder laß mich das nicht glauben, was böse Zungen von dir sprechen — sonst!" —

„Nun was denn sonst?" — sprach der Graf kalt; „ich bitte, Herr Oberst, keine Uebereilung!"

„Gut, Herr General!" sagte der Oberst. „Gut, keine Uebereilung! Erst soll er predigen, aber dann will ich wiederkommen und dich noch einmal fragen! — Bis dahin geh ich ins Pfarrhaus;" und hiermit reichte er Wahrbergen die Hand, und wie liebevoll bittend ihn Clara auch zurückhalten wollte, er ging doch mit ihm in seine Wohnung.

Hier fand er Elisabeth in Thränen, und Fremdheim, in dessen Augen der Zorn noch glühte, mit großen Schritten, das Zimmer auf und abgehend.

„Was zum Henker ist denn auch hier vorgefallen!“ rief der Oberst. Da erzählten ihm denn beide, daß so eben der Sekretär Schimmer mit seinem Bruder hier gewesen sey, um sich die Pfarrwohnung zu besehen. Er habe ihnen unter schadenfrohem Bedauern versichert, daß der Graf seinem Bruder die Substitutenstelle bereits zugesagt hätte, und in ihrer Gegenwart mit einer unbeschreiblichen Anmaßung und Schonungslosigkeit über die künftige Einrichtung dieser Wohnung gesprochen, von welcher der alte Wahrberg mit seiner Tochter nur ein kleines Hinterstübchen behalten könnte. Als ihm nun endlich sogar, bei Elisabeths Thränen, einige Worte entfallen wären, daß es besser für ihre Zukunft stehen könnte, wenn sie seine Bewerbungen nicht zurückgewiesen hätte, und als er sich sogar unterstanden, auf ihre früheren Verhältnisse, die ihr wahrscheinlich zu stolze Hoffnungen gegeben haben möchten, anzuspielen, so sey bei Fremdheimen endlich die Geduld ausgerissen, und er habe die beiden Brüder zum Hause hinausgeworfen.

„Recht so!“ rief der Oberst höchst aufgebracht; „recht so! Es ist ein Glück für die Kerls, daß sie eher zum Hause hinausgeflogen sind, ehe ich sie draußen auffangen konnte; ich hätte sie todt geschlagen.

Wahrberg aber schüttelte sehr traurig den Kopf, und meinte, daß nun alles verloren sey.

„Nein!“ rief der Oberst; „nein! ich lasse noch nicht alle Hoffnung sinken; ich habe fast ein Menschenalter hindurch den alten Wallenrode geliebt und ihm vertraut. Ich baue noch auf sein Herz, und das will ich noch einmal fassen und aus dem Schlafe wecken; habe ich mich aber dennoch geirrt, nun so mögen sie den Kerl eure schönen Saaten mit seinen Teufelskrallen wieder ausreißen lassen; unter einem Dache mit ihm sollt ihr nicht wohnen. Ihr zieht alle zu mir, und ich theile den letzten Bissen mit euch!“

Indeß nun Fremdheim sehr erschüttert in den Garten ging, um seine Fassung wieder zu gewinnen, denn es läutete so eben zur Kirche, rief der Oberst seinen Reitknecht, und befahl ihm, sogleich wieder zurückzueilen, und seinem ältesten Sohne, dem Hauptmanne zu sagen: er solle ihm für jetzt nicht nach Halmingen nachgeritten kommen, denn es könne seyn, daß er selbst noch vor dem Mittagessen wieder zu Hause wäre.

Der Graf, den sein Sekretär unter furchtbaren Zusätzen und Vergrößerungen die Scene im Pfarrhause und seine schnelle unfreiwillige

Entfernung aus demſelben hinterbracht hatte, war höchſt aufgebracht, und nur noch mehr dadurch in ſeinem Vorſatze beſtärkt, ging er in ſehr düſterer Stimmung in die Kirche.

Aber er vergaß bald alles, da Fremdheim mit ſeinem hohen edlen Anſtande die Kanzel betrat; denn jedes Wort ſeines Vortrags drang ihm tief ins Herz, und es war ihm unmöglich, ſeine Augen wieder von ihm abzuwenden. Es hatte dem Kandidaten nämlich freigeſtanden, ſich ſelbſt einen Text zur Predigt zu wählen und ſo hatte er denn das Evangelium von dem verlorenen Sohne dießmal zum Grunde gelegt. Ach, dieſe einfach rührende Geſchichte brachte dem Grafen das Bild ſeines theuren verlohrenen Sohnes, der nicht mehr zurückkehren konnte, wieder lebendig vor die Seele, und als Fremdheim die Worte des Evangeliums verlas: „Und der Sohn machte ſich wieder auf und kam zum Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, ſah ihn der Vater und es jammerte ihn ſein, und er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und ſprach: Laſſet uns fröhlich ſeyn; denn dieſer mein Sohn war todt und iſt wieder lebendig worden, er war verloren und iſt mir wiedergefunden!“ — da konnte der Graf ſeine Thränen nicht länger zurückhalten, und ſie rollten unaufhaltſam auf ſeine ſtill gefalteten Hände hinab.

Die Predigt war vortrefflich; ſie war kein mühſam durchgearbeitetes Meiſterwerk der Beredtſamkeit, ſondern die klare Fluth eines frommen kindlichen tiefgerührten Herzens, in der die Funken eines hellen Geiſtes wie die ewigen Sterne ſich ſpiegelten. — Kaum hatte Fremdheim die Kanzel verlaſſen, ſo eilte der Graf aus der Kirche und verſchloß ſich auf ſeinem Zimmer, denn er fühlte ſich zu tief erſchüttert. Aber nicht lange darauf kam der Sekretär Schimmer, der es nicht erwarten konnte und meldete, daß alles bereits verſammelt ſey, um die Wahl des Herrn Grafen zu vernehmen. Als nun der Graf in den Saal trat, in welchem die Mitglieder der Gemeinde, die Eingepfarrten und unter dieſen auch der Oberſt wie auch der alte Pfarrer nebſt den beiden Kandidaten verſammelt waren, ſo ging er, ohne jemand weiter zu begrüßen, mit ſtillem Ernſt auf Fremdheim zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für Ihre heutige Predigt und ſchätze die Gemeinde glücklich, die Sie zu ihrem Prediger erhält; allein hier kann es nicht ſeyn, denn ich habe mein Wort ſchon Ihrem Rival gegeben.“

Da ſprang der Oberſt ſchnell hinzu, faßte ihn krampfhaft bei der Hand und flüſterte ihm ins Ohr: „Halt's Maul, Bruder! — ich beſchwöre dich, halt's Maul! Gönne mir erſt noch ein Wort unter vier Augen!“

Der Graf öffnete eine Nebenthüre und führte ihn hinein.

„Mensch!“ fing der Oberst an; „bist du wirklich noch der alte ehrliche General Wallenrode, oder hat dich der Teufel besessen? — Willst du wirklich den Mann zurückweisen, der wie ein Apostel auf der Kanzel steht, und dem liederlichen verlaufenen Kerl, der nirgends eine Stelle erhalten konnte, die Pfarre geben, weil er deine — Gott verzeih mir die Sünde! — unter die Haube bringen will?“

„Beruhige dich Freund!“ unterbrach ihn der Graf; „du verkennst mich ganz!“

„Ei, hier ist nichts zu verkennen!“ fuhr Klipphausen fort; „die Sachen stehen klar und deutlich; du bist und bleibst der Unhold, der alles Unglück über Wahrbergs Familie bringt. Ist es dir nicht genug, daß du ihnen zehn Jahre mit Gram versalzen hast? — willst du die ehemalige Braut deines Sohnes jetzt auf die Straße hinauswerfen?“

„Sie soll ja nicht hülflos bleiben,“ sagte der Graf; „ich will sie unterstützen, und ihr, wenn sie es bedarf, eine Summe Geldes geben; aber die Pfarre hier muß Schimmer erhalten. Höre mich nur ruhig an, Bruder, ich will mich vor dir rechtfertigen und dir ein theures Geheimniß offenbaren.“

„Nicht vor mir allein,“ rief der Oberst; „vor Wahrberg und vor Fremdheim mußt du dich rechtfertigen, denn dieß sind die Gekränkten. Bist du ein ehrlicher Kerl, so laß mich sie hereinrufen; ich will dir gern alles abbitten, wenn dein Herz rein ist. Aber hältst du mir eine Sünde hinter dem Berge, von der die Welt schon munkelt, so soll mein ehrlicher Sohn nimmermehr dein Mädchen heirathen, und hast du etwas mit mir zu sprechen, so findest du mich zu jeder Zeit mit Pistolen auf der Grenze!“

„Du gehst sehr weit,“ sagte der Graf; „doch ich verzeihe. Aber erst laß mich dir allein mein Geheimniß anvertrauen; ob du es dann Wahrberg und Fremdheim entdecken willst, überlaß ich dir!“

„Gut! das bin ich zufrieden!“ meinte der Oberst.

„Ich weiß es wohl,“ hob der Graf an, „daß die Welt in dem Glauben steht, ich begünstige deßhalb jene Suschen Mirthner, weil ihr Kind das meinige sey. Ich habe stolz über eine solche Beschuldigung geschwiegen, aber die Welt hat auch nicht ganz unrecht, denn mir ist dieß Kind wirklich noch verwandt; es ist mein Enkel, Bruder, es ist meines armen Walthers hinterlassene Tochter!“

„Wie? — was hör' ich!“ rief der Oberst erstaunt.

„Du weißt,“ fuhr der Graf fort, „wie Glück und Ruhe mit meinem Sohne mich verlassen hatten; du weißt was ich gethan habe, ihn wieder zurückzurufen und mir ihn wieder zu versöhnen. Ach, aber es war zu

spät; er konnte mich nicht mehr hören. Nach acht langen Jahren, in welchen ich ganz ohne Nachricht von ihm blieb, erschien endlich diese Suschen Mirthner mit ihrem vierjährigen Kinde und brachte mir einen eigenhändigen Brief von meinem Sohne. Aber es war der Abschiedsbrief. Sie hatte ihn als Officier in der p.....schen Armee kennen gelernt, sie hatten sich geliebt, und er war Vater ihres Kindes. Kurz vor der letzten Schlacht, in der er geblieben ist, hat er mir jenen Brief geschrieben und mir noch einmal darin sein kindliches treues Herz offenbart. Das Mädchen mochte sich erst nicht zu mir getraut haben; endlich aber war sie doch von der Noth dazu getrieben worden und, ich denke, Bruder, ich habe durch ihre Aufnahme gezeigt, daß mir das Andenken und das Vermächtniß meines Sohnes heilig ist."

„Das ehre ich!" sagte der Oberst; „aber den Zusammenhang mit der Substitutenstelle begreife ich noch nicht?"

Der Graf holte ihm seines Sohnes letzten Brief. Er lautete also: „Mein Vater! Ich nenne Sie dennoch nur bei diesem theuren Namen, wenn Sie mich auch gleich von sich gewiesen haben; Sie werden immer mein Vater bleiben, wenn ich Sie auch nie wieder sehen sollte. Im entscheidendsten Augenblick meines Lebens nehme ich Abschied von Ihnen. Wie auch das Schicksal über mir waltet, ich bleibe treu bis in den Tod! — Seyen Sie dem Mädchen meines Herzens im wahren Sinne Vater; sie gehört nur mir an, und ich lege ihr Glück in Ihre Hand. Wenn unsere Liebe wirklich Sünde war, so falle die Schuld allein auf mich. Ich sende Ihnen ein Kleinod, das ich in einem sehr schmerzvollen Augenblick erhielt, es sey mein Vermächtniß für Sie. Wird mein bescheidener Wunsch erfüllt, so steht meine Geliebte einst als glückliche Hausfrau in dem Pfarrhause zu Halmingen. Walther."

„Begreifst du es nun?" frug der Graf sehr weich; „hast du seinen letzten Wunsch gelesen? — Soll mir die Bitte eines Sohnes nicht heilig seyn, der nach alledem was vorgefallen war, sich dennoch in den letzten Augenblicken nur an mich vertrauensvoll wendet?"

„Hm! — im Briefe steht's allerdings!" meinte der Oberst; „aber wie dein Sohn zu dem Wunsche kommt, die erste Geliebte durch die zweite verdrängen zu wollen, bleibt mir doch unerklärbar."

„Mir nicht!" entgegnete der Graf; „nach einem so langen Zeitraume konnte er wohl glauben, daß Elisabeth schon anderswo versorgt sey, und die Pfarrstelle in Halmingen vielleicht durch Wahrbergs Tod erledigt werden würde; da scheint mir der Wunsch so menschlich, die spätere Geliebte unter dem Dache zu wissen, wo er die Liebe kennen gelernt hatte.

Dieß kurze Teſtament, dieſer Wunſch und ſein Kleinod, das Kind, ſind das einzige was ich von meinem geliebten Sohne habe. Darum halte ich das Kind trotz dem Gerede der Welt wie meinen rechtmäßigen Enkel, darum habe ich Suschen verſprochen, dem Manne die hieſige Subſtitutenſtelle zu geben, den ſie wählen würde. Sie beſteht darauf, dem Kandidat Schimmer ihre Hand zu reichen, alſo habe ich ihm auch mein Wort gegeben. Dieß, Freund, iſt meine Rechtfertigung!“ ſchloß der Graf; „wenn ſie nicht zu deinem Herzen ſpricht, ſo habe ich weiter nichts zu ſagen.“

Der Oberſt reichte ihm gerührt die Hand und ſagte: „Du biſt ein ehrlicher Kerl, ein guter treuer Vater — biſt wieder mein alter lieber Wallenrode! — Aber es iſt doch ſchlimm, daß es ſo ſteht, und daß dein Sohn noch einmal aus dem Grabe aufſteigen und wie ein böſer Geiſt durch das Pfarrhaus gehen muß. Höre!“ fuhr er nach kurzer Ueberlegung fort; „laß mich den Wahrberg und Fremdheim auch hereinrufen, und ihnen die Sache offen erklären. Sie haben beide auch das Herz auf dem rechten Flecke, und werden einem braven Vater gern ihre Hände reichen und dann, wenn wir alle wieder Freunde ſind, dann thu' in Gottes Namen was du mußt — wir wollen kein Wort mehr ſagen.“

Der Oberſt rief die beiden Männer herein, und indeß er ihnen das nämliche erzählte, was wir ſo eben erfahren haben, war der Graf an ein Fenſter getreten und ließ ſeinen Thränen freien Lauf. Auch der Oberſt trocknete ſich die Augen, als er geendigt hatte; Wahrberg ſaß ſchweigend auf einem Stuhle und ſah ſtill und bleich auf ſeine zitternden gefalteten Hände nieder, und Fremdheim hatte die großen ſchwimmenden Augen ſtarr auf den Grafen geheftet. Da wendete dieſer ſich um und trat auf Fremdheim zu, indem er in hoher Rührung ſagte: „Sie haben heut durch Ihre herrliche Predigt mir das Bild eines armen geliebten Sohnes noch lebendiger vor das Auge geſtellt. Aber eben deßwegen werden Sie auch meinen Entſchluß nicht mißbilligen; denn ich kann ja nichts weiter thun, als auf dieſe Weiſe ſein mir heiliges Andenken ehren. Ach! ich bin nicht der glückliche Vater im heutigen Evangelium, denn wie ich auch meine Arme ausbreite, mein verlorener Sohn kehrt nicht wieder zurück!“ — Der alte Mann war ganz außer Faſſung; er hielt beide Hände vor die überſtrömenden Augen und ſchluchzte laut. Da fühlte er ſeine Knie umfaßt, und als er aufſchaute, kniete Fremdheim vor ihm und rief: „Nimm den verlornen Sohn wieder auf, mein Vater!“ — Er hatte die dunkle Haartour abgeworfen und er ſprach das Wort „Vater!“ mit der vertrauten lieblichen Stimme wieder aus — und der Vater erkannte ſeinen Walther.

Wer das Herz hat, diese Scene zu verstehen, trete näher hinzu; es wird ihm lieber seyn, sie schweigend mit mir zu betrachten.

Nach dem ersten Entzücken des Wiedersehens verständigte man sich gegenseitig. Walther war seiner Liebe treu geblieben. Er hatte in der ersten Verzweiflung fremde Kriegsdienste genommen und mehrere Feldzüge mitgemacht. Hier war er verwundet und gefangen worden. Deßhalb konnten ihm die öffentlichen Aufrufe seines Vaters, die während seiner Gefangenschaft erschienen, nicht zu Augen kommen. Aber er hatte in dieser Muße sich seinen künftigen Lebensplan entworfen; hatte nach eingetretenem Frieden den Abschied genommen, die Universität nochmals bezogen und die Gottesgelahrtheit studirt, denn der Entschluß war in seiner Seele fest geworden, auf diese Weise dennoch einmal seine Elisabeth zu gewinnen. Nach vollendeten Studien war es ihm endlich gelungen in der Nähe von Halmingen im Hause des Obersten eine Anstellung zu finden. Was weiter vorgegangen und was er gethan, sich unerkannt der Geliebten und dem Vater wieder zu nähern, ist uns schon bekannt. Hingegen hatte er Suschen Mirthner niemals mit Augen gesehen und erkannte vielmehr in dem vorgezeigten Briefe ohne Datum denjenigen, welchen er bei seiner Flucht von Halmingen an den alten Wahrberg zurückgelassen, und das Kleinod, von dem die Rede darin ist, für nichts anders, als für ein brillantenes Kreuz, welches ihm seine Mutter auf ihrem Todtenbette gegeben, und er Wahrbergen nun zum Andenken hatte hinterlassen wollen.

Nach dieser Erklärung zweifelte man nicht mehr an einem großen Betruge, forderte den Sekretär Schimmer vor, und nahm ihn in ein strenges Verhör. Da er nun zu seinem Entsetzen Walthern wieder vor sich erblickte, so zögerte er auch nicht, alles zu gestehen. Suschen war nämlich niemand anders, als ein armes, von seinem ausschweifenden Bruder früher betrogenes Mädchen, die ihn in einer sehr hülflosen Lage mit ihrem Kinde endlich aufgesucht und gefunden hatte. Sie war beiden Brüdern höchst ungelegen gekommen, doch hatte der Sekretär bald seinen Plan für sie entworfen, und ihr diese Rolle gegeben; er gedachte theils dadurch seinem Bruder die Pfarrstelle zu verschaffen und das Mädchen zum Schweigen zu bringen, theils auch seine Rache an Wahrbergs selbst zu nehmen. Der Brief, den Walther ihm zur Besorgung zurückgelassen, war von ihm eröffnet und erstlich des kostbaren Kreuzes wegen behalten, endlich aber zu seinen Plänen selbst benutzt worden, deren Entdeckung er deßhalb nicht fürchten zu dürfen glaubte, weil er Walthern, der auf keinem der väterlichen Aufrufe die geringste Nachricht von sich gegeben hatte, sicher für todt hielt.

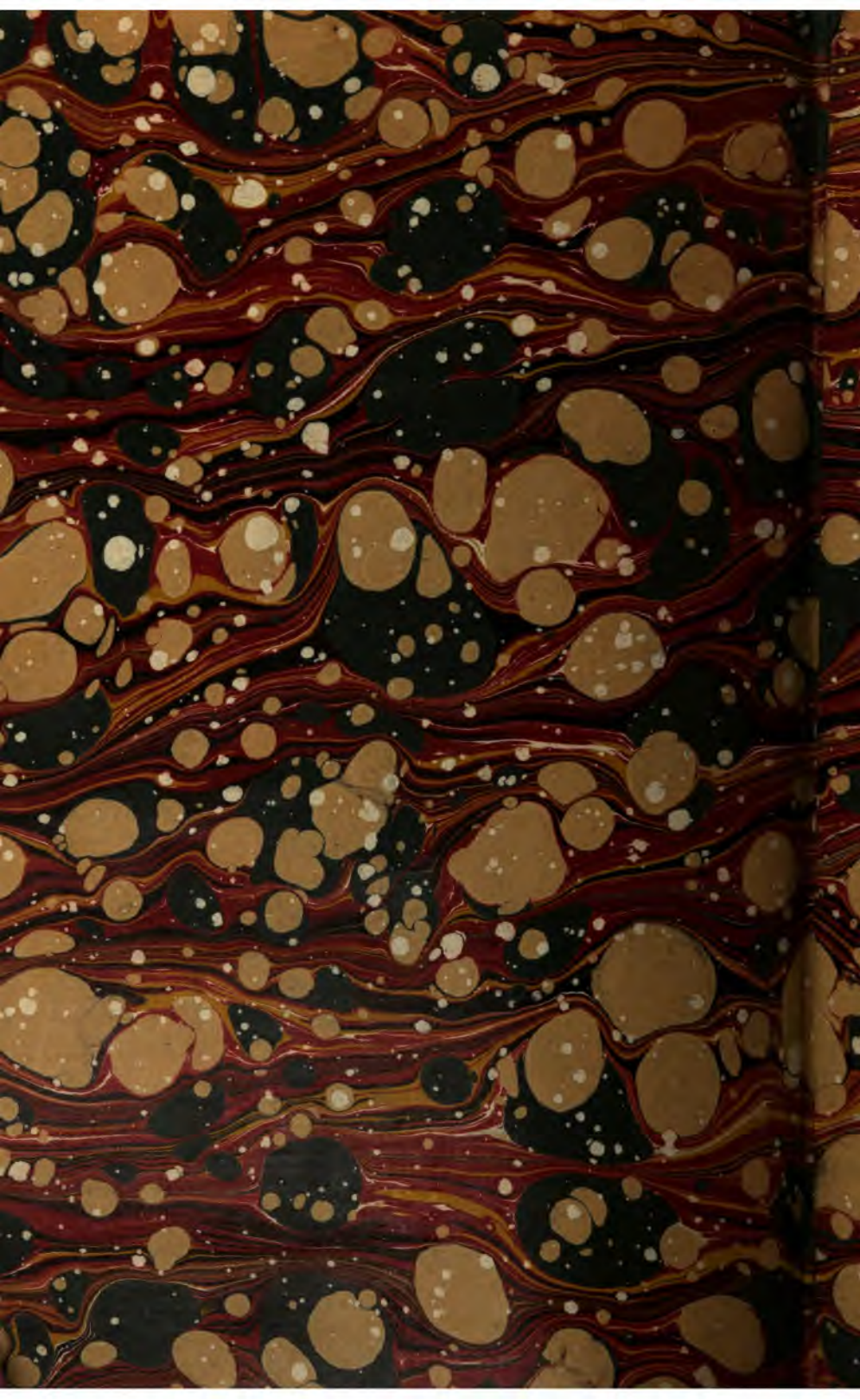
Nach dieser Lösung aller Räthsel faßte der glückliche Vater den wiedergefundenen Sohn bei der Hand, und führte ihn in Begleitung seiner Freunde in die Pfarrwohnung. — Ach! Elisabeth saß hier und harrte unter bangem Herzklopfen auf die Rückkehr des Vaters; da öffnete sich die Thür und der zweifach geliebte Mann lag an ihrem Herzen und der Segen zweier glücklichen Väter heiligte den Bund.

Der alte Wahrberg traute seine Kinder noch an demselben Tage, und legte dann nach dieser letzten Arbeit sein Amt förmlich nieder. Was auch der Graf nun dagegen einwenden mochte, er mußte doch endlich den Bitten und Vorstellungen des Sohnes nachgeben, und ihm die Pfarrstelle zu Halmingen ertheilen. Sein erstes Geschäft war die Hand seiner Schwester Clara in die des jungen Klipphausen zu legen, und an heiliger Stätte den Bruderſegen über sie auszusprechen.

Die beiden saubern Gebrüder Schimmer wurden verwiesen; Suschen aber, die froh war aus den Händen dieser Menschen loszukommen, blieb mit ihrem Kinde als Haushälterin auf dem Schlosse.

Der Fürst selbst nahm großen Antheil an dieser seltenen Begebenheit und trug dem jungen ausgezeichneten Manne die höchsten geistlichen Stellen seines Landes an; allein Graf Walther schlug sie alle aus und blieb Pfarrer zu Halmingen. „Ich will der Freund, der Lehrer, der Tröster meiner künftigen Unterthanen seyn," antwortete er; „damit es mir desto sicherer gelingt, sie alle einst glücklich zu machen."

Auch der alte Graf nahm nun seinen Abschied, verließ den Hof und die Stadt und zog nach Halmingen. Er lebte hier noch viele glückliche Jahre, und Vater und Sohn schufen ein wahres Paradies.

Zuerst starb der alte Wahrberg und als ihm auch endlich der Graf folgte, legte Walther seine Pfarrstelle nieder, trat in sein väterliches Erbe und bezog mit seiner Elisabeth und seinen Kindern das Schloß. Er ernannte einen würdigen Mann zu seinem Nachfolger im geistlichen Amte, vergaß die Welt um sich her, und wie ein alter frommer Patriarch blieb er der Vater aller seiner Unterthanen.

541502